Meyer's Universum

Ein Jahrbuch

für

Freunde der Natur und Kunst

mit

Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde

und Beschreibungen von

Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schükking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A.

Herausgegeben

von

Hermann J. Meyer

Pracht-Ausgabe – Dritter Band.

Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1864.

Die Auszüge wurden zusätzlich versehen mit Abbildungen von Personen, Ereignissen und Artefakten,

bearbeitet und herausgegeben

von

Rudolf Kreutner

2. völlig überarbeitete und ergänzte Auflage.

Schweinfurt

2022

Inhalt

Inhalt.......... 1

Urheberrecht.......... 5

Lizenz:.......... 5

Vorbemerkung des Herausgebers.......... 6

Die Englischen Seen

Herbsttage an den englischen Seen. I. Furneß-Abtei. 8

Herbsttage an den englischen Seen. II. Die Seen von Westmoreland.......... 19

Herbsttage an den englischen Seen. III. Die Seen von Cumberland. 28

Wartburg, Eisenach

Ein Bild aus Eisenachs Romantik. .... siehe hierzu Bd. III, S. 307

Mariánské Lázně/Marienbad

Marienbad. .... siehe hierzu Bd. I, S. 114

Tegernsee

Tegernsee in den bayerischen Alpen. .... siehe hierzu Bd. VII, S. 249

Hamburg

Das neue Waisenhaus in Hamburg. .... siehe hierzu Bd. VII, S. 170

Hamburg und die deutsche Seewehr. .... siehe hierzu Bd. VII, S. 176

Der Eibsee

Der Eibsee. 36

Das Frische Haff

Am baltischen Strand. (Das Frische Haff.) 39

Altona

Altona. 43

Caernarfon

Schloß Carnarvon. 49

Paris

Das Hôtel du Louvre in Paris. .... siehe hierzu Bd. IX, S. 316

Trostburg

Schloß Trostburg im Grödnerthal. .... siehe hierzu Bd. III, S. 248

Hannover

Das Leibnitzhaus in Hannover. .... siehe hierzu Bd. XI, S. 68

Glückstadt

Glückstadt. 52

Theben, Karnak, Memnonsäulen

Medinet-Abu in Egypten. .... siehe hierzu Bd. III, S. 78

Strasbourg/Straßburg

Straßburg. .... siehe hierzu Bd. XI, S. 116

Krakau

Der Kosciuszko-Hügel bei Krakau. .... siehe hierzu Bd. XV, S. 95

Schloß Herdringen

Herdringen. 58

Schloß Tarasp

Schloß Tarasp in Graubünden. 64

Wetzlar

Wetzlar. 70

Garmisch-Partenkirchen

Partenkirchen. 76

Bad Reichenhall

Karlstein bei Reichenhall. .... siehe hierzu Octavausg. Bd. XVI, S. 66

Penshurst Place
Schloß Penshurst, der alte Landsitz der Familie Sidney. 81
Canterbury
Canterbury..... 85
Cherbourg-en-Cotentin
Cherbourg. 94
Schloß Hohenaschau
Hohenaschau. 100
Schloß Iburg
Iburg. 103
Das Ilsetal
Das Ilsethal und seine Umgebung. 109
Bayreuth
Jean Paul’s Grab. ..... siehe hierzu Bd. XIV, S. 157
Luzern
Luzern und der Pilatus. ..... siehe hierzu Bd. XII, S. 63
Der Wendelstein
Der Wendelstein..... siehe hierzu Octavausg. Bd. XVI, S. 214
Jerusalem
Der Tempelplatz in Jerusalem..... siehe hierzu Bd. II, S. 495
Engelhartszell
Engelhartszell..... 114
Maria Laach
Der Laacher See und das Maifeld. 119
Ruine Walkenried
Kloster-Ruine Walkenried. ..... siehe hierzu Octavausg. Bd. XVI, S. 177
Wales
Wales und die Waliser. 124
Das Passeiertal, Andreas Hofers Haus
Das Passeyerthal. (In Tyrol.)..... siehe hierzu Bd. IX, S. 17
Kopenhagen
Kopenhagen. ..... siehe hierzu Bd. X, S. 51
Funchal
Funchal auf der Insel Madeira. 133
Dover
Dover..... 139
Metz
Metz. 145
Rottach-Egern
Der Rottacher Wasserfall. (In den bayerischen Alpen.) 154
Cuxhaven, Neuwerk
Kuxhafen. 160
Neuwerk. 167
Der Fernpass
Paß Fernstein in Tyrol. 170
La Chaux-de-Fonts
La Chaux-de-Fonts..... 174
Wuppertal
Elberfeld..... siehe hierzu Bd. XIV, S. 256
Barmen..... siehe hierzu Bd. XIV, S. 262
Goslar
Goslar. 178

Innsbruck
Das goldene Dach zu Innsbruck.. siehe hierzu Bd. III, S. 47
Das Zillertal
Zell im Zillerthale. .... siehe hierzu Bd. XXI, S. 58
Genf
Genf in seiner neuern Entwickelung. ....siehe hierzu Bd. II, S. 187
Bad Cannstatt
Das Cannstadter Thal. 184
Schloß Hohenschwangau
Hohenschwangau. .... siehe hierzu Bd. VIII, S. 99
Bormio
Thal und Bäder von Bormio.. 189
Kiel
Kiel. .... siehe hierzu Bd. XIV, S. 236
Berlin
Das Berliner Schauspielhaus...siehe hierzu Bd. VII, S. 66
Schloß Tegel. ....siehe hierzu Bd. VII, S. 72
Le Prese
Le Prese.. 194
Ort der Bergpredigt (Tabgha)
Ort der Bergpredigt. 199
Wrocław/Breslau
Die Universität zu Breslau. .... siehe hierzu Bd. XIV, S. 64
Berchtesgaden
Der hohe Göhl bei Berchtesgaden. .... siehe hierzu Bd. VI, S. 86
Oberammergau
Oberammergau... 205
Kloster Ettal. 212
Düsseldorf
Düsseldorf. ....siehe hierzu Bd. XVII, S. 113
Hamburg
Hamburg und die deutsche Seewehr. ....siehe hierzu Bd. VII, S. 176
Regensburg
Regensburg. .... siehe hierzu Bd. VIII, S. 128
Der Pic du Midi de Bigorre
Pic du Midi de Bigorre. 215
Kapstadt, Kap der Guten Hoffnung
Die Kapstadt und die Tafelbai. .... siehe hierzu Bd. V, S. 25
Cordoba
Cordova (Cordoba). .... siehe hierzu Bd. III, S. 282
Wyk auf Föhr
Wyck in Schleswig. 219
Zürich
Schweizer Bilder. I. Zürich. .... siehe hierzu Bd. XI, S. 26
Schloß Gottlieben
Schweizer Bilder. […] II. Schloß Gottlieben. 224
Sankt Gallen
Schweizer Bilder. […] III. Sankt Gallen. 229
Die Rosstrappe
Das Bodethal und die Roßtrappe. ....siehe hierzu Bd. XIII, S. 37
London
Die königlichen Schlösser von London. ....siehe hierzu Bd. II, S. 371

Riga
Riga. 233

Schlußwort. 240

Literaturverzeichnis 241

Autoren 241
Herausgeber 261

Vorbemerkung des Herausgebers

Ein ausführliches Vorwort steht dem Ersten Band voran; ein Literaturverzeichnis für alle Bände bildet den Abschluß von Band III der „Pracht-Ausgabe“.

Hinsichtlich der Bände der „Octav-“ wie „Pracht-Ausgabe“ muß bemerkt werden, daß die ersten Bände der jeweiligen Reihe nur sehr wenige Artikel enthalten (Band XII der „Octavausgabe“ besteht sogar nur aus dem Inhaltsverzeichnis mit den entsprechenden Verweisen), da für den Inhalt dieser Ausgaben zumeist Beiträge aus den vorangegangenen Bänden wiederverwertet wurden (auch wurden daraus im Rahmen der Edition Aufsätze früheren Bänden zugeordnet).

Die Texterfassung erfolgte auf der Grundlage der von Herrn Peter Ketsch (Berlin) auf seiner Internetplattform „Enzyklothek“[1] zur Verfügung gestellten „Universum“-Ausgaben, die fast sämtliche Bände als PDF-Dateien mit unterlegtem OCR-Text umfaßt, was die mühselige Arbeit des Abtippens zum größten Teil ersparte. Der aus der PDF-Vorlage kopierte im Antiqua-Format vorliegende Text erforderte nun ‚nur‘ noch entsprechende Korrektur- und Formatierungsdurchgänge, wofür – bis auf das für das „Universum“ charakteristische Querformat der Seiten – den Vorgaben Meyers möglichst genau Folge geleistet wurde.

Hauptquelle für die Erläuterungen bildeten die verschiedensprachigen Portale von Wikipedia, ergänzt durch weitreichende eigene Internet-, Lexikon-, Wörterbuch- und Literaturrecherchen. Im Falle eines direkten Bezuges zu einer Internetquelle wurde diese als Link in der jeweiligen Anmerkung angeführt.

Für die prosopographischen Einlassungen wurde neben Wikipedia auch auf das von der DFG über das Leibnitz-Informationszentrum Wirtschaft zur Verfügung gestellte „World Biographical Information System“ zurückgegriffen.

Allgemein bekannte historische Persönlichkeiten wurden jeweils nur einmal kurz erläutert.

Literaturzitate wurden anhand des reichhaltigen Angebots der entsprechenden Portale wie Deutsches Text-Archiv (DTA), Google Books, Archive.org, HathiTrust, Münchener Digitalisierungszentrum (MDZ) sowie eigener Bibliotheksbestände autoptisch überprüft.

Da die Anmerkungen alle relevanten bibliographischen Angaben für Zitate bzw. Verweise enthalten, wird auf ein gesondertes Literaturverzeichnis verzichtet.

Die für die großen Städte zusammengestellten Artikel finden sich alle im Band der ersten Erwähnung. Residenzstädten wie Coburg, Innsbruck, London, München oder Paris etc. wurden zumeist auch die in der näheren Umgebung befindlichen Schloßanlagen hinzugefügt.

Bei Meyers freier Zitierweise muß leider davon ausgegangen werden, daß so mancher Literaturnachweis „durch die Lappen“ gegangen sein dürfte.

Nicht wenige der Örtlichkeiten wurden mit Hilfe von Google Maps überprüft und damit zweifelsfrei identifiziert.

Auf Ortsnamen wurde in der Regel nur dann näher eingegangen, wenn sich deren Schreibweise geändert hat.

Auf Artikel, die wegen der thematischen Anordnung im selben Band an andere Stelle stehen, wird nicht eigens verwiesen.

Gebäude aus dem Mittelalter, deren Baugeschichte sich oftmals über Jahrhunderte hinzog, blieben bis auf wenige Ausnahmen bei den Erläuterungen unberücksichtigt.

Transliterationen aus dem Osmanischen wurden im Wesentlichen nach der Istanbuler İslâm Ansiklopedisi (İA) vorgenommen; die Umschrift einzelner Begriffe wurde zumindest teilweise aus den untengenannten Wörter- bzw. Lehrbüchern rekonstruiert.

Als Quellen für die osmanische Schreibweise dienten:

- Hindoğlu, Artin [(1780-1840?)]: Theoretisch-pracktische Türkische Sprachlehre für Deutsche, […]. Wien: A. v. Schmid 1829.

[1] https://www.enzyklothek.de/einheitstitel/meyers-universum.

- Frashëri, Sami [(1850–1904)]: Dictionnaire Turc-Français. Constantinople: Mihran 1883.
- Redhouse, James W. [(1811–1892)]: A Turkish and English Lexicon […]. Constantinople: A. H. Boyajian 1890.

Die Transliterationen aus dem Arabischen erfolgten durchgängig nach dem Regelwerk der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft (DMG), die der kyrillisch geschriebenen slavischen Sprachen nach der einschlägigen Tabelle[2] der Universität zu Köln. Für das Hebräische wurde nach Möglichkeit auf die Vorgaben der „Deutschen Bibel-Gesellschaft“[3] zurückgegriffen.

Die Sprachbezeichnung „griech.“ bezieht sich der Regel auf altgriechisch (bei „hebr.“ auf biblisch-hebräisch). Wo es für das Textverständnis angebracht erschien, wurde in den Anmerkungen eigens zwischen alt-, mittel- und neugriechisch unterschieden.

Da bei Meyer oftmals nicht ersichtlich ist, welche Längen- bzw. Streckenmaße er gerade verwendet, möge man sich an folgenden ungefähren Vergleichs- bzw. Richtwerten orientieren:

- 1 Wegstunde/Post- oder geometrische Stunde = ½ Meile = 12.703 Fuß (bayr.) = 3.707,49 Meter. Bei Joseph Meyer wird sie allerdings auch häufig mit ca. 7,5 km angesetzt.
- Der Pariser Fuß zu 32,48 cm, der rheinische Fuß zu 31,39 cm (beide Maße verwendet Joseph Meyer gerne) und der engl. zu 30,48 cm.
- Die preuß. Meile zu 7,5325 km, die geographische zu 7,4204 km, die österr. Postmeile zu 7,5859 km und die engl. Meile zu 1,6093 km.

Der Herausgeber verfügt über die Bildrechte an sämtlichen hier präsentierten Abbildungen.

Mein aufrichtiger Dank für wertvolle Hinweise und tatkräftige Unterstützung gilt Herrn Peter Ketsch (Berlin), Frau Elfriede Kreutner (Schweinfurt), Herrn Martin Kreutner (Schweinfurt), Frau Dr. Karin Rhein (Schweinfurt), Frau Kyoko Shibasaki M. A. (柴﨑香子) (Düsseldorf) und Frau Prof. Dr. Claudia Wiener (München). Ihnen sind Herausgeber und Leser zu herzlichem Dank verpflichtet.

Dr. phil. h. c. Rudolf Kreutner, M. A.

P. S.: Eine erste, autobiographisch geprägte Teilbearbeitung von „Meyer Universum“ kann eingesehen werden unter:

http://d-nb.info/1202736416
bzw.
https://archive.org/details/Begegnungen_im_Universum

[2] http://slavistik.phil-fak.uni-koeln.de/fileadmin/slavistik/Mitarbeiter/Buncic/translit.pdf.

[3] https://www.bibelwissenschaft.de/startseite/.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [1]-9, [21]-30 u. [37]-43.

Herbsttage an den englischen Seen[4].

I. Furneß-Abtei[5].

Der Distrikt der Seen – „*the lake district*" – nimmt die äußerste Nordwestecke von England ein, umschließt einen Theil der Grafschaften Lancaster, Westmoreland, Cumberland und stößt hart an die Ausläufer der Berge von Schottland und das „*border-land*", jene Grenzscheide, auf welcher – hochgefeiert in der alten Dichtung beider Völker – die blutigsten und romantischsten von allen Kämpfen zwischen Schotten und Engländern ausgemacht worden sind. Der Boden ringsum ist reich an kriegerischen Spuren der Vergangenheit; die letzten von Nessel und Stechpalme überwucherten Reste römischer Stationen, sowie die zahlreichen Burgen, die theils in Trümmer liegen, theils von den späten Nachkommen der ersten Erbauer noch bewohnt werden, geben Kunde von jenem wilden Geist der Fehde, der hier länger als ein Jahrtausend getobt, der mit dem düstern Namen der Picten[6] verbunden zuerst in der Geschichte auftaucht, und die Tage innerer Zerrissenheit und die Kriege der weißen und der rothen Rose[7] überdauernd, sein Ende erst fand in jenem Staatsakte, welcher die beiden Königreiche zu einem Namen[8] und einem Parlament verband.

Aber seitab von diesem Schauplatz des ununterbrochenen Haders hat die Natur Alles, was sie Schönes, Liebliches und Friedevolles besitzt, in einen Umkreis der Berge geflüchtet, welche mit blauen, weichen Konturen eine Gegend umschließen, mannichfaltig geschmückt mit allen Reizen landschaftlicher Anmuth, mit Wald und Wiese, mit Hügeln und Abhängen, vor Allem aber mit dem, was der Landschaft die Seele ist und ihr den Ausdruck des Seelischen verleiht: mit Wasser, mit Seen! Dieses ist das Land der Seen – das Heiligthum der englischen Vorzeit, welche sich mit den Ueberresten des celtischen Druidenthums hier in so manchem stillen Seitenthal verbindet – das Heiligthum der englischen Poesie, welche mit den Erinnerungen an Coleridge[9], dem Grabe von Wordsworth[10] verknüpft ist und in dem

[4] Die Texte zu den englischen Seen wurden Julius Rodenbergs (siehe hierzu S. 27, Anm. 92) Werk „Studienreisen in England. Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart. […]" (Leipzig: F. A. Brockhaus 1862) entnommen.

[5] Die 1123 gestiftete und 1537 im Zuge der engl. Reformation aufgehobene Zisterzienserabtei Furness Abbey.

[6] Pikten (lat. picti, die Bemalten; griech. πυκτίς, pyktís, „die Schreibtafel, das Bild"), röm. Bezeichnung für die Stämme Schottlands, bei denen Tätowierungen verbreitet gewesen sein sollen.

[7] Die sog. Rosenkriege (engl. Wars of the Roses) der Häuser Lancaster (mit dem Symbol der roten Rose) und York (mit dem der weißen Rosen) um die Herrschaft über England in den Jahren 1455 bis 1485.

[8] Das Haus Tudor (walis. Tudur bzw. Tewdwr; engl. Royal House of Tudor), das von 1485 bis 1603 über England herrschte.

[9] Der engl. Dichter, Dramatiker und einer der Begründer der engl. Romantik Samuel Taylor Coleridge (1772–1834), der sich in den Jahren 1799 bis 1805 im Lake District niedergelassen hatte.

[10] Der engl. Romantiker William Wordsworth (1770–1850) hatte nicht nur am östl. Rand des Lake Districts das Licht der Welt erblickt, sondern kehrte im Jahre 1799 auch wieder dorthin zurück, wo er bis an sein Lebensende

Namen der „Seeschule“[11] ein unvergängliches Denkmal in der Geschichte englischer Literatur erhalten hat.

Man kann sagen, daß das „alte, romantische Land“ bei Lancaster beginne, eine Stunde[12] etwa hinter Preston, der Baumwollenstadt, und zwei hinter Liverpool, der Stadt der Schiffe und des Welthandels. Hier, in Lancaster, steht ein altes, wettergraues Schloß, mit alten, wettergrauen Thürmen, von denen einer durch des römischen Reiches Kaiser Hadrian[13] im Jahre 122, und ein anderer, mehr als 1000 Jahre später, durch den ritterlichen Plantagenet, Eduard III.[14], erbaut worden ist. Auf dem höchsten dieser Thürme stand ich einst, an einem sanften Herbstnachmittage vor Jahren, das Auge gefesselt von der rings ausgebreiteten Schau – von der Stadt, die sich mit ihren grauen Bleidächern terrassenförmig an dem Berg emporzieht – von Feld und Wald, grün im bläulichen Herbstduft – von dem Fluß, der sich ruhig durch die Ebene schlängelt, von dem irischen Kanal, mit langsam darüber hinwandelnden Segeln und Masten, und von den Westmoreland-Hügeln, hinter welchen die Seen liegen. Mein Blick folgte einer Rauchsäule, welche fein durch den blauen Herbstäther zog – es war die Eisenbahn[15], die zu diesen Seen und nach Schottland ging; und ein Gefühl ergriff mich, ähnlich demjenigen, welches der Dichter schildert – „das Land der Griechen mit der Seele suchend“[16].



William Wordsworth
(siehe hierzu S. 8, Anm. 10).

An diesen Herbstnachmittag gedachte ich, als ich, vier Jahre später, an dem selben Schloß und unter demselben Thurme vorbeifuhr. Es war ein Herbstnachmittag, wie jener, aber voller, sonniger, nach einer Reihe schwerer und dunkler Tage; und so war auch meine Seele reifer, als damals, und voller ergriffen von dem Glück, wieder frei zu sein. Von einer kurzen Wanderung durch die hart bedrängten englischen Weberdistrikte[17] hatte ich eine so traurige Empfindung, einen solchen Druck von Schwere und eisiger Kälte mitgenommen. Ich kann an die Bilder menschlichen Jammers, die ich dort gesehen, nicht ohne Pein zurückdenken; und sie vermischen sich in meiner Erinnerung mit dem Nebel, zäh und gelb, mit dem Regen und dem Winde, welcher scharf und schneidend vom benachbarten Meer heraufwehte und jene Tage zu den düstersten macht, die ich in England erlebt habe. Aber hier, bei Lancaster, wo die Wege sich scheiden, kam die Sonne wieder. Sie vergoldete mit ihrem späten Lichte den Thurm, auf welchem ich schon einmal gestanden, und die Fläche

---

an verschiedenen Orten wohnte. Der Stich in Punktmanier wurde von Robert Whitechurch (1814–1876) geschaffen.

[11] Die engl. Romantiker die sich im Lake District ansiedelten, werden noch heute in der Literaturgeschichte als „Lake Poets / See-Dichter“ bezeichnet.

[12] 1 Wegstunde/Post- oder geometrische Stunde = ½ Meile = 12.703 Fuß (bayr.) = 3.707,49 Meter. Bei Joseph Meyer wurde sie allerdings auch häufig mit ca. 7,5 km angesetzt.

[13] Publius Aelius Hadrianus (76–138), seit 117 römischer Kaiser.

[14] Eduard III. (engl. Edward III; 1312–1377), seit 1327 König von England und Wales.

[15] Der Lake District war im Jahre 1859 über die 1847 fertiggestellte Kendal-Windermere-Eisenbahnverbindung an die Strecke nach London angeschlossen worden.

[16] Zitat aus Johann Wolfgang von Goethes (siehe hierzu S. 21, Anm. 62) Drama „Iphigenie auf Tauris – Ein Schauspiel […]. Ächte Ausgabe“ (Leipzig: G. J. Göschen 1787), „Erster Aufzug“, „Erster Auftritt“, S. 4.

[17] Siehe hierzu Julius Rodenbergs (siehe hierzu S. 27, Anm. 92) Artikel über Preston in „Meyer’s Universum“, Octavausgabe Bd. XVI.

von Grün und Blau, welche mir nicht mehr unbekannt war. Ein unbeschreiblich schönes Gefühl neuer Lebenslust erweckte dieser Abschiedsschimmer des Tages in mir, welcher auf grünen Gräsern, und Halmen sprühte, feucht noch von großen Regentropfen, die zuweilen funkelnd wie Diamanten zu Boden fielen. So warm in den Farben, dabei so klar und verheißungsvoll, wie an jenem Abend über dem Gestade und dem Gewässer der Morecambe-Bai, hatte ich die Sonne sehr lange nicht niedergehen sehen. Die Morecambe-Bai ist eine tiefe Einbucht, welche die irische See in die Küsten von Lancaster und Westmoreland gebrochen. Ein breiter Sandgürtel, silbern schimmernd gegen das dunklere Blau des Wassers, welches nun in den röthlichen Goldtinten des Abends wogte, umspannt diese Bai, und dicht am Rande derselben liegen die Schienen der Bahn. Es gibt nichts Erhabeneres für die Seele und das Auge, als den Anblick des Meeres in solchen Momenten der Feier, – wenn über dem Meer ein anderes Meer von Licht und Farben, von Gluth und Herrlichkeit ausgegossen scheint. Es hat etwas Märchenhaftes alsdann, von jenem Glanz und Zauber, welcher die Vorstellung des Menschen hinreißt und ihr in den großen, purpurnen Wolken die Bilder von phantastischen Gebirgen und Palästen zeigt, als ob die verschollenen Inseln für einen Augenblick aus der Meerestiefe emporgetaucht seien. Jetzt steht die Sonne wie ein feuriger Ball auf dem schauernden Rande des Gewässers – jetzt fliegt ein Dunst über sie, wie wenn man eine blanke Scheibe anhaucht – ihre reine Schönheit wird getrübt, das Feuer löscht aus, das Roth geht in Grau über, Wolken steigen auf, das Meer ist kalt, der Zauber ist zu Ende, die Sonne ist fort. Es ist dunkel, und die Fahrt geht in ein unbekanntes Land. Denn Dämmerung und Nacht sind am Meer kaum unterschieden.

Solch eine Fahrt in ein dunkles, unbekanntes Land hat etwas ungemein Ahnungsvolles für die Seele. Man weiß nicht, wo sie enden und wohin sie uns führen wird. Mitten in der Monotonie des Eisenbahngerassels bewahrt sie uns noch ein Stück von der alten guten Art, wo das Reisen an sich noch eine Wonne war, wo es das Gemüth noch und nicht blos das Auge beschäftigte. Kaum nun war der letzte Sonnenfunken verglommen, so blitzten schon aus den Bergschluchten die Abendlichter herauf, wie Märchenlichter aus Bergspalten. Bald war ein dumpfes Rollen und Rauschen zur Linken – das Meer; bald ein leises Flüstern und Wehen zur Rechten – der Wald, der zuweilen bis dicht an das weithin flache Ufer reicht, bald um schroffe Felsvorsprünge hoch hinauf klettert.

Endlich hielt der Zug, und wir waren in der Abtei, oder vielmehr erst an der Station, die von ihr den Namen hat – Furneß-Abtei. Aber beide sind Wand an Wand, und unter einem Dache. Welch ein wunderlich Stück Romantik ist das doch, daß man mit der Eisenbahn mitten in eine alte Abtei hineinfährt! Aber so ist es. Hier, wo die Maschine hält, umgeben von Hecken mit Herbstrosen und Ruinen mit Epheu, steht noch das alte Manor-Haus[18], in welchem einst vor 700 Jahren der Abt von Furneß residirt hat. Das Kloster und die Kirche sind zerfallen; aber in diesem Manor-Haus hat sich's die Gegenwart wieder wohnlich gemacht, und berühmt wie ehemals wegen der Heiligkeit seiner Mönche ist heute dieses Thal wegen des Comforts seines Hotels und der malerischen Grandeur seiner Ruinen – „das Thal des tödtlichen Nachtschattens"[19], also genannt nach einer Pflanze[20], die hier vor Alters reichlich blühte und noch zu sehen ist in dem zerbrochenen Siegel der alten Abtei.

Es war bis vor kurzer Zeit bei uns Mode, England für das Land der Prosa zu halten, und nur selten fiel es Jemandem ein, anders als in Geschäften dorthin zu reisen. Und doch ist England nicht blos eines der schönsten, sondern auch eines der poetischsten Länder – reich an lieblichen Landschaften sowohl, wie an großartig-wilden Moor- und Haidescenerieen. Nirgends wieder auf so engem Raume sind so viel Gegensätze vereint, bietet die Reise eine solche Mannichfaltigkeit der Anblicke. Aus einer Stadt, welche schwarz ist vom Rauche der Fabriken, tritt man in eine andere von stillem, mittelalterlichem Aussehen mit Giebelhäusern und ehrwürdigem Dome. Das Meer, welches zwei Welten verbindet, brandet an seinen Küsten und versammelt in den geräumigen Häfen derselben die Flotten aller Nationen. Baroniale Hallen, von weiten Thierforsten umgeben, und herzogliche Schlösser, von Epheu umwuchert, erheben sich in seinem Innern. An den Abhängen seiner Berge weidet die fette Heerde und in der flachen Ebene bestellt der behäbige Farmer den fruchtbaren Ackergrund. Wie durch einen gut gepflegten Garten fährt

[18] Das von John Preston, Lord Fentonbarns († 1616) wohl gegen Ende des 16. Jhd.s errichtete Herrenhaus.

[19] Engl. Vale of Nightshade.

[20] Der „Schwarze Nachtschatten" (Solanum nigrum).

man durch ganz England, und das Gefühl des Behagens und Wohlergehens, welches rings ausgebreitet liegt, theilt sich dem Wanderer mit. Er nimmt Theil an dem Segen, der lachenden Anmuth und Zufriedenheit, welche überall herrschen; er findet in dem kleinsten Wirthshaus am Wege noch ein wie immer beschränktes Maß von jenem Comfort, welchen der Engländer zum Genusse des Lebens nothwendig erachtet, und selbst in jener verrufensten Klasse von Sterblichen, den Kellnern, Etwas von jenem Anstand und jener Würde, die in einer höheren Stufe des Lebens den „Gentleman“ charakterisiren.

Ein solcher Biedermann mit weißer Halsbinde und schwarzem Frack empfing mich beim Aussteigen, und nicht ohne einen inneren Kampf gegen meine angeborne deutsche Ehrfurcht vor solchen Kleidungsstücken, erlaubte ich demselben, sich meiner Reiseeffekten zu bemächtigen, worauf ich ihm durch eine von späten Rosen und Verbenen[21] umflüsterte offene Halle auf die steinerne Flur der alten Residenz der Aebte von Furneß folgte.

Wie durch einen Zauberschlag war ich hier mit einem Mal in die Romantik des Mittelalters versetzt. Nicht in eine solche, wie wir sie zuweilen in Museen und Kunstkammern bewundern – nein, sie lebte wirklich rings um mich her und ich lebte mitten in ihr. Gestern noch im neblig trüben Liverpool, heute noch in der Armuth des bedrängten Weberdistrikts von Preston und jetzt in der lieblichen Stille, in dem köstlichen Frieden des „Nachtschatten-Thales“! Welch ein Name schon! Aber nichts auch riß den Wanderer aus dieser seltenen Illusion. Ich stand in einer hohen Halle, welche mit gebräuntem Balkenwerk gedeckt war. Nach beiden Seiten öffneten sich Kreuzgänge mit jenen Spitzbögen und massiven Pfeilern, die mir so wohl bekannt waren aus der alten Klosterschule, in welcher ich meine Jugend verlebt habe[22]. Alles, bis in's kleinste Detail, war streng im Style jener lange vergangenen Zeit gehalten: die Fensterbögen, das Balkenschnitzwerk, die Treppengeländer und Fußböden, die Stühle, die Hausgeräthschaften, sogar die Lampen, Kandelaber und Kronleuchter, welche, obwohl sie mit Gas erleuchtet waren, doch sehr altmodig aussahen und aus Messing verfertigt waren. Ein großer, schlanker Windhund war der zweite, der mich nach dem Mann im Frack und Binde gastlich begrüßte; er kam, als ich eintrat, von der Treppe dahergeschritten, legte seinen schönen Kopf traulich an meine Kniee und sah mich mit seinen braunen Augen zärtlich an, ganz so, wie es in alten Zeiten Mode gewesen, wo die Hunde noch bei der solennen[23] Bewillkommnung der Fremden in ritterlichen oder klösterlichen Aufenthalten nicht fehlen durften. Ein süßer Geruch von den Blumen des Herbstes, Levkoyen und Reseden, wehte mir entgegen, draußen schon aus den Beeten der Veranda, innen in der Halle aus hohen Sträußen steigend und mit manchem andern Parfüm gemischt, zuletzt dem starken Geruch von Weihrauch nicht unähnlich, welcher denn der Vorstellung, als ob man in ein klösterliches Gebäude trete, neue Nahrung gab.

Nun aber ging zum Glück diese Illusion nicht weiter. Denn sogleich erschienen vor der „Culina“[24] – in der Sprache der modernen Wirtschaft „Küche“ genannt – einige allerliebste Mädchen, deren klösterliches Habit in schneeweißen, saubern Küchenschürzen bestand, und aus dem „Refectorium“[25], Alias „Speisesaal“, traten einige nicht minder liebenswürdige junge Damen, die aber die Klosterregel gar so weit gebrochen hatten, daß sie an den Armen junger Herren gingen und unter dem Portal, welches nach dem Garten führt, demnächst verschwanden. Eine von den allerliebsten Nonnen aus der Küche nahm einen Messingleuchter, mit vielen wunderlichen Schnörkeln und Fratzen verziert, und führte mich über allerlei Treppen und durch allerlei Gänge, welche mit schweren grün-rothen Plücheteppichen bedeckt waren, in ein lauschiges Kämmerlein mit kleinen, bleigefaßten Spitzbogenfenstern, durch welche von außen wilder Wein hereinrankte. Die Bäume und die Wasserfälle rauschten, der Sternenhimmel glänzte; und nur einen Blick hinaus in dies Schimmern, Klingen und Flüstern – einen Athemzug that ich. Dann wandte ich mich wieder um. Aber meine kleine Nonne war indessen verschwunden.

So gut es ging, suchte ich ihren Spuren zu folgen, denn es war nichts Leichtes, sich in diesem Labyrinth von Ecken und Winkeln, von Treppen und Treppchen zurecht zu finden. Nicht sie, doch den

---

[21] Eisenkräuter (Verbena).

[22] Julius Rodenberg (siehe hierzu S. 27, Anm. 92) besuchte u. a. auch das Gymnasium Ernestinum in Rinteln, das mit seiner Gründung im November 1817 das ehem. Jakobskloster bezog.

[23] Feierlich, festlich (von lat. sollemnis, alljährlich gefeiert, feierlich bzw. frz. solennel, feierlich).

[24] Lat. culina monasterii, die Klosterküche.

[25] Lat., Speisesaal in einem Kloster (von lat. refectio, Wiederherstellung, Erholung, Labung).

Ausweg fand ich wieder und trat in den Garten, welcher an der Seite eines plätschernden Baches zu den Ruinen führt. Sie standen im Dunkel der Nacht ehrwürdig, ausgedehnt, ein wenig schauerlich da – als ob jeden Augenblick ein Geist aus ihnen heraus treten könne. Aber es blieb still. Nur zwei Bäche rauschten, der eine munter plätschernd, der andere etwas ferner, dumpf, geheimnißvoll, wie die unverständlich gewordene Stimme einer weiten Vergangenheit.

Auf dem Rasen, unter der Veranda und hinter der Klostermauer in dem Schattengange hoher, düsterer Kastanien ging es indessen viel lebhafter zu. Hier promenirten und kicherten so viel lustige Pärchen, daß mir ganz trübselig wurde, nicht auch desgleichen thun zu können. Da ward in dunklen, abgelegenen Pfaden so viel gewandelt, – da rauschten über den Rasen so viele Frauengewänder – und da hinten, vor der Thüre, leuchteten wieder die weißen Nonnenschürzen … „Ach!“ rief ich aus, „dies muß ein Paradies für die Liebe sein …“, setzte mich auf eine Bank unter Rosen, und zog meine Cigarrenbüchse heraus, diesen letzten Trost vereinsamter Junggesellenherzen. Nun auf einmal trat der Mond über dem dunklen Waldgebirg heraus, klar, licht, ganz silbern – ein wundervoller Kontrast zu dem goldenen Kometen an seiner Seite, dem dunkelblauen Walde gegenüber. Das war ein Blick! Der Garten ganz in Licht gebadet, die Bäume, die Gebüsche tiefe, breite Schatten werfend und im Hintergrund wie wirklich auferstandene Geister die hohen, offenen Bögen der Fenster und Portale, durch welche das Mondenlicht floß. Die Stimme der Natur mit all’ ihren süßen, gerngehörten Tönen redete hier unablässig mit dem Menschenherzen; und lange noch, bis zu einer späten Stunde saß ich da, um das Flüstern, Rauschen und Tropfen von Wind, Wasser und Laubwerk zu hören, welche diese Einsamkeit rings umweben.

Plötzlich war mir, als ob ich einen andern Klang mitten in dieser bezaubernden Monotonie vernähme. Ich erhob mich und schritt den Ruinen noch einmal zu, welche jetzt silberweiß von großen, dicken Schattenmassen rings umgeben, unter dem Mondenhimmel dastanden. Wieder kam mir jenes bängliche Gefühl, als ob ein ungekanntes Etwas aus den Ruinen heraustreten müsse, und dieses Mal sollte ich mich nicht ganz geirrt haben. Es war zwar nur ein Lied, aber ein süßes Lied und gesungen von einer weichen, jugendlichen Frauenstimme. Als ich hinlauschte, da war es das schottische Volkslied: „*Corn-rigs are bonnie, oh*“ – und hell und lieblich klang es mitten aus den schauerlichen Ruinen her zu mir:

Es war in einer Sommernacht,
Wenn’s still im Korn und wonnig, oh!
Und bei des Mondscheins klarer Pracht
Stahl ich mich leis zu Annie, oh!
Die Zeil flog hin, wir merkten’s kaum,
Bis daß der Strahl, der erste,
Des Tags uns weckte aus dem Traum
Im Feld, wohl in der Gerste.

Das muß ein besonderer Geist sein, der solche Lieder in den Ruinen singt! dachte ich mir, und sogleich, ohne viel Besinnen, und mit der Stimme, wie sie mir Gott gegeben, stimmte ich den folgenden Vers an:

Ich hab’ mit Freunden oft gezecht,
Und lusliglich getrunken,
Und bin dabei oft, recht und schlecht,
Auch unter’n Tisch gesunken:
Doch all die Lust beim Becherschall,
Die größte und die hehrste:
Die eine Nacht war Werth sie all
Im Feld, wohl in der Gerste!

Noch hatte ich meinen Vers nicht zu Ende, als es in den Ruinen rauschte und eine Gestalt heraustrat, im leichten, lichten Gewande, – eine Frauengestalt, schlank, fein, zierlich und schön, wie der Mond



Schottland: 10 Pfund, Robert Burns, Glasgow 2017
(siehe hierzu S. 13, Anm. 27).

mir zeigte, der ihr Gesicht jetzt voll bestrahlte. Geist oder nicht, resolvirte[26] ich kurz und bündig: es ist jedenfalls ein reizendes Wesen! Und eben wollte ich dasselbe, der Gelegenheit gemäß, bewillkommnen, als sich eine dritte Stimme aus den Ruinen vernehmen ließ – dieses Mal leider die Stimme eines Mannes, der mit dem Refrain des Liedes:

> Kornfeld und Gerstenfeld
> Und jedes Feld ist wonnig, oh!
> Nie will vergessen ich die Nacht,
> Die Nacht im Feld mit Aimie, oh![27]

aus dem Thurme sprang und laut lachend der schönen, schlanken Frauengestalt an den Hals.

„Ha, ha, ha!“ lachte nun auch diese, „ist es nicht reizend, Harry, solch einen Dreigesang in der Nacht?“

Ich wollte mich entschuldigen für diese Störung, aber „Harry“ sagte, es habe gar Nichts zu bedeuten; und „Jessie“ (so hieß die Dame) sagte, nein, es habe sie königlich amüsirt.

Dann traten wir zusammen unsern Rückzug an, und unterwegs erzählte mir Harry, daß sie ein junges Ehepaar seien, und hier und an den Seen ihren „Honigmond“[28] (bei welchem Worte Jessie kicherte) verleben wollten. Es waren übrigens zwei bildhübsche, junge Leute und schienen sich sehr lieb zu haben. Im Manor-Haus war es schon ganz still geworden. Der Einzige, der sich noch auf der Flur sehen ließ, war mein Freund, der Windhund, der den beiden jungen Eheleuten die Hand leckte und ihnen nachlief bis an die Thüre ihres Zimmers, worauf er umkehrte und mir wehmüthig nachsah, als ich mich entfernte, um das meine zu suchen. Mondenschein und der Schatten des wilden Weins tändelten an der Wand, als ich die Thüre öffnete, und „dies muß ein Paradies für die Liebe sein!“ war noch einmal mein Gedanke, bevor ich einschlief. –

---

[26] Süddt. veraltet für „sich entschließen“.

[27] Die 1. und 4. Strophe sowie der Refrain des von Robert Burns (1759–1796) 1783 auf seine Jugendliebe Anne Rankin (ca. 1759–1843) verfaßten Gedichts „The Rigs o’ Barley“, die im Original folgendermaßen lauten: „It was upon a Lammas night, \ When corn rigs are bonie, \ Beneath the moon’s unclouded light, \ I held awa to Annie; \ The time flew by, wi’ tentless heed, \ Till ’tween the late and early, \ Wi’ sma’ persuasion she agreed, \ To see me thro’ the barley. \\ […] \\ I hae been blythe wi’ Comrades dear; \ I hae been merry drinking, \ I hae been joyfu’ gath’rin gear; \ I hae been happy thinking, \ But a’ the pleasures e’er I saw, \ Tho’ three times doubl’d fairly, \ That happy night was worth them a’, \ Amang the rigs o’barley.“ Refrain: „ Corn rig, an barley rigs, \ An’ corn rigs are bonie: \ O’ I’ll ne’er forget that happy night, \ Amang the rigs wi’ Annie.“

[28] Engl. honeymoon, die Flitterwochen.

Und das war ein heller, lieblicher Morgen, als ich am andern Tage erwachte! Alles schwamm in goldener Sonne, der Rasen funkelte, über den Bäumen lag der bunte Herbstschimmer und hoch darüber, am warmblauen Himmel, stand noch die blasse Mondsichel. Vor mir, von Grün umwuchert, ernst und heilig auf dem smaragdgrünen Teppich des Rasens, standen die Ruinen der Abtei – wunderbar hehre Ruinen, so weit, so ausgedehnt, so ganz zerfallen und doch überall noch so grandios. Hier zum ersten Mal in dieser köstlichen Beleuchtung, heiter belebt durch den Hintergrund des blauen Himmels und den Vordergrund des grünen Rasens, übersah ich sie in ihrem deutlichen Zusammenhang. Die Phantasie ersetzt leicht die fehlenden Theile und bevölkert den stattlichen Bau mit Gestalten der vergangenen Zeit. Das Bächlein singt seinen Gesang dazu und rauschend, wie Orgelschall und Chorgesang stimmen die ewig bewegten Bäume und Gesträuche ein. Welch ein Lied, das ich hier oben vernahm! Wie brauste es zu mir herauf in der heiligen, sonnigen Morgenstille! Ich saß an meinem von wildem Wein umsponnenen Bogenfensterlein und blickte durch die bleigefaßten Scheiben. Nichts als dieses Lied des Baches und der Bäume – das Schwirren der Insekten – das Trillern der Lerche – der entfernte Schall einer Axt aus dem Walde, das Dengeln einer Sense von den Wiesen – nun dazwischen ein dumpfes Gepolter und Rollen von ferne, näher kommend, jetzt mit einer Dampfwolke voran in langer Reihe aus dem grünen Hügel hervorbrechend und vorübersausend: die Eisenbahn mit Kohlenwagen, welche mitten durch das Territorium und den ehemals geweihten Grund der Abtei läuft! – Jetzt Alles wieder stille – die neue Zeit ist vorübergejagt, die alte Zeit mit ihrer Sonne und ihren Träumen steigt wieder herauf und steht allein vor der andächtigen Seele.

Dies ist die Schwelle zu dem Distrikt der englischen Seen! Und im Vorgefühl der unvergeßlichen Tage, die mir an denselben noch beschieden sein sollten, beschloß ich eine Zeit auf derselben zu verweilen, das Herz ruhig nährend und stillend mit diesem wunderbaren Frieden, um es gleichsam auf denselben Ton zu stimmen, welcher der Grundton dieser lieblichen Einsamkeit zu sein schien. Hier, wo ich jetzt sitze, hat damals der Abt von Furneß gesessen, und ihm folgten im Manor-Haus die edlen Herren von Preston. Halb mönchisch, halb ritterlich ist Alles noch in diesem Hause – die bunten Glasfenster, die hochgedeckten Hallen, die stattlichen Kamine … Ich aber schaue träumend in den Wald und den Himmel, und das Bächlein von unten murmelt und flüstert …

Hier ward ich in meinen Betrachtungen durch den Eintritt jener kleinen „Nonne“ unterbrochen, welche mir gestern Abend auf eine so räthselhafte Weise entschwunden war. Sie fragte mich mit einer sehr ruhigen Stimme und einem sehr bescheidenen Gesichte, „ob es mir angenehm sei, ein Bad zu nehmen?“ Da ich einem so hübschen Kind nichts abschlagen konnte, so willigte ich ein, worauf sie mich einlud, ihr zu folgen. Sie führte mich in ein sehr trauliches Zimmerchen mit einem Bade aus weißem Marmor, einer weichen Fußdecke von dunklem Doppelplüche, einem Sammetdivan und manchen andern Bequemlichkeiten, schloß das Fenster gegen den auch hier ungenirt hereinwuchernden wilden Wein und neigte sich über das Bassin, um das Wasser anzulassen. Hierauf bat sie mich mit großer Höflichkeit, zu untersuchen, ob mir die Wärme des Wassers behaglich sei, und als ich mich, nach geschehener Prüfung, wieder umwandte, da hatte sich indessen die Thüre leise geöffnet und wieder geschlossen und meine kleine Nonne war verschwunden. –

Als ich später in das Frühstückszimmer trat, hatte ich das Vergnügen, all’ die jungen Liebes- und Ehepaare (denn in dem ersten Stadium derselben pflegt Beides noch identisch zu sein), welche gestern im Mondenschein durch den Garten entwandelt waren, um kleine Tische versammelt zu sehen, an welchen sie sich’s recht trefflich schmecken ließen. Auch „Harry und Jessie aus den Ruinen“ fand ich wieder. Sie saßen an dem Tisch unter dem großen Gartenfenster, halb beschattet von dem zitternden Laub, halb besonnt von den schmalen Lichtstreifen, die sich durch die Blätter und Zweige durchstahlen. Sie hatten ihren Tisch wohl bestellen lassen mit all’ den guten Dingen eines „herzhaften“ englischen Frühstücks, und luden mich ein, an demselben Theil zu nehmen. Wie ganz anders doch bewegt sich solch eine feine, graziöse Hand zwischen all den Kannen, Tassen, Tellern, Messern und Gabeln! Ich glaube wirklich auch, daß es nicht gut sei, wenn der Mensch allein ist, besonders nicht in Furneß-Abtei. Und ich war in der That wohl auch der einzige „einzelne“ Mensch daselbst. Diese Wahrnehmung störte mich ein wenig in dem vollen Genuß des gerösteten Schinkens, den mir Jessie mit großer Anmuth servirt hatte. Ich kam mir so „halb“ vor unter all’ diesen „ganzen“ Menschen, und hatte darum auch nicht halb so viel Appetit, als die Andern entwickelten und mit großer Genugthuung befriedigten. Nach beendig-

tem Frühstück stopfte sich Harry sein kleines hölzernes Pfeifchen. Jessie setzte ihren großen Strohhut auf, nahm ein schöngebundenes Exemplar von Moore’s „Liebesgeschichten der Engel“[29] unter den Arm, und so entfernten sie sich mit heiterem Gruße, stiegen den Hügel hinter den Ruinen hinan und verschwanden unter dem Walde.

Zu mir aber gesellte sich mein Freund, der Windhund. Aber auch dieser verließ mich schnöde mitten auf dem Rasen vor der Abtei, als ich Miene machte, weiterzugehen. Denn er war, in der Ruhe dieses Klosteraufenthaltes verwöhnt, kein Freund von beschwerlichen Gängen, streckte sich neben einer Bank unter ein Rosengebüsch nieder, dehnte sich behaglich in der warmen Herbstsonne und ließ mich allein fürbaß ziehen.

„*Quaerite primum regnum Dei*“[30] – diese Worte, welche ich beim Heraustreten aus dem Speisesaal in einem alten Stein über der Treppe gelesen, hatten sich meinem Gedächtniß tief eingeprägt und dahin ging ich nun in die Ruinen, um „zuerst das Reich Gottes zu suchen.“ – O, wie still waren die Höfe! Wie predigte der rauschende Wind, der durch die Kreuzgänge flüsterte, die Nichtigkeit aller irdischen Dinge – aller ohne Ausnahme, der weltlichen, wie der geistlichen, der Liebe wie der Entsagung, – der traulichen Gemächer verschwiegenen Glückes, der hohen Wölbungen voll inbrünstiger Andacht! Seht, hier hat einst ein herrliches Kloster gestanden mit stolzen Portalen, mit starken Pfeilern und hohen Thürmen. Es ward gegründet im Jahre 1127 unter der Patronage von Stephan, Earl von Montaigne[31] und Boulogne, nachmals König von England[32], von Mönchen des Klosters Savigny in der Normandie, welche nach England gekommen waren unter der Führung von Evan[33], ihrem ersten Abte. Sie blieben drei Jahre und drei Tage in Tulkett[34], bei Preston, bevor sie sich niederließen im Nachtschattenthale und dieses Kloster gründeten, welches sie der Jungfrau Maria weiheten. Hier in der tiefen Einsamkeit haben Jahrhunderte lang die Mönche gebetet. In ihrem Klostersiegel führten sie das Bildniß ihrer Heiligen. Da steht die Jungfrau Maria unter einem Thronhimmel mit Sternen – auf ihrem linken Arme tragt sie das Kind, in dessen Haupt ein Glorienschein gewoben ist und in der Rechten hält sie eine Kugel, als Königin der Welt. Zu beiden Seiten ist ein Wappenschild mit den drei normannischen Leoparden, darüber steht ein Zweig des Nachtschattens, und darunter ein Mönch in voller Ordenstracht. Der fliegende Drache ward zu Ehren des zweiten Carls von Lancaster[35] angenommen, des Verwandten der königlichen Plantagenets, und ringsum waren die Worte zu lesen: „*Sigillum. commune. domus. beate.*

Thomas Moore
(siehe hierzu S. 15, Anm. 29).

[29] Das Werk „The Loves of the Angels, A Poem […]“ (London: Longman, Hurst, Reese, Orme & Brown 1823) des ir. Dichters und Schriftstellers Thomas Moore (ir. Tomás Ua Mórdha; 1779–1852). Die Lithographie wurde von Carel Christiaan Anthony Last (1808–1876) geschaffen.

[30] Lat.: „Trachtet aber zuerst nach dem Reich Gottes“ (Mt 6,33).

[31] Recte: Mortain.

[32] Stephan von Blois (engl. Stephen of Blois; frz. Étienne de Blois, 1092 o. 1096/97–1154), seit 1135 König von England.

[33] Ives, der 3. Abt von Savigny (Lebensdaten nicht ermittelt).

[34] Tulketh.

[35] Recte: Thomas, 2nd Earl of Lancaster and Leicester (ca. 1278–1322; hingerichtet) aus dem Hause Plantagenet.

Marie. de. Furnesio.“[36] In welch entfernte Zeiten der Geschichte entführt dies Siegel die Seele des Beschauers! Und doch, mit Allem, was es Heiliges, Rührendes und Ehrwürdiges für uns hat, ist es zerbrochen – zerbrochen wie die Mauern des Klosters selber, seitdem im 16. Jahrhundert König Heinrich VIII.[37] von England den Glauben Roms verließ und alles Klostergut konfiscirte. Seitdem ist die alte Herrlichkeit zu Staub geworden und nur noch diese Ruinen sind da, um die melancholische Geschichte ihres Verfalls zu erzählen. Durch die schön gezackten Fenster zieht abwechselnd Regen und Sonnenschein – die hohen Pfeilerschäfte, aufrecht stehend auf dem Rasen, werfen ihren einsamen Schatten in öde Hallen und Mauern, Strebepfeiler und Spitzbögen sind zerstückt. Die kunstreiche Arbeit lange zu Asche gewordener Steinmetzen liegt nun gleichfalls zersprungen im Grase herum; zwei Köpfe schauen vom Hauptportal hoch hernieder: die Köpfe von König Stephan und seiner Gemahlin[38], die sich, so lange sie lebten, dieser Abtei freundlich erwiesen. Aber Königsgunst ist ebenso vergänglich, wie alles Andere. Auch Könige müssen zu Staub und Asche werden, und nur von den wenigsten behält die Nachwelt die Namen. Was sollen diese aufrecht stehenden Figuren mit abgeschlagenen Köpfen und gefalteten Händen, in denen sie ein Brevier halten? Was bedeuten diese steinernen Kreuzfahrer, welche platt auf dem Boden liegen? Was diese Grabsteine mit dem Krummstab auf geborstenen Platten, diese unleserlichen Inschriften, diese auseinandergefallenen Kreuze? Sie zeigen uns das Bestreben einer untergegangenen Zeit, ihr Gedächtniß auf eine kommende zu vererben; und sie zeigen uns, wie fruchtlos dies Bestreben ist, wenn ihre Namen in nichts Anderes geschrieben sind, als in Steinplatten. Die Natur selber verwischt diese Namen mit unerbittlichem Finger – sie säet ihre grüne Saat in alle Fugen und Risse, sie klettert auf die höchsten Thürme und läßt ihre grünen Sturmleitern flattern, sie bedeckt die Kirchhöfe mit ihren wuchernden Pflanzen, sie begräbt eine Generation nach der andern, aber ihr Lächeln und ihre Schönheit gehört allen.

Da drang ein greller Pfiff durch die Stille. Das Geisterreich versank, die Lokomotive sauste vorüber. Es war der Zug, der nach den Seen ging. Auch die Beiden, die oben am Walde in die „Liebesgeschichte der Engel“ versunken gewesen, hatte er geweckt. Sie kamen hastig an mir vorbei und riefen nur ein schnelles Lebewohl zu, da sie mit diesem Zuge weiter reisen wollten an die Seen. Ein zweiter Pfiff, etwas später, sagte mir, daß Harry und Jessie das Nachtschattenthal verlassen hatten. Dumpf noch eine Weile hallte das Rollen des forteilenden Zuges in den Ruinen wieder; dann kehrte die vorige Stille zurück. Leise nur über mir nickte das Laub und der Epheu, gedämpft aus der Ferne rauschte das Wasser unter der alten, dickumbuschten Brücke, und Nichts mehr störte mich, zu sinnen und zu träumen.

Julius Rodenberg[39].

---

[36] Lat.: „Siegel der Gemeinschaft vom Hause St. Marien zu Furness“.

[37] Heinrich VIII. Tudor (engl. Henry VIII; 1491–1547), seit 1509 König von England, seit 1509 Herr und ab 1541 König von Irland.

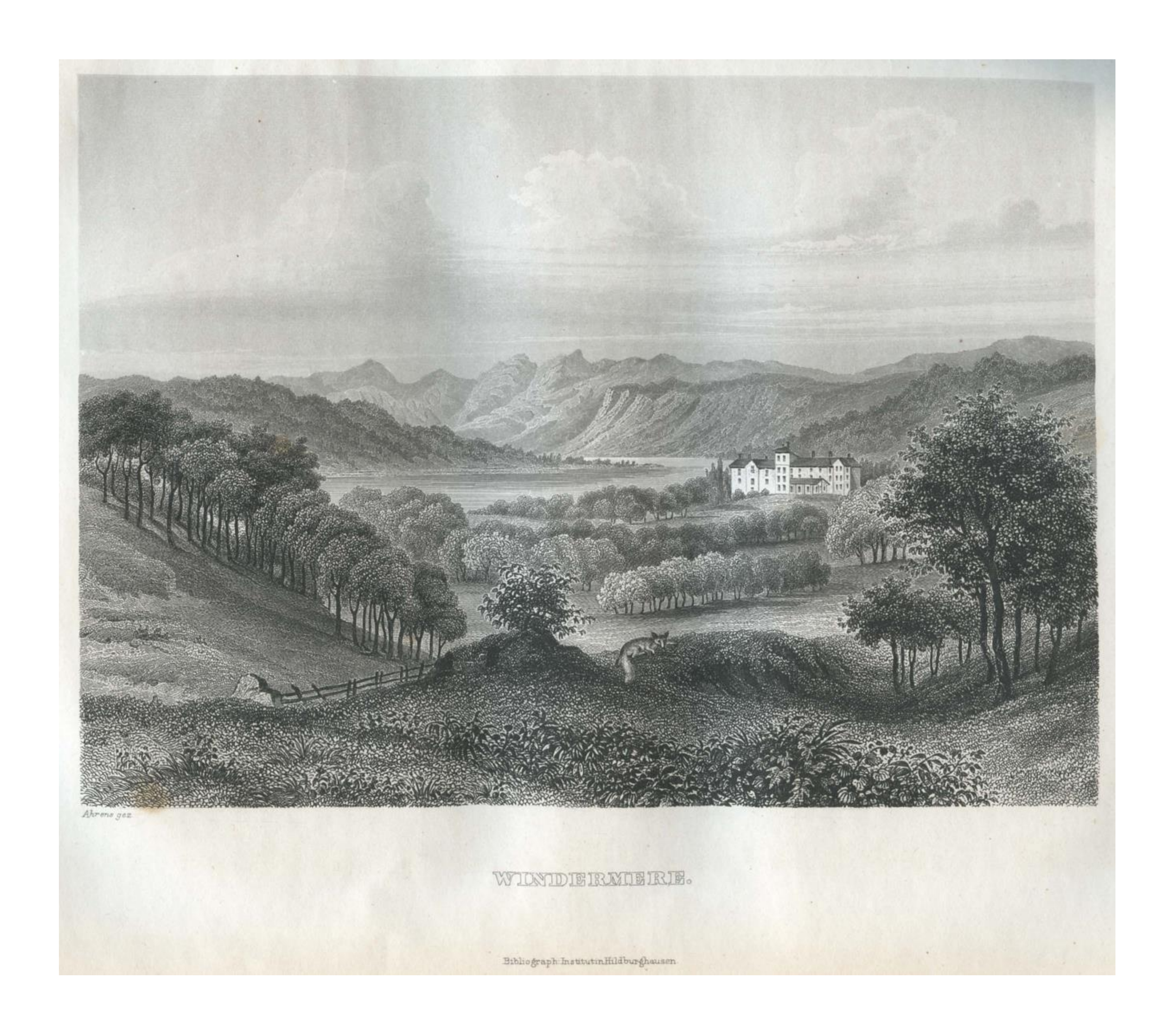
[38] Mathilda von Boulogne (frz. Mathilde de Boulogne; engl. Matilda; 1105–1152), seit 1125 mit Stephan von Blois (siehe hierzu S. 15, Anm. 32) verheiratet.

[39] Siehe hierzu S. 27, Anm. 92.



FURNESS ABBEY.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.



WINDERMERE.

Herbsttage an den englischen Seen[40].

II. Die Seen von Westmoreland.

Der See von Windermere ist der umfangreichste und mannichfaltigste der Westmoreland-Seen. Er ist der „Diamant des Seenlandes“, und „die Königin der Seen“. Seine Länge von Ambleside bis Newby-Bridge betragt etwa elf englische Meilen[41], seine Breite im Durchschnitt eine englische Meile. Er ist tiefer, als einer der andern Seen, und zahlreiche Eilande, üppig bewaldet, verleihen seiner Oberfläche den Anblick großer Abwechselung. Der vorherrschende Charakter seiner Landschaftsscenerie ist eine weiche anmuthige Schönheit. Er hat Nichts von der wilden Erhabenheit der benachbarten Seen von Cumberland, die in dieser Beziehung schon denen von Schottland ähneln; und nur hier, bei Ambleside, erheben sich die Uferberge zu einer beträchtlichen Höhe, während sie an den übrigen Theilen des Ufers sanft gewellte Hügel bilden, an deren weichen Linien das Auge gerne hängt. Aber ein überraschender Blick ist es, wo der Weg, von Ambleside kommend, sich auf den See öffnet. Im Vordergrund die bunte Staffage von Kutschen, Nachen und Dampfgondeln, mit Menschen, welche ein- und aussteigen; im Hintergrund die Berge, deren ungeahnte Pracht nun plötzlich aufsteigt, und dazwischen der See – so selig still in der Abendsonne! Wir besteigen die Dampfgondel – „die Feenkönigin“ – welche in dem Augenblick abgeht, wo die andere, „die Feuerfliege“, ankommt. Das goldene Wasser wiegt uns und im Hintergrund stehen die Berge – einer über dem andern gegipfelt, in jenen weichen ätherischen Umrissen und Formationen, ganz mit den Farben und der Gestalt von lichtangehauchten Wolken, zuletzt entschwindend und von einem feinen Duft umflattert, gleichsam nach Oben sich lösend, so daß dem Auge beinah die Unterscheidung zwischen Luft und Erde verloren geht. Alles verschwimmt in eine bläuliche Dämmerung, in welcher das Auge nur phantastische, aber sanfte Conturen erkennt, von denen es kaum noch weiß, sind es die der Berge oder die der Wolken? Aber um uns das Wasser glühte von der späten Nachmittagssonne, und in seiner dunklen Tiefe spiegelten alle Farben der Wolkenberge, der Bergeswolken, des Himmels, welcher sich mit all seinem Blau, mit jedem seiner rosigen Wölkchen unter dem Wasser wölbte. Hier und da stand eines von den blühenden Eilanden im See – wie ein Blumentopf aus Porphyr mit dem dicken, goldgrünen Bouquet üppigen Niederholzes, welches einen ähnlichen Schimmer ringsum im Wasser verbreitete. Eine solche Traumstimmung bemächtigte sich der Seele – und dennoch wurde sie nicht müde, zu der Gegenwart des Lebens zurückzukehren, die hier so namenlos schön ist – zu den Wiesen, von Sonnenhauch umduftet, zu den Wäldern, die blau schienen von den Purpurschatten des Nachmittags und zu den weißen Häusern am Gestade – den „*villas*“ und „*cottages*“[42], die, von glühendrothen Fuchsiabüschen umglänzt, Bilder des Friedens und heimatlichen Glückes gewähren, fast lieblicher noch in ihrer Wirklichkeit, als jene Traume. O, in diesen blumenumdufteten, seeumrauschten Häusern wohnen, unter den Bergen, auf den Wiesen – in gänzlicher Abgeschiedenheit hier sein Leben der Betrachtung, dem Blicke nach Innen widmen zu dürfen! Und hier haben Dichter gewohnt, – Dichter, deren Namen das englische Volk mit Stolz und mit Liebe nennt. Hier, an diesen Seen und unter diesen Hügeln ist Wordsworth[43] geboren worden; hier hat Southey[44] gelebt und Coleridge[45] gedichtet; hier ist die Heimath der Seeschule, so genannt nach den Seen, auf deren einem wir jetzt schaukeln, und in deren damals von dem Reiseschwarme noch ungestörter Einsamkeit sie zu Ende des vorigen Jahrhunderts erblühte. Reich von Erinnerungen an sie ist rings dieser Umkreis, und gefeit durch ihre Dichtung jeder Wald, jeder Berg, jeder Bach, jeder See. Es ist unmöglich, in diesen Bezirk zu treten, ohne ihrer zu gedenken oder an sie erinnert zu werden und ihren berühmten Freundeskreis, in

[40] Zur Herkunft der Texte zu den englischen Seen siehe S. 8, Anm. 4.

[41] 1 mile = 1.760 yd = 5.280 ft = 63.360 in = 1.609,344 m.

[42] Engl., Landhäuser.

[43] Siehe hierzu S. 8, Anm. 10.

[44] Der engl. Romantiker Robert Southey (1774–1843), der 1795 nach Keswick im Lake District gezogen war.

[45] Siehe hierzu S. 8, Anm. 9.

welchem eine der interessantesten Persönlichkeiten de Quincey[46] ist, der Opiumesser. Ja, etwas wie Opiat scheint selbst in der Luft und Schönheit dieses Seedistriktes zu liegen; etwas Hinschmachtendes, wollüstig Einschläferndes, traumhaft Befangendes, wie in den großen, dunkelblauen Augen einer, von Byron's[47] Haremsgestalten. Ein solcher Charakter ist auch der Seeschule eigen. Die meisten ihrer größeren Gedichte haben die Formlosigkeit, zuweilen die Planlosigkeit von Träumen – von Träumen noch dazu eines unruhigen Schlafes, eines Opiumrausches (Coleridge ist an Opium gestorben); aber sie haben auch das kühn Phantastische derselben und ihre ganze Verachtung von irdischen Schranken, von Unmöglichkeiten, die nur im Raum und in der Zeit liegen. Man kann sie nicht eigentlich Spiritualisten nennen, da sie vielmehr von einer starken, wenn auch nicht ganz gesunden Sinnlichkeit sind; aber „ihr Reich liegt im Wolkenland, und ihre Welt ist nur zu oft eine visionäre"[48], sagt Freiligrath[49] von ihnen, unser eigener Dichter, welcher einige ihrer bedeutendsten Gedichte übersetzt und diejenigen von Coleridge (in der „Tauchnitz-Edition"[50]) herausgegeben hat. Ich kann mir denken, wie diese düsteren Phantasien, in ferne, unbekannte Länder und Meere verlegt, unsern Dichter anziehen mußten – er, der ja auch die Wunder, der heißen Zone, die Mirage[51] der Wüste nur träumte. Aber er träumte die Wirklichkeit, den Löwen in den Rücken der Giraffe gekrallt, den Tiger im Kampfe mit dem Weißen; während ihre Träume Phantasmagorien[52] sind, die wie Wordsworth's Geisterschiff[53], über der Wirklichkeit schweben. Es ist wahr, dies gänzliche Hinwegsetzen über Das, was wir als feste Ordnung betrachten, macht zuweilen einen kindischen, aber öfter noch macht es einen gigantischen Eindruck, als ob die ganze Verzweiflung eines Genius an Schranken rüttele, die doch keine Gewalt umzureißen im Stande ist. Man wird sogleich eine gewisse Verwandtschaft mit der deutschen Sturm- und Drangperiode herausfühlen, nur mit dem Unterschiede, daß diese zur Erde strebte und sie wirklich festen Fußes erreichte, während jene, die Seeschule, nach dem Himmel strebte, und in den Wolken stecken blieb. Aber den noch sind sie es, welche die englische Dichtung von den Fesseln einer seit Dryden[54] und Pope[55] herkömmlichen Konvenienz in Form und Inhalt befreit und die Erscheinung der großen Romantiker Byron und Scott[56] vorbereitet haben.

Und dann sollten wir Deutsche nie vergessen, daß es unsere eigene Poesie und Philosophie war, an welche jene Dichter sich anlehnten, daß sie in Deutschland und unter dem Einfluß deutscher Lehre und Lehrer ihre Richtung ausbildeten, ihre Ideen schulten. Zwei ihrer Häupter, Wordsworth und Coleridge, waren es, welche im September 1798 nach Deutschland kamen, um deutsche Sprache, deutsche Dichtung, deutsche Philosophie und Theologie zu studiren, um den Sänger des Messias[57] zu, besuchen und sich von ihm sagen zu lassen, daß „Bürger[58] ein ächter Dichter sei, welcher leben müsse, daß

---

[46] Der brit. Schriftsteller und Essayist Thomas De Quincey (1785–1859); er lebte von 1809 bis 1826 im Lake District.

[47] Der engl. Dichter George Gordon Byron, 6th Baron Byron (1788–1824).

[48] So nur in „Meyer's Universum" und Julius Rodenbergs (siehe hierzu S. 27, Anm. 92) diesbezüglichen Einlassungen (siehe hierzu S. 8, Anm. 4) zu finden.

[49] Der Dichter und Übersetzter Ferdinand Freiligrath (1810–1876).

[50] „The Poems of Samuel Taylor Coleridge. Edited by Derwent and Sara Coleridge. – With a Biographical Memoir of Ferdinand Freiligrath" (Leipzig: B. Tauchnitz 1860).

[51] Frz., Fata Morgana

[52] Trugbild, Täuschung (von griech. φάντασμα, phántasma, „Trugbild" und ἀγορά, agorá, „Versammlung").

[53] Anspielung auf William Wordsworth's (siehe hierzu S. 8, Anm. 10) „Rime of the Ancient Mariner / Ballade vom alten Seemann".

[54] Der engl. Dichter und Dramatiker John Dryden (1631–1700).

[55] Der engl. Dichter und Schriftsteller Alexander Pope (1688–1744).

[56] Der schott. Dichter und Schriftsteller Sir Walter Scott, 1st Baronet (1771–1832).

[57] Friedrich Gottlieb Klopstock (1724–1803).

[58] Gottfried August Bürger (1747–1794).

Schiller[59] dagegen bald vergessen sein würde“[60]. Nichts desto weniger erschien zwei Jahre darauf, 1800, Coleridge's Übersetzung von Schiller[61]. Und würde Goethe's[62] Einführung in England durch Carlyle[63] möglich gewesen sein, wenn nicht die Seeschule vorhergegangen wäre? Sie war es, die durch die Philosophie von Kant[64], Fichte[65] und Schelling[66] den Gährungsstoff der gegenwärtigen Bewegung in die zähe Theologie von England und Amerika warf, und ihr vor Allem sind wir für jenen mächtigen Austausch von Ideen und Anregungen verbunden, welche jetzt – beide Ufer desselben befruchtend – „hin- und herströmt über den deutschen Ocean.“[67] –

Inzwischen hatten wir Bowneß[68] erreicht, und unser Schifflein legte an. Bowneß liegt am linken Ufer des Sees, ungefähr in der Mitte seiner ganzen Ausdehnung. Es ist ein gar freundliches Oertchen – halb Dorf, halb Stadt, wie die meisten in diesem Bezirke. Hier liegt ein Häufchen Häuser an und auf einem Hügel zusammen, wie Schweizer Châlets[69], dort stehen ein paar andere, mit Holzgitterwerk und allerlei Schlinggewächs am Wasser. Eigentliche Straßen gibt es nicht, und am Ende führt hier Alles zum See hinunter oder vom See herauf.

Von Bowneß zieht sich ein anmuthiger Gebirgspfad zwischen Wald und Landhäusern zum Dörflein Windermere und einem stattlichen Wirthshaus mit breiter Terrasse hinan, von welcher man eines wahrhaft entzückenden Rundblicks über den See und seine User genießt. Zugleich mündet daselbst, dicht unter der Terrasse, aber von Blumen und Bäumen ganz zugedeckt, die Eisenbahn von London[70], und in diesem abgeschiedenen Idyll von See und Hügel, wo man wie in einer andern Welt lebt, an jedem Nachmittage die Briefe, die Zeitungen, die Magazine und die Bücher frisch von der Stadt zu haben, ist eine Bequemlichkeit, dergleichen auch nur in England möglich ist.

Am Schönsten war es hier oben in den Vormittagsstunden, wenn das Frühstück vorüber. Draußen auf der sonnigen Terrasse saßen vielleicht noch einige Gentlemen und lasen die „Times“, oder lustwandelten unter der Veranda, eine Zigarre rauchend. Dann aber fuhr ein Wagen nach dem andern ab, das große Haus auf der Spitze des Hügels ward leer, die Terrasse still und ich blieb allein mit der Sonne und den Lorbeerhecken. Ueber diese glänzenden Hecken, durch flüsternde Baumkronen, über die schimmernden Dächer des Dorfes und sanfte Hügel ging der Blick hinab zu dem träumenden See und dem duftschweren Purpurblau seiner waldreichen Ufer. Lieblich dann war's, den Weg hinabzuwandeln zur Seite des Hügels, unter den majestätisch gewölbten Kastanien. Es war so still, wie an einem Feiertag, als ob die Natur hier ewig in einem Gottesdienste begriffen sei; nur selten, daß ein einzelnes Wägelchen daher kam, oder daß ein Hund anschlug oder ein Glockenton durch die Luft irrte. So stille war's, daß man das Beben und Flüstern eines jeden Blattes, das leise Seufzen des Windzuges und jegliche Stimme im Chore der Vögel unterscheiden konnte. Stille Häuser mit schattigen Gärten, in denen zu leben schon ein Glück sein müßte, lagen zur Seite – dunkle Baumgruppen wechselten ab mit grünen Wiesen und duftfeuchten Waldwegen, die tiefer in's Gebirge führten, und überall durch das sonnezitternde Laub hatte man Blicke auf ein Stück blauen Wassers oder blauen Himmels. Solch ein unsagbarer Frieden,

---

[59] Friedrich von Schiller (1759–1805).

[60] So nur in „Meyer's Universum“ und Julius Rodenbergs Rodenbergs (siehe hierzu S. 27, Anm. 92) diesbezüglichen Einlassungen (siehe hierzu S. 8, Anm. 4) zu finden.

[61] Samuel Taylor Coleridge (siehe hierzu S. 8, Anm. 9) hatte Schillers Drama „Wallenstein“ übersetzt; diese Übersetzung war erstmals im Jahre 1800 bei Thomas Norton Longman (1771–1842) in London erschienen.

[62] Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832).

[63] Der schott. Essayist und Historiker Thomas Carlyle (1795–1881); er hatte bereits 1823 einen Aufsatz über Goethes „Faust“ veröffentlicht und anschließend dessen Roman „Wilhelm Meister“ (1825) übersetzt.

[64] Immanuel Kant (1724–1804).

[65] Der Philosoph Johann Gottlieb Fichte (1762–1814).

[66] Der Philosoph Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling (1775–1854).

[67] So nur in „Meyer's Universum“ und Julius Rodenbergs Rodenbergs (siehe hierzu S. 27, Anm. 92) diesbezüglichen Einlassungen (siehe hierzu S. 8, Anm. 4) zu finden.

[68] Browness.

[69] Haustyp des ländlichen Alpenraums (von lat. cala, geschützter Ort), ursprüngl. eine Sennhütte.

[70] Siehe hierzu S. 9, Anm. 15.

solch eine Andacht war ringsum! Und mit einer Empfindung, wie Heimweh, füllt sich mein Herz, wenn ich jener Tage gedenke, so golden und schön, so sonnig und still! Damals und dort, an den englischen Seen, wenn ich wich auf einem der moosigen Steine niedersetzte, unter den dichten Kastanien, in der balsamischen Frühe des Morgens, hatte ich ein Gefühl, als ob das Leben keine reinere Freude zu bieten habe, als solch einen Augenblick seliger Trunkenheit und Versunkenheit in die Natur. Dann spricht der Geist in uns mit dem verwandten Geiste, der in der Blume blüht und im Zuge des Windes flüstert –, ja, er fühlt sich Eins mit ihm in reiner Harmonie, und die Seele beginnt mit jedem Blatte gleichsam, das sich regt, in seiner eigenen Sprache zu reden. Der trübe Flor, welchen der unlautere Beisatz des Tages über ihren Spiegel gehaucht, schwindet fort, und klar wieder einmal darin erscheint das sonnige Bild der Außenwelt mit all' seinen Umrissen, seinen duftigen Farben und seinem geräuschlosen Leben.

Der untere Theil des Sees, von Bowneß ab bis Newby-Bridge, wo er sich in einem brausenden Wasserfall zu verlieren scheint, ist von einer mehr einfachen Schönheit, doch bleibt ihm der Charakter des Lieblichen. Es war in einer jener langen, von Farbe gesättigten Herbstabenddämmerungen, die auf die Stimmung einen so weichen und melancholischen Einfluß üben, als ich mir in Bowneß einen Kahn miethete, um den See nach dieser Richtung zu befahren. Die Berge des Hintergrundes verloren sich schon in das tiefe Lila des Abends und ließen dem Auge nur noch die schwachen Linien ihrer Konturen – alles Andere schien in Dunst zu brauen – Schlucht, Anhöhe, Thal und Gipfel, ein graues, seltsames Nebelbild. Aber vor uns und um uns war Licht. Zur Rechten ging die Sonne hinter die hohen Gipfel, zuweilen aus einem Einschnitt der Bergkette noch einmal feurig aufflammend; zur Linken schimmerte der bunte Widerschein. Um den Wald hing der zweifache Purpur des Herbstes und des Sonnenuntergangs – das Laub so kraus, so braun, so golden, windbewegt – hier und da ein sanfter Wiesenhang mit weidenden Kühen, ein traulich stilles Haus am Saume des Waldes oder des Wassers – nun blitzte die Sonne noch einmal auf, nun rollte sie zuletzt hinter eine Hügelwand, und das Wasser dunkelte in tiefes Stahlgrau ab – immer dunkler und stiller, bis wir ganz allein waren auf dem weiten Wasser, schwarz von den Schatten der Berge, und nichts gehört ward, als die Ruderschläge meines Kahnführers. Nur einmal noch zog ein Schiff vorbei – die „Feenkönigin" mit Musik, welche weich und traumhaft in der Abendstille über dem See verklang. Dann ward die Einsamkeit der Nacht und des Wassers nicht mehr unterbrochen, und schon war der Himmel golden von jenen großen Sternen, schon hatten die Berge jene Farben tiefen, dunklen Blaus angenommen, welche der Nachtlandschaft etwas so unaussprechlich Feierliches geben, als unser Nachen am unteren Rande des Sees anlegte. Wir hatten noch eine kurze Strecke unter Bäumen zurückzulegen, indessen uns das Brausen eines großen Wassers immer näher zu kommen schien, ehe wir das Wirthshaus zum „weißen Schwan" erreicht hatten, in welchem Madame White gastlich waltet. An diese Dame hatte ich eine Empfehlungskarte mitgebracht von einem Freunde des Hauses aus Preston, und ich muß sagen, daß ich niemals herzlicher bewillkommt und wirklicher verpflegt worden bin, als im weißen Schwan von Newby-Bridge. Denn kaum, daß ich meine Karte abgegeben hatte, als auch schon Madame White, eine stattliche Vierzigerin mit einem ganzen Morgenroth auf Wang' und Nase, in das kleine Stübchen trat, in welchem ich meinen Ranzen abgelegt hatte. Ihr folgten, rund gezählt, ein halb Dutzend allerliebster Mädchen, die sie mir sämmtlich als ihre Töchter präsentirte, und die, nachdem sie mir gar zutraulich, eine nach der andern und in absteigender Linie, die Hand geschüttelt hatten, jede einzeln entsandt wurden, um mir's bequem zu machen im weißen Schwan von Newby-Bridge. Die eine ging ab mit dem Befehle, mir Bett und Schlafkammer in Stand zu setzen, die andere sollte für Thee und Abendbrod sorgen, die dritte meinen Rudersmann abfertigen, die vierte Stiefelknecht und Pantoffeln holen, die fünfte – aber was weiß ich? In meinem Leben war noch nicht so für meine Bequemlichkeit gesorgt worden, und das halbe Dutzend hatte alle Hände und Händchen voll zu thun, während Dame White sich in einem Lehnstuhl zu meiner Seite niederließ, um ein Gespräch mit mir über ihren Freund zu halten. Der Lehnstuhl, in welchem Madame White sich niedergelassen hatte, war das kolossalste Möbel, welches ich in dieser Gattung je gesehen, und dabei so alt, daß man sich selber um hundert Jahr älter vorkommen mußte, wenn man darin saß. Das ganze Stübchen war solch ein Wunder von altmodischer Behaglichkeit mit Lotterbett und Stühlen, welche braun waren und geschnitzte Wolfsköpfe in den Lehnen hatten. Die Lampe auf dem Tische war so groß und so schwer, wie ein kleiner Leuchtthurm. Die niedrigen Wände waren geschmückt mit Bildern von Landschlössern, Jagdhunden, Wettrennern, adeligen Herren und Damen des vorigen Jahrhunderts in langen Perrücken. Ueber dem

Spiegel, welcher eine ovale Form und die Eigenschaft hatte, jedem Menschen, der hineinsah, ein Gesicht zu machen, als ob er an Zahnweh leide, hing ein Fisch, gar kunstreich aus Holz geschnitzt und fein säuberlich bemalt und lackirt. Kurz, ich war hier in einem jener guten, altenglischen „*country-inns*“[71], welche uns einige von den Romanschriftstellern des letzten Jahrhunderts auf eine so unübertreffliche Weise beschrieben. Mir fehlte nichts, als mein Freund, der Squire Western aus „Tom Jones“[72], um mit ihm eine Pfeife zu rauchen, und einen Krug, mag sein auch zwei, zu leeren. Gedacht an ihn habe ich an diesem Abend genug, ebenso an seine Tochter, die liebliche Sophie[73], obgleich dies Letztere ein wenig ungerecht gegen Dame White sein mochte. –

Das Zeichen des Hauses war ein Schwan, welcher in einem sehr schönen Exemplare von angestrichenem Holze hoch über der Thüre saß. An einer andern Stelle des Hauses hing eine blaue Traube, wahrscheinlich als Gegendemonstration und zur besseren Belehrung derjenigen Wandersleute, welche mit einem Schwan unwillkürlich die Vorstellung des Elementes verbinden, auf welchem dieser poetische Vogel lebt. – Der weiße Schwan von Newby-Bridge liegt ganz einsam in diesem Thale und nichts war zu hören, außer dem Brausen des Wasserfalls gegenüber. Erst auf der andern Seite der Brücke, die hier gleich über das Wasser führt, war eine Schmiede, vor welcher ein paar Burschen standen und schottische Lieder sangen, und etwas weiterhin war ein „*mansion*“, d. h. der Landsitz eines Herrn von der Gentry[74] mit Park und hoher Mauer. Das war Alles, und sonst nur Berge, Wälder, Wasser und der prächtige Sternenhimmel in dieser Einsamkeit.

Um zehn Uhr ward es still im weißen Schwan, und ich befand mich allein in meiner Kammer, gerade über dem Wasserfall. Es war so lauschig darin. Wieder hätte ich mir einbilden können, ich sei im Wirthshaus von Upton[75], – und ich würde mich nicht gewundert haben, wenn die Thüre plötzlich aufgerissen worden und der irische Gentleman mit einem Knüppel in der Hand hereingestürzt wäre, um seine Frau zu suchen. – Allein nichts dergleichen. Dann waren so viel räthselhafte Winkel und Ecken in diesem Zimmer, Schränke in die Wand gemauert, Holzbänke an den Boden genagelt, Waschtische von unabsehlicher Länge. Und dann war das Bett da, ein so kolossales, ungeheures Bett, wie ich in England, diesem Wunderland für Betten, noch keines gesehen hatte, mit vier gewaltigen Pfosten, wie Grenzpfähle, – eine Art von kleinem deutschen Fürstenthum. Dieses Bett zu ersteigen war ein Kunststück, in demselben auf die herkömmliche Art zu schlafen ein noch größeres. Denn da es vollkommen die Quadratform hatte, Länge und Breite sich daher nicht von einander unterscheiden ließen und die Begriffe von Oben und Unten nur problematische waren: so befand ich mich jedesmal, so oft ich in der Nacht aufwachte, in einer andern Richtung desselben. Und daß ich aufwachte, dafür sorgte der Wasserfall, welcher die Einsamkeit der Nacht mit einem starken, fast donnerartigen Brausen erfüllte. Ich hatte kurz zuvor ein Lied von Tennyson[76] singen hören. Nun schien der Wasserfall sich der Worte des Laureaten bemächtigt zu haben, und unaufhörlich sauste er sie mir in’ s Ohr: „Du gehst, o Wandersmann, du gehst! ich aber bleibe hier, und rausche fort, für immer, für immer, für immer!“

Endlich wurde es Morgen, und zu früher Stunde schon lebendig, namentlich vor dem Stall. Pferde und Kutschen wurden herausgebracht und gewaschen, der biedere „*ostler*“[77] erschien auf dem Schauplatz und Dame White mit ihren schönen Töchtern begann auf’s Neue in Küche und Hofraum zu wirtschaften. Hier war es auch, wo ich die Bekanntschaft des Herrn White machte, nämlich auf der Brücke dem Hause gegenüber, wo er mit zwei großen, wildaussehenden Rüden stand, und eine neue Peitsche „einklappte“, wie er sich ausdrückte. Herr White war so freundlich, mich auf die Schönheiten der Gegend aufmerksam zu machen. Da er mich wohl für keinen sonderlichen „Sportsman“ halten mochte, so

---

[71] Engl., Landgasthaus.

[72] Henry Fieldings (1707–1754) Bildungs- und Schelmenroman “The History of Tom Jones, a Foundling” (London: A. Millar 1749).

[73] In Henry Fieldings Roman (s. o.) die Tochter des obenerwähnten Squire Weston.

[74] Engl., der niedere Adel im Gegensatz zur Peerage bzw. Nobility, dem höheren Adel.

[75] In Henry Fieldings „Tom Jones“ (siehe hierzu S. 23, Anm. 72),

[76] Der brit. Dichter Alfred Tennyson, 1st Baron Tennyson (1809–1892); das Gedicht konnte anhand der hier zitierten Verse leider nicht ausfindig gemacht werden.

[77] Engl., der Stallknecht.

verwies er mich namentlich auf die Fische, welche in dem Flusse gefangen würden, und empfahl mir als Lockspeise eine gewisse Gattung von Würmern, die ich an einer bestimmten Stelle des Ufers, weiter oben, finden könnte. Hierauf wandte er sich wieder zu seinen Rüden, und fuhr fort, die neue Peitsche „einzuklappen“, während ich am Rande des Gewässers, unter den leise sich rührenden Bäumen hinaufwanderte, den frischen Duft des Morgens mit vollem Behagen in mich saugend. Dieses war so recht ein englisches Landschaftsbild : dort das kleine Wirthshaus mit dem weißen Schwan und der blauen Traube, den kleinen von Weinlaub umsponnenen Fenstern und der gastlichen Rauchsäule, welche aus dem umfangreichen Kamin ruhig aufstieg, die Knechte mit den Pferden und Wagen vor dem Stalle, die Mädchen mit Kübeln an den Brunnen, jetzt eine Kutsche mit Vieren heranrollend, stillhaltend und den Platz vor dem Hause mit allerlei bunten Gestalten erfüllend, unter welchen natürlich das Roth des „*coaching gentleman*“[78] sich wieder besonders hervorthat – hier das stille Mansionhaus, wie ein verwunschenes Schloß, im Grün versteckt, mit hoher Mauer, von Bäumen und Gebüschen überwachsen, ohne irgend ein Zeichen des Lebens – dann die Schmiede, der Wasserfall, die reinlich stillen Wege zwischen Wiesen, auf denen Kühe weiden und ein Kind steht, das sie hütet – und rings, in fast greifbarer Nähe, die bewaldeten Berge, welche malerisch das kleine Thal von Newby-Bridge umschließen.

Es war neun Uhr Morgens, als ich nach einem excellenten Frühstück die verschiedenen Hände von Dame White und ihren Töchtern zum Abschied schüttelte, um mich wieder auf das Dampfschiff zu begeben, welches mich über den ganzen See nach Ambleside zurücktragen sollte. Es war ein Tag ohne Sonne – ein melancholischer Himmel, ein duftverschleierter See. Die Luft war weich und voll des süßesten Herbstaroms; aber eine so tiefe Wehmuth lag über dem Wasserspiegel ausgebreitet und jeder Baum an seinem Rande ließ sein gefiedertes Laub wie in Trauer niederhängen. Kein Licht war da, als das eigene des buntschattirten Grüns, welches Wald und Wiese zeigten – jener wunderbare Farbenreichthum des Herbstwaldes, mit Buchen, welche zuerst grün und zuerst gelb werden, mit Eichen, die nur langsam, wie starke Naturen, den Tribut des Daseins zahlen und mit Fichten und Pinien, dieser Nadelholzgattung, welche in den südlicheren Gegen den Europa’s und dem ihnen durch die triebkräftige Milde seines Klima’s verwandten England etwa unsere Kiefern ersetzt. – Auch die Inseln im Wasser – meine Blumenbouquets in Porphyrvasen – schimmerten nun, frei von Licht und Schatten, in der ganzen Pracht ihres eigenen Hellgelbs und Dunkelgrüns. Alles, was den Rand des See’s schmückte, der Wald, jede Wiese, jedes grünumsponnene Haus, jedes gartenumkränzte Dörflein, bespiegelte sich, als wie trunken von der ihm eingeborenen Schönheit, traumhaft in der Tiefe des Wassers. Und diese Spiegelung war fast noch schöner, als die Wirklichkeit selber; denn das Wasser war von einer so wunderbaren Klarheit, daß Felsen und Wiesengrün darin funkelten fast mit dem eigenthümlichen Glanz von farbigen Edelsteinen. Den Aspekt des See’s schließend standen die Schatten der Berge, gleich dunklen gigantischen Bildern; wie gestern, bei klarem Himmel, die Wolken von den Bergen, so heut’ in der That bei verdecktem Himmel waren Wolken und Berge kaum von ihrem Widerschein im Wasser zu unterscheiden. Ein solcher Duft umfing uns von Wolken und Nebel und feuchtem Waldes- und Wasserhauch – es war wie ein Traum! Da trieb ein Nachen vorbei mit zwei Damen in weißen Gewändern und runden Hüten – die eine führte das Ruder in beiden Händen, die andere lag zurückgelehnt in die rothen Kissen und träumte. Dann kam ein Boot mit Segeln; andere schaukelten am Gestade. So gedämpft war Alles, das Licht, der Schatten, jeder Ton in der Luft, jedes Plätschern der Wellen, der Schlag des eigenen Herzens. Eine solche Harmonie war auch in diesem sonnelosen Tage, daß die Seele unbemerkt in die selbe Stimmung überging. Dies war ein Tag, um Gräber zu besuchen und Feste der Erinnerung zu feiern!

Und solch einem Akt der Pietät war auch dieser Tag geweiht, denn ich wollte die Wohnstätten der Poeten besuchen, diejenigen, welche sie inne hatten, so lange sie lebten, und. diejenigen, welche sie nun inne haben, seit sie aus dem Leben geschieden, ihre Gräber. Die Kutsche, welche in dieses eigentlichste Land der Poeten fährt, erwartet die vom See Kommenden in Ambleside. Hier, wo jetzt die greise Dichterin Miß Martineau[79] wohnt, öffnet sich ein anmuthiges Hügelland, durch welches der Weg sanft aufwärts führt. Hinter mir auf dem Kutschensitz der Außenseite saßen zwei junge englische Damen mit ihren ebenso jugendlichen Männern. Eine von den Damen hatte ein angenehmes, edles Gesicht, bleich

---

[78] Engl., der Postmeister.

[79] Die brit. Schriftstellerin und Vorkämpferin für Frauenrechte Harriet Martineau (1802–1876).

und mit zwei Augen, so melancholisch, wie dieser Tag. Wasserfälle rauschten – gedämpft – hier und da zu beiden Seiten des Weges hernieder. Das Rauschen von Wasser begleitet uns immerfort in diesem Lande der Seen; bald schallt es aus der Höhe, bald schallt es aus der Tiefe. Der Kutscher begann sofort von Wordsworth und von Coleridge zu sprechen. Das ist kein Wunder. Jedermann hier spricht von ihnen. Denn ganz anders, als bei uns, ist die Verehrung und Liebe, welche das englische Volk für seine Dichter hegt, da sie bei ihm weder rein ästhetischer, noch rein empfindsamer Natur, sondern in der Hauptsache ein Stück seines starken Nationalgefühls ist. Wir Deutschen und vorzüglich Diejenigen unter uns, die bei fremden, oft viel kleinern Völkern gelernt haben, was Nationalgefühl ist, – wir müssen beschämt die Augen niederschlagen, wenn von solch einem Ding die Rede ist. Wir Deutschen lassen es uns so gern gefallen, daß man uns ein Volk von Dichtern und Denkern nennt. Aber was thun wir für unsere Dichter und Denker, außer etwa eine Feier zu veranstalten, wenn sie todt sind? Es ist in England möglich, daß die Regierung einen sogenannten „Naturdichter"', wie den Manchester-Poeten Close[80], mit einem Jahrgehalt von 60 L. St.[81] unterstützt, worüber das Parlament zuweilen in einer lustigen Debatte den Premier zur Verantwortung zieht; aber es ist in England unmöglich, daß dort ein Dichter Hungers stirbt, wie dies sich im Jahre 1860 und in Berlin zutrug, wo ein gewisser Burckardt[82], Verfasser einer Tragödie, die nach seinem Tode sehr gerühmt wurde, aus Mangel an zureichender Nahrung langsam hinsiechte und endlich starb, und zwar in demselben Hause, in welchem gegenwärtig der Verfasser dieser Skizzen lebt. Ein schlechtes Omen für ihn! … mag sein, auch ein günstiges, wenn nämlich die Götter an dem einen Poeten wieder gut machen wollen, was sie an dem andern gesündigt. Ja, der Humorist hat doch Recht, welcher behauptet, daß Deutschlands Dichter, wie eine gewisse Sorte von Aepfeln, erst auf dem Stroh reifen! Aber England ist das Land des Lebens, – und dorthin, wenn auch nur in der Erinnerung zu fliehen, in die gesundere Luft und die geordneteren Zustände thut dem Herzen wohl, das unter dem Druck der deutschen Verhältnisse[83] nicht verzweifelt, aber doch oft genug muthlos wird! –

Hier nun, wo der Berg bis an den Weg vorspringt, wo der Park, halb Wald, halb Garten, sich zur alten Burg emporzieht, wo die Wasserfälle rauschen und dort durch die verschleierten Bäume unter dem schwermüthigen Himmel ein neuer See sichtbar wird: hier ist wohl auch ein Land für die Dichter! Es ist von einer so ahnungsreichen Schönheit, es liegt so viel Seele, so viel Stimmung darin. Denn, um es zu wiederholen, das Wasser ist die Seele der Landschaft. Wie sagt unser Goethe?

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser:
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd.[84]

Darum fühlt unsere Seele eine Art Wahlverwandtschaft zu dieser Seele der Landschaft, und mit einer stillen Sehnsucht folgt sie wohl stundenlang den anmuthigen Windungen eines Stromes oder versenkt sich zu seliger Träumerei in das sympathische Dunkel eines bergumfriedeten See's.

Der Park mit dem kastellartigen Wohnsitz darin, dicht an unserem Wege, ist derjenige der alten Normannenfamilie le Fleming; der See, den wir durch die Bäume schimmern sehen, ist Rydal Water.

---

[80] John Close (1816–1891).

[81] Das brit. ₤ Sterling entsprach das gesamte 19. Jhd. über einem Gegenwert von ca. 10 €; erst nach dem 2. Weltkrieg verlor es langsam, aber stetig an Wert. Bis 1971 entsprach 1 ₤ 20 Shilling (s); auf 1 Shilling gingen wiederum 12 Pence (d).

[82] Nicht ermittelt.

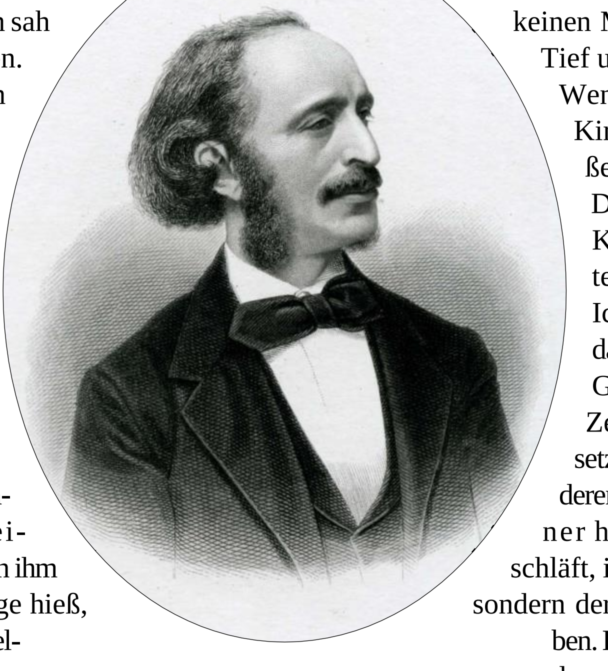
[83] Der deutschen Kleinstaaterei, die vorerst noch die schließlich 1871 erlangte deutsche Einheit verhinderte.

[84] Die 1. Strophe aus Johann Wolfgang von Goethes 1779 entstandenem Gedicht „Gesang der Geister über den Wassern" in „Goethe's Werke. – Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Zweyter Band. […]" (Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1828), S. 58f.

Rydal Water oder Rydal-Mere ist ein so liebliches Stück Wasser, als nur im Seedistrikt gefunden werden kann; so klein zwar, daß man alle Ufer übersehen kann, aber eben deswegen um so lieblicher. Wie ein kleiner Schmuck für sich liegt es in dem reichen Schatzkasten dieser gesegneten Lande. Und auf dem Berge über dem See und dem Park, Rydal Mount genannt, steht noch das Haus, in welchem William Wordsworth gewohnt. – Gleich nach diesem Seechen kommt der etwas, aber nicht viel umfangreichere, von Grasmere; und in einem kleinen, hüttenartigen Hause am äußersten Rande des selben lebte Coleridge und nach ihm de Quincey. Traumhaft genug für den Opiumesser! Hohes Schilf wächst am Rande des Wassers. Schwäne rudern auf seiner schlaftrunkenen Fläche. Dämmrige Hügel lassen ihr verschwimmendes Abbild hineingleiten. Alles schlummert, Alles träumt an diesem See von Grasmere.

Auch in dem Hof und Garten des Hotels, vor welchem die Kutsche hält, war es nicht lebendiger. Ich saß – ich weiß nicht, wie lange – dicht am Seesrande, wo die späten Herbstrosen dufteten. Es war so stille hier! Man hörte die Käfer schwirren und jeden Vogel in der Luft singen. Berge und Waldwiesen schließen das regungslose Wasser ein – eine rothe Gondel trieb darüber hin mit einem jungen Paare darin und drei Schwäne, wie im Volksliede, schwammen langsam hinterher.

Endlich, am späten Nachmittag, erhob ich mich von dem See. Auf Hügelpfaden, die sich vielfach zwischen hohen Hecken an den Hängen dahinziehen, hier sich scheinbar verlierend, dort wieder auftauchend, bin ich durch Wiesen gewandert, an stillen Landhäusern vorbei. Ich sah keinen Menschen, ich hörte nur dann und wann einen Wagen. Tief unten, wo der See zu Ende, und die Hügel sich ein Weniges öffnen, liegt Grasmere, das Dorf: vornan die Kirche, eine solche, deren bescheiden-frommes Aeußere das Herz nicht nur zur Andacht, sondern auch zur Demuth mahnt, – und hinter dieser Kirche ist der Kirchhof mit den Poetengräbern. Wenn die Todten jeden Tritt fühlten, den man auf ihre Hügel thut! Ich habe eine Erinnerung aus meinen Kinderjahren, daß man es uns strenge verbot, wenn wir auf den Gottesacker gingen, auf die Gräber zu treten. Seit der Zeit ist mir's unmöglich, meinen Fuß auf ein Grab zu setzen, und thut mir allemal weh, wenn ich von einem Anderen es sehe. – Doch ruht von den See-Poeten nur einer hier: William Wordsworth. Hartley Coleridge[85], der neben ihm schläft, ist nicht der Dichter, welcher Samuel Taylor Coleridge hieß, sondern der geniale, aber leider etwas zerfahrene Sohn desselben. Er selber, der Dichter, starb auf Highgate Hill, in London, und im Hause des Dr. Gillman[86], dem er sich anvertraute, um ihn von der Gewohnheit des tödtlichen Opiums zu befreien. Dort, über dem Lärm und Rauch der tosenden Weltstadt, in der reineren Luft des Vorstadthügels, ruht er in seinem Grabe. Southey, welcher nicht weit von diesem See, in der Nähe von Keswick gelebt, liegt auch dort auf dem Kirchhof seines Dorfes bestattet. – Auf dem Kirchhof von Grasmere dagegen ruht außer den Genannten, noch ein dritter Poet, aber aus der allerjüngsten Vergangenheit: Arthur Hugh Clough[87], der erst ganz vor Kurzem, in der Blüthe seiner Jugend, auf einer Reise durch Italien starb und hier nun, in seinem heimathlichen Dorfe, zur Seite seiner Mutter[88] begraben ist. Eine Sammlung seiner dem deutschen Gemüth höchst sympathischen Dichtungen erschien ganz vor Kurzem[89]. – An Wordsworths Grab erhebt sich eine sehr einfache eiserne Tafel. In diesem einen Grabe zusammen ruht der Dichter und sein



Julius Rodenberg
(siehe hierzu S. 27, Anm. 92).

[85] Der Schriftsteller David Hartley Coleridge (1796–1849).

[86] James Gillman (1782–1839).

[87] Arthur Hugh Clough (1819–1861).

[88] Anne geb. Perfect († 1860).

[89] Die Ausgabe „Poems […] with a Memoir" (Cambridge u. London: Macmillan 1862).

Weib, und auf dieser Tafel ist nichts zu lesen, als die Worte: „William Wordsworth, 1850. – Mary Wordsworth[90], 1859.“[91] – Aber wie viel sagen diese Worte – wie viel von jener Treue, die ein ganzes Leben umschließt, und von jener Liebe, die an ein Wiederfinden nach dem Tode glaubt! Wie freundlich von dieser gemeinsamen Gruft lenken sie unsern Blick in das Jenseits! Und dann – Pyramiden und Urnen, an denen selbst dieser kleine Dorfkirchhof so reich ist, mögen für Andere sein; der Dichter und sein Weib haben nichts, als diese einfache Tafel, aber ihre unsterblichen Namen darauf. Und untenhin rauscht der Wiesenbach dem See zu – demselben See, den der Dichter im Leben so gern gegrüßt und besungen, – ein Vöglein trillert in der Abendluft und leis über dem Grabe zittert die Pinie. O – so in seiner eigenen Erde zu schlafen, wie dieser Poet, umgeben von Allem, was die Herrlichkeit des Lebens gewesen, von seinen Bergen, seinen Wäldern, eingesungen von dem Chore der bekannten Bäume, des vertrauten Bachs, der heimathlichen Vögel! Nun denn: wenn Todte zu beneiden sind, William Wordsworth ist es! Nichts stört die Einsamkeit dieses Ortes, als die Verehrung seines Volkes, wenn dann und wann ein Wandersmann kommt, um am Grabe des Sängers zu rasten. Nichts ist da, als das graue Kirchlein, das Haus des Todtengräbers, die Pinie, der einsame Vogel, der über dem Kirchhof seinen Dämmerungsgesang singt, der Bach, der, leise plätschernd, die Mauer des Kirchhofs küßt, leise rauschend „für immer, für immer, für immer.“ Hier auf dem Grabe des Dichters war es, wo ich die Engländerin mit den melancholischen Augen noch einmal wiedersah; zum letztenmal, denn sie blieb, als ich ging. Sie war mit ihrer Gesellschaft eingetreten, als ich den Kirchhof verlassen wollte. Nach einer Weile, als ich mich vom Weg aus umblickte, sah ich sie noch auf dem Grabe sitzen – mit ihren lichten Gewändern in der ein brechenden Dämmerung einem Genius stiller Ergebung nicht unähnlich. –

Der Tag ging grau in den Abend hinüber, und die Nacht lag weich und schwer und dunkel wie Sammet auf den Hügeln, als ich nach langer Wanderung den See wieder erreichte. –

So endete mein denkwürdigster Tag an den Seen von Westmoreland.

Julius Rodenberg[92].

[90] Die Schwester Mary Wordsworth (1771–1855).

[91] Obwohl Mary Wordsworth (s. o.) bereits im Jahre 1855 verstorben war, findet sich auf dem Grabstein tatsächlich 1859 als Todesjahr.

[92] Eigentl. Julius Levy (1831–1914); deutscher Journalist und Herausgeber bedeutender Zeitschriften des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Rodenberg war ein aufrichtiger Verehrer Friedrich Rückerts (1788–1866). Der Stahlstich wurde von August Weger (1823–1892) nach einer Photographie geschaffen.

Herbsttage an den englischen Seen[93].
III. Die Seen von Cumberland.

Das war wieder ein Morgen von glorioser Pracht, jener Morgen, wo ich Abschied nahm von meinem lieben See von Windermere! Die Landschaft, das Wasser, die Hügel strahlten in einer wahrhaft goldenen Herbstherrlichkeit. In der heißen Mittagssonne fuhr ich ab, in einem kleinen Wägelchen, mit einem Pferd, spindeldürr, aber gewaltig zum Laufen und Steigen, und einem gar bescheidenen Männlein in grünem Friesrock[94], das als Kutscher fungirte. Denn der Stolz von rothen Röcken und Kutschen mit Vieren hatte hier ein Ende, wo es auf steinigten schmalen Pfaden in die Gebirge und zu den Seen von Cumberland geht.

Es war einer der wärmsten Tage in diesem Jahre und auf dieser Höhe. Alles war blau von Duft und Schimmer. Gleich vom Hotel ab stieg der Weg fast ununterbrochen; und ebenso ununterbrochen als der Weg mußte ich selber steigen. Denn das Männlein im Friesrock hatte viel mehr Erbarmen mit seinem Pferd, als mit seinem Passagier, und den größten Theil des beschwerlichen Weges wandelten alle drei, Kutscher, Pferd und Reisender, friedlich nebeneinander. Wir ließen unter uns Windermere, den See, das Dorf, zuletzt die Berge, die mir dort so hoch geschienen, und hatten aus der immer kahler werdenden Höhe einen wundervollen Blick hinab, wo Alles zuletzt in einer Art transparenten Blau's hinschwand, in welches nur noch zuweilen die weißen Schillerstreifen des Sees gewoben schienen. Endlich deckte sich ein heißer Duft auch darüber, und kühler wehte es uns von Oben an: hier, auf ödem Gebirgskamme hatten wir die Grenzen von Cumberland erreicht.

Diese Grafschaft ist, mit Northumberland, die nördlichste in England. Sie stößt auf die Grenze von Schottland und hat in ihrem Aussehn viel Aehnlichkeit mit demselben. Dieser wildere Charakter von Cumberland trat uns sogleich in den hohen, nackten Steinfelsen entgegen, die, nur schwach von dem Grün der Haide oder des Mooses überflogen, ihren kolossalen Schatten auf die breite Sonnenfläche der gegenüberliegenden Felswände warfen. Auch an irländische Scenerie und Einsamkeit ward ich mehrfach erinnert, und etwas Fremdartiges für die Seele, etwas Erstarrendes mitten in dieser ungewöhnlichen Herbstsonnenglut hatte der fast unvermittelte Wechsel ans den wald- und wiesenduftigen Seeufern zu der ungeheuren Monotonie dieser baum- und strauchlosen Hochebenen.

Hier, auf diesen Plateau's, welche an einigen Stellen mit ihren schroffen, kaum ersteigbaren Felswänden natürlichen Festungen gleichen, hat sich lange ein Rest der ersten Ansiedler Englands, der sog. Kymru's oder Kumrier[95], und bis auf unsre Zeit ihr Name in demjenigen der Grafschaft, Cumberland, erhalten, nachdem ihre celtische Ursprache, ja diese Völkerschaft selber in der englischen untergegangen ist. Die Briten von Strath-Clyd[96] und Ryed[97] und Cumbria schmolzen allmälig in die umgebende Völkerschaft dahin und hörten, mit dem Verlust ihrer Sprache, auf, als eine eigne Race erkennbar zu sein. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß sich dieser Prozeß erst in einer verhältnißmäßig neueren Zeit vollendete. – Im Bischofthum Glasgow, welches den größten Theil des alten cumbrischen Königreichs umfaßt, ist die „barbarische“ Sprache der Briten jenem Dialekt des sächsischen Englisch, welchen man das „Niederland-Schottisch“ nennt, etwa um das 13. Jahrhundert gewichen; aber in einigen entlegeneren Distrikten soll sich die Sprache bis zur Reformation hingehalten haben, dann aber durch das Kirchenregiment der protestantischen Geistlichkeit gänzlich zerstört worden sein. Aber das breite „u“, welches der Reisende an den Ufern der Seen von Cumberland vernimmt, erinnert ihn an die dunkle Klangfarbe der alten Celtensprache, welche noch heute von den Bewohnern des Fürstenthums Wales gesprochen wird, ebenso wie einige britische Traditionen in Cumberland auf jenes eigentliche Land der Cambrier,

---

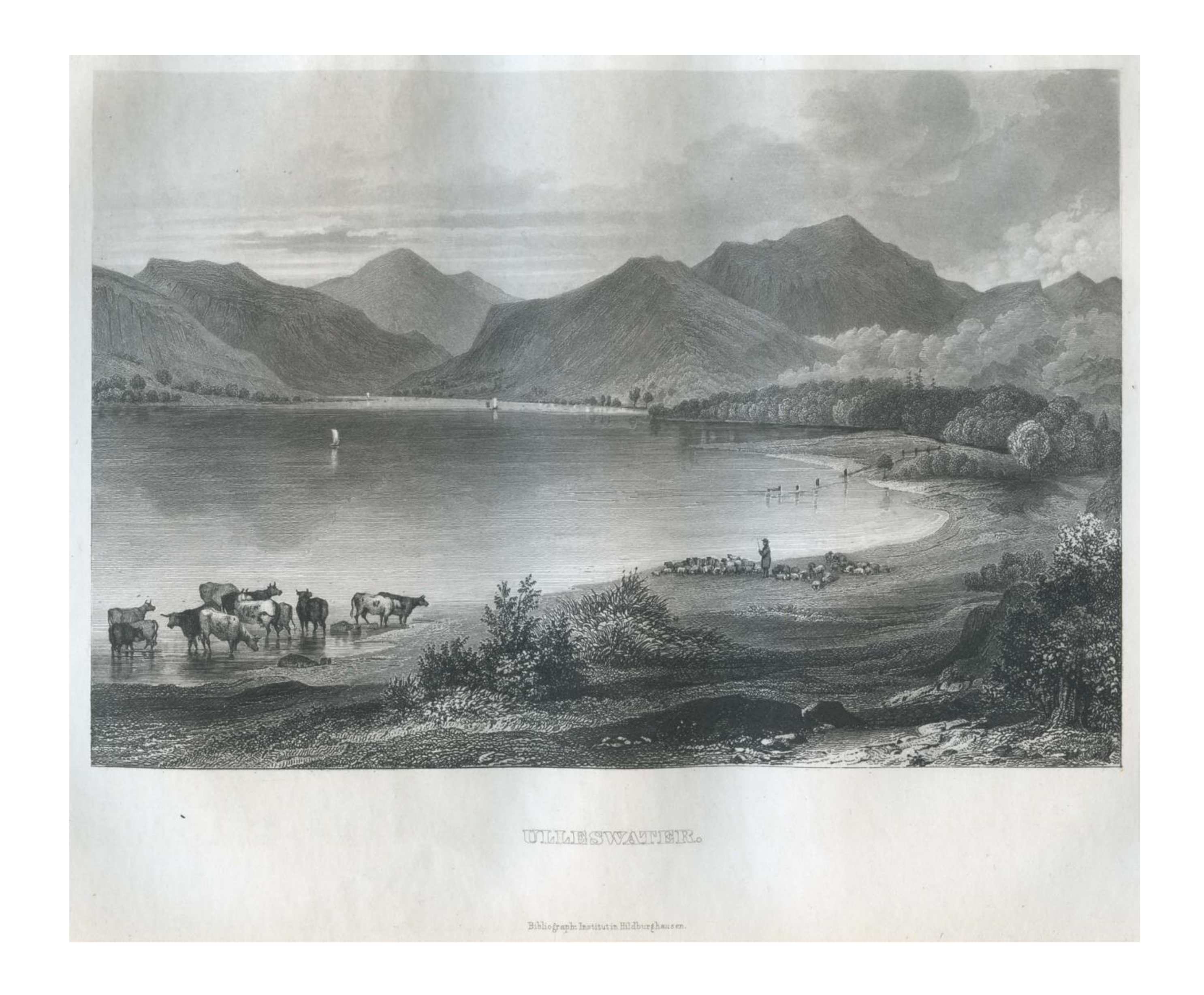
[93] Zur Herkunft der Texte zu den englischen Seen siehe S. 8, Anm. 4.

[94] Eine Jacke aus grobem, schlechtem Tuch (siehe hierzu auch DWG, Bd. 4, Sp. 203).

[95] Die Walisische Sprache wird noch heute als Kymrisch (walis. Cymraeg) bezeichnet.

[96] Strathclyde (schott.-gäl. Srath Chluaidh), in der Region im Westen Schottlands mit Glasgow als Zentrum wohnt etwa die Hälfte der schott. Bevölkerung.

[97] Eine Landschaft im Norden der Grafschaft Yorkshire, also ebenfalls im Norden der brit. Insel.



ULLESWATER.

Bibliograph: Institut in Hildburghausen.

auf Wales, hindeuten. Das Schloß Pendragon, indem es den fabelhaften Uther[98], den Vater Arthurs[99], in sein Gedächtniß zurückruft, beschwört mit einem Mal die ganze Merlinspoesie vor seinem Blick herauf. „König Arthurs Rundtafel“, eine von den zahlreichen druidischen Ueberresten in diesen abgeschlossenen Berggegenden, dem letzten Asyle jener düstern Form des Heidenthums, läßt mit einem Mal, schon durch seinen Namen, den ritterlichen König und seinen tapfern, sagenhaften Genossen mit allen Erinnerungen an Ginevra[100] und den heiligen Graal[101] vor unsern Augen erstehen. Einige von den Gebirgen, welche dieser Landschaft einen zugleich so düstern und so erhabenen Ausdruck verleihen, haben die ihnen von der ursprünglichen Bevölkerung gegebenen Bezeichnungen bewahrt; und der „Skiddaw“ und „Helvellyn“ erheben sich nun als die gewaltigen Grabdenkmale eines ganzen Geschlechts, welches dahingegangen. –

Lange war uns kein Mensch, kein Wagen begegnet, und wie in einem ausgestorbenen und von allen lebenden Wesen verlassenen Lande waren wir unter der schweigend brennenden Sonne gewandert, immer steigend und steigend, bis wir ein Gitter erreichten, welches den Weg abschloß, mit einer Hütte dahinter, aus welcher, auf unser Rufen, ein altes Weib trat, um uns die schlagbaumartige Versperrung zu öffnen. Vor der Thüre dieser Hütte pflegt jedes Fahrzeug zu halten, welches vorbeikommt; denn, wie eine kleine Tafel über derselben sagt, „dies ist das höchste bewohnte Haus in England“[102]. Die alte Frau brachte dem Pferde Wasser und dem Manne Bier, und diese, unbekümmert um den fast märchenhaften Eindruck, den die Einsamkeit der Scene machte, ließen es sich Beide sehr gut schmecken. Grau und in Sonne gebadet stand gegenüber das steinige Gebirge, im schwarzblauen Nachmittagsduft, ohne Baum, ohne Strauch, ohne Leben. Nur das Rieseln einer Quelle dicht bei dem Hause war zu vernehmen, und ein paar Hühner liefen gackernd auf dem dürftigen Rasen in der Schlucht herum. Außer der alten Frau schien Niemand in dem Hause zu sein, und wenn sie mit ihrem Gesichte, welches so düster und runzelvoll war, wie die Felsen gegenüber, vor der Thür erschien, so mußte ich unwillkürlich an das Märchen von der bösen Fee und den verlaufenen Kindern denken. Allein mein Mann, der Kutscher, ließ sich von solchen Vorstellungen nicht anfechten, und nachdem er sein Bier und meins dazu getrunken hatte, schirrte er sein Pferdlein wieder auf und vorwärts ging’s in dem nun schwächer werdenden Glanz der Sonne, welche bereits ihren Nachmittagsstand über den Bergen hatte. Ganze Bergschluchten voll blauer Schatten thaten sich vor uns auf, während in der reinern Aetherhöhe die Felsspitzen allerlei phantastische Umrisse an zunehmen schienen. „Dies ist die Kirche“, sagte der Mann, welchem die beiden Gläser Bier den Mund geöffnet hatten, „dies ist der Riese“, – „dies ist das Kreuz“[103] – ich glaubte dem Manne Alles auf’s Wort, sah aber Nichts von alle dem, schon deswegen nicht, weil ich mich an der Lehne des Wägelchens festhalten mußte, um nicht herunterzufallen. Denn wie wir vorhin zuweilen auf beängstigende Weise gestiegen waren, so flogen wir jetzt in noch beängstigenderer Weise bergab, zuweilen so schmal am Abhang hin oder so scharf um vorspringende Felskanten biegend, daß ein Kopfüberstürzen fast die einzige Möglichkeit des Weiterkommens schien. Allein der Mann redete mir zu, mich festzuhalten, keine Angst zu haben und das Pferd laufen zu lassen; und da ich diese drei Vorschriften, so viel an mir lag, erfüllte, so ging denn in der That auch Alles gut.

Uebrigens fing nun auch die Gegend an, etwas lebendiger zu werden nach der langen Monotonie, durch die wir bis hierher gekommen. An den Abhängen der zwar immer noch kahlen Gebirgswände kletterten Schafe, diese bescheidenen Thiere, zu deren Erhaltung die Fruchtbarkeit von Steinen auszureichen scheint, und überall rannen und rauschten Wasserfälle aus dem Granit, und schlängelten sich, die Stille mit ihrer lieblichen Musik erfüllend, in langen Silberstreifen glänzend aus der Höhe herab, oder brausten in breiten Kaskaden über Steinblöcke und Felsgeröll. –

---

[98] Der legendäre Uther Pendragon.

[99] König Artus, ebenfalls lediglich legendär.

[100] Die nicht minder legendäre Gattin von König Artus.

[101] Der Kelch Christi beim letzten Abendmahl; die Gralssuche ist Teil der Artus-Sage.

[102] Wohl am Scafell Pike.

[103] Hiermit könnten die Berge Kirk Fell, Great Gable und Pillar gemeint sein (der Scafell Pike [s. o.] sowie die letztgenannten Berge gehören zu den höchsten Erhebungen des Lake District).



Berthold Auerbach
(siehe hierzu S. 32, Anm. 108).

Viehzucht ist das Einzige, was den Bewohnern dieser unwirschen Gegend, welche mich an die „ungastfreien Höhen“ der Horazischen Ode[104] gemahnten, übrig bleibt. Man sieht ihre grauen Steinhütten zerstreut hier und da unter einem geschützten Abhang umherliegen, in diesem blendenden Sonnenlicht kaum zu unterscheiden von den Felsen, an welchen sie hängen. Steinwälle grenzen die einzelnen Bergparzellen ab, und wo der Weg am Rande dahinläuft, sind Gatterthore aufgerichtet, um welche ganze Schaaren von Kindern aus den benachbarten Hütten lagern, die, sobald ein Wagen naht, sich erheben, um zu öffnen und ihren „Hä’ penny“[105], dafür als Zollgeld erwarten. Aber sie betteln nicht, wie ihre Verwandten in Wales, noch weniger verweigern sie Nichtzahlenden den Durchgang, wie diejenigen in Schottland, wo sich diese Art von zwangsweiser Steuererhebung noch als ein Rest des „*blackmail*“[106] aus den alten Clanzeiten erhalten hat. Nein, diese Kinder der cumberlandischen Gebirge sind zwar sehr schmutzige, barfuß laufende und zerlumpt angezogene, aber dabei doch sehr bescheidene und artige Kinder. Eines von ihnen, ein Mädchen von 10 Jahren mit sehr hübschen, dunkelblauen Augen, sprang hinten auf das Brett und jagte mit uns über Stock und Stein, ließ sich von mir die Haare, die Stirne, die Wangen streicheln und sah mich dabei immer so verschämt lächelnd an, als ob sie mehr verlange. Ich küßte sie zuletzt auf den Mund. Sie aber fuhr fort zu lächeln, und sprang endlich nach einer halben Stunde vom Wagen. Leider erfuhr ich von meinem Kutscher erst, als es zu spät war, um ihren bescheidenen Wunsch zu erfüllen, daß es ihr nicht um einen Kuß, sondern um einen „Hä’ penny“ zu thun gewesen sei, woran ich in der That bei einem so hübschen Kinde gar nicht gedacht hatte.

Allmälig wird der Charakter der Landschaft, je tiefer der Weg sich senkt, um so sanfter; Bäume erscheinen wieder, zuerst nur Fichten und anderes Nadelholz in Gruppen, dann mischt sich Laubholz hinein, der Fuß der Berge bewaldet sich und der freundliche Abendsonnenschein beleuchtet sanfte Rasenflächen und liebliche Waldpartien, zwischen denen rothe Dächer und etwas weiter ein neues Wasser heraufglänzten. Es war das Dörflein Patterdale, welches sich fast bis zum Rande des Sees Ulleswater[107], eines der berühmtesten von Cumberland, hinabzieht. Welch ein freundlicher Wechsel, diese anmuthige Landschaft, in der die Biene von Rose zu Rose schwärmt und der Vogel sein Abendlied in heitrer Luft und wolkenloser Höhe singt, zu der steinigen Einöde, die ich eben durchflogen hatte! Hier nun ward auch der See in seiner vollen Abendglorie sichtbar. Die Ufer der andern Seite bildeten Felsen, kühngegipfelt, von Wind und Wetter zerrissen, und nur um den Fuß, wo er sich in den See stemmt, von grünen Wald- und Rasenstreifen gesäumt. Aber auf unsrer Seite umschlossen Waldberge, zu einer dunkeln Schlucht vertieft, das in der Abendsonne flimmernde Wasser. Und hier, auf einem großen, dichten Rasen, der wie ein Teppich am Rande des Sees ausgebreitet ist, liegt das Wirthshaus. Nichts Reizenderes ist zu denken, als dies Wirthshaus, wie es mit seinen Blumenbeeten und seinem Rasen dicht unter der Waldschlucht und dicht an dem See liegt; wie es mit seinen hellen Fenstern hier in die kühle Blätternacht

[104] Lat.: „inhospitalem Caucasum“; Zitat aus Oden des röm. Dichters Quintus Horatius Flaccus (65–8 v. Chr.; Oden 1, 22, 6f.; die obige Übertragung dürfte aus der Feder von Karl Wilhelm Ramler (1725–1798) stammen, der auch „deutscher Horaz“ genannt wurde.

[105] Engl. dialektal für half penny, halber Penny.

[106] Engl. blackmail, Erpressung.

[107] Ullswater.

und dort auf das spiegelklare Wasser sieht. Es ist so ruhig hier – noch eine andre Ruhe, als dort oben in Windermere. Es ist mehr die Ruhe eines wachen, in sich geschlossenen Glückes; frei von jedem wehmüthigen Zusatz, ein frisches, fröhliches Anschaun der Gegenwart. Ich mußte – ohne zu wissen warum, viel an meinen treuen Berthold Auerbach[108] denken und dachte, es müsse hier so ruhig sein, wie im Schwarzwald. Aber nun erschien, während ich auf dem Rasen wandelte, ganz voll von all dem Duft und alle der kühlen Frische des Abends, plötzlich an einem der Fenster, welches bis auf den grünen Boden reichte, eine weibliche Gestalt, die, so bald sie meiner ansichtig wurde, ein lautes Gelächter erschallen ließ und dann wieder vom Fenster verschwand. Dieses Gelächter beleidigte mich sehr und brachte mich fast ganz aus der wunderbaren Abendstimmung. Was mag ich denn nur so Lächerliches an mir haben? dachte ich, indem ich zum See schritt, um meine Figur in der klaren Oberfläche prüfend zu bespiegeln. Ich entdeckte Nichts, so viel ich mich auch drehte und wandte; bis ich auf einmal an dem Fenster die Dame wieder entdeckte, diesesmal aber mit einem Herrn an ihrer Seite, die sich alle Mühe gaben, sich durch unaufhörliches Schwenken und Werfen ihrer beiden Taschentücher kenntlich zu machen, und, als dies Nichts zu helfen schien, mit ihren beiden frischen Stimmen anhuben zu singen:

Kornfeld und Gerstenfeld
Und jedes Feld ist wonnig, oh!
Nie will vergessen ich die Nacht,
Die Nacht im Korn mit Aimie, oh![109]

Nun erkannte ich sie wieder, die beiden Geister aus der Abtei von Furneß[110], die mir hier, am See von Ulleswater, noch einmal zu liebenswürdigen Neckegeistern werden sollten. Sofort eilte ich den Rasen hinauf, stieg durch's Fenster zu ihnen hinein und fand zu meiner Freude, daß Harry und Jessie sich, obgleich nun schon über acht Tage verheirathet, doch immer noch sehr lieb hatten. Wir hatten an diesem Abend wohl keine Ruinen und keinen Mondenschein mehr, wie damals; aber wir hatten einen guten Thee und ein ausgezeichnetes Stück Roastbeef, um uns dafür zu trösten. Jessie erkundigte sich nach meiner Frau, und wunderte sich darüber, ohne mir Zeit zu lassen, mich gegen einen solchen Verdacht vertheidigen zu können, wie es möglich sei, so allein zu reisen und seine Frau zu Hause zu lassen. Aber sie wunderte sich noch viel mehr darüber, als sie mich endlich zu einer Antwort kommen ließ, wie es möglich wäre, unverheirathet zu sein? Und ich fand an diesem Abend, daß der Ehestand keine eifrigeren Fürsprecherinnen hat, als diese jungen Geschöpfe, welche noch auf der Hochzeitsreise begriffen sind. Später freilich, wenn das Leben wieder sein Alltagsgesicht hat, und keine Berge, keine Seen und keine Flitterwochen mehr da sind, dann pflegen sie etwas ruhiger über diesen Punkt zu denken und zu sprechen. Aber nur mit Recht; denn „wahres Glück schweigt". – Am Nachmittage darauf, kurz vor meinem Abschiede, tauschten wir, Harry und ich, unsre Karten aus, in der Hoffnung, uns, wo nicht in diesem Distrikt, so doch in diesem Leben noch einmal wiederzusehn – „aber dann nicht ohne Frau!" rief mir Jessie nach, indem sie den Finger schelmisch drohend erhob. Noch lange, als ich das Dampfschifflein bestiegen hatte, welches sich langsam vom Ufer entfernte, sah ich sie an dem Fenster stehn, wie sie mir mit weißem Tuche ihr Lebewohl nachwehte.

Dieser See von Cumberland ist weniger mannigfaltig als die Seen von Westmoreland, und in Form und Substanz seiner Ufer im Ganzen eigentlich düstrer und grotesker. Es sind nackte Felsen, die sich Gipfel über Gipfel aufthürmen. Aber in dieser Stunde, wo der Glanz der Sonne ihre Ränder gleichsam zu mattem Gold abschliff, nahmen selbst sie das molkenhaft Weiche an, als ob eine Reihe hinter der andern stände, und eine Dämmerung sanften, sich immer erweiternden Blau's umschloß die bis zuletzt helle Wasserscheibe des Sees. – Nach einer Stunde hatten wir das Ende desselben bei Pouley-

---

[108] Der jüd. Dichter Berthold Auerbach (eigentl. Moses Baruch Auerbacher; 1812–1882), der Verfasser der „Schwarzwälder Dorfgeschichten" (Mannheim: F. Bassermann 1843); Friedrich Rückert (1788–1866) schätzte sowohl ihn als auch sein Werk sehr. Der nach einer Vorlage von Julius Hübner (1806–1882) von Albert Teichel (1822–1873) geschaffene Stich wurde folgendem Werk entnommen: „Urania. – Taschenbuch auf das Jahr 1847. – Neue Folge. Neunter Jahrgang. – […]" (Leipzig: F. A. Brockhaus 1847).

[109] Siehe hierzu S. 13, Anm. 27.

[110] Siehe hierzu S. 8, Anm. 5.

Bridge erreicht, wo wieder einmal ein rother Rock, eine Kutsche und Viere warteten. Dieses war meine letzte Kutschenfahrt im Lande der Seen, durch nachtbedeckte Wiesen, Feldmark und stille Dörfer bis nach dem Städtlein Penrith, welches die hereinjagende Kutsche gar lustiglich mit flackernden Gaslichtern und fröhlichem Straßenlärm empfing. Von dem Städtlein selbst, obgleich es recht hübsch sein soll, konnte ich trotz der Gaslichter nicht viel sehn; desto mehr dagegen von der Rauch- und Trinkstube des „Royal George", wie mein Hotel hieß. In besagter Stube ging es nämlich sehr hoch her wegen eines Viehmarktes, welcher an diesem Tage in Penrith abgehalten worden war. Da saß der behäbige Farmer in der ledernen Hose, da saß der schlaue Viehhändler aus dem schottischen Niederland und da saß auch der ehrenwerthe Wirth des „Königlichen Georg", alle drei mit großen Hüten auf, mit langen Thonpfeifen im Mund und mit silbernen Kannen und Rumfläschlein vor sich, denen sie fleißig zusprachen. Neben sich unter dem Stuhle hatte ein Jeglicher sein „*spittoon*" sein Spucknäpfchen, in welches sie ihre thönernen Pfeifen alle zehn Minuten einmal ausklopften, und vor sich, mitten auf dem Tische, eine zinnerne Büchse mit schwarzem Taback, „*shag*" genannt, aus welcher sie dieselben eben so oft wieder füllten. Sie tranken und rauchten mit sehr ernsthaften Gesichtern und führten dabei sehr ernsthafte Gespräche über den Preis von Ochsen und andern nützlichen Thieren. An hübschen, kichernden Mädchen war kein Mangel; aber wie der Engel mit dem flammenden Schwerte hatte sich die dicke Wirthin mit der rothen Nase auf die Schwelle der Küche postirt und ließ keins recht zum Vorschein kommen. Auf dem Sopha in der Gaststube rüttelte sich ein „commercieller Mann", wie hier zu Lande der „Commis voyageur"[111] genannt wird; so daß mir, nach aller Erinnerung an Seesrauschen und Mondennächte als letzter Rest Nichts blieb, als das Bett, welches mich demnächst denn auch unter seinen rothseidnen Himmel mit dito, nur etwas abgeblaßten Flügeln, traulich aufnahm. –

Als am andern Morgen die Sonne aufging, befand ich mich schon auf dem Wege. Aber noch ein letzter Abschiedsblick der Romantik sollte mir gegönnt sein, bevor das Land der Seen sich mir gänzlich geschlossen hätte. Da stand ein stattliches Schloß, still unter dem jungfräulichen Morgenduft der Bäume, auf weitem, thaufrischem Rufen, sein mächtiges Zinnen- und Zackenwerk klar abzeichnend auf dem immer stärker glühenden Golde des anbrechenden Tages. Das ist der Stammsitz der Musgraves, eines der ältesten Adelsgeschlechter in England, dessen Ahn schon mit William dem Eroberer[112] hierhergekommen – und der Name des Schlosses ist Edenhall. Wer denkt nicht an eine der schönsten Balladen Uhlands[113], wenn er diesen Namen hört – „das Glück von Edenhall"? Nun, mich ergriff es wie ein starkes Heimatherinnern, wie ein voller Klang aus der Jugendzeit, als ich diesen Schauplatz eines meiner Lieblingsgedichte vor mir sah, und unwillkürlich bewegten sich meine Lippen.

> Von Edenhall der junge Lord
> Läßt schmettern Festtrommetenschall,
> Er hebt sich an des Tisches Bord
> Und ruft in trunkner Gäste Schwall:
> „Nur her mit dem Glücke von Edenhall!"[114]

Die Sage, wie sie am Orte selbst erzählt wird, lautet: Der Schenk von Edenhall kam einst, in alten Zeiten, an den dem Schlosse benachbarten Brunnen des heiligen Cuthbert, als eben eine Schaar von Feen den Ringelreihen im Grase tanzte. Erschreckt flohen die luftigen Wesen, aber sie ließen ihr Trinkglas zurück. Eine kam hierauf zurück, um es zu holen; aber als sie sah, daß es sich in den Händen des Schenken befand, da flog sie traurig fort und sang:

---

[111] Frz., Handlungsreisender (engl. commercial agent, Handelsvertreter).

[112] Siehe hierzu S. 88, Anm. 370.

[113] Der liberale schwäb. Dichter Ludwig Uhland (1787–1862), ein Jugendfreund Friedrich Rückerts (1788–1866).

[114] Die 1834 entstandene Ballade Ludwig Uhlands (s. o.) „Das Glück von Edenhall" findet sich erstmals gedruckt in dessen „Gedichte […]. Neunte Auflage. […]" (Stuttgart u. Tübingen: J. G. Cotta'sche Buchhandlung [9]1835), S. 427-429.

If that glass should break or fall
Farewell the luck of Edenhall.[115]

Oder wie Uhland es hat:

– Kommt dies Glas zu Fall,
Fahrwohl dann, o Glück von Edenhall.

Seitdem bewahren die Musgrave's diesen gläsernen Pokal[116] wie ein Palladium[117] ihrer Familie. Er steckt in einem ledernen Behälter, welcher mit Rollen von Weinblättern verziert ist und auf dem Deckel die Buchstaben *J. H. C.*[118] hat. Der Pokal selber ist von grünem Glase mit Laubwerk und Emaille von verschiedenen Farben verziert; er ist tief, eng, faßt etwa ein englisches Pint[119] und scheint, dem Styl seiner Ornamente nach, aus dem 15. Jahrhundert zu stammen. In der Ballade unsres Uhland springt das Glas bei einem Gelage, und sogleich springt auch das Gewölbe, die Flamme dringt aus dem Riß, – die Gäste zerstieben, der Feind stürmt ein und erschlägt den jungen Lord, der in der Hand noch „das zersprungene Glück von Edenhall" hält. Am Morgen irrt der Schenk allein und sucht die Scherben des Pokales.

„Die Steinwand – spricht er – springt zu Stück.
Die hohe Säule muß zu Fall
Glas ist der Erde Stolz und Glück,
In Splitter fällt der Erdenball
Einst gleich dem Glücke von Edenhall."

So, mit einem Gedanken an den deutschen Dichter, damals nicht ahnend, wie bald er uns entrissen werden sollte, beschloß ich meine Herbsttage an den englischen Seen. Zwar mischte sich eine gewisse Bitterkeit auch hier ein, indem ich vergeblich nach einer Spur suchte, ob man das deutsche Gedicht kenne, welches eine englische Familiensage in so herrlicher Weise gefeiert und verewigt hat. Nein! – keine Spur. Jedes Handbuch wiederholt es mit lästiger Gewissenhaftigkeit, daß ein mittelmäßiger englischer Dichter des vorigen Jahrhunderts, ein Herzog von Wharton[120], den Gegenstand besungen; aber von dem deutschen Dichter, dessen Ruhm das Glück von Edenhall selber überleben wird, weiß man Nichts. Und mit welcher Mischung von kindlichem Stolz und wirklicher Verehrung registriren unsre Bädeker[121] und Grieben[122] jede Zeile, welche Byron[123] oder Bulwer[124] zum Lobe des Rheines geschrieben. Aber dies soll kein Vorwurf für sie sein. Wir sind ja nun einmal das auserwählte Volk der Univer-

---

[115] Zitiert nach der Veröffentlichungen von William Mounsey († nach 1802) in „The Gentleman's Magazin" des Jahres 1791.

[116] Ein Glas syr. oder ägypt. Provenienz aus dem späten 14. Jhd.

[117] Das Palladion (griech. παλλάδιον, palládion), in der griech. Mythologie ein altes Schnitzbild der Städteschirmerin Athene (ion. Ἀθήνη, Athēnē; dor. Ἀθάνα, Athána), welches auf der Burg von Troja (Hethit. 𒌅𒊒𒉿𒊭, Truwisa; griech. Τροία, Troía oder Τροίη, Troiē; auch ἡ Ἴλιος, hē Ílios, „die Ilios" oder τὸ Ἴλιον, tó Ílion, „das Ilion"; lat. Troia oder Ilium; türk. Truva) als Unterpfand der öffentlichen Wohlfahrt aufbewahrt wurde.

[118] Das Christusmonogramm wurde vom griech. Namen für Jesus, ΙΗΣΟΥΣ, IĒSOUS (ΙΗΣ, IHS) abgeleitet; da im Mittelalter jedoch der griech. Buchstabe Sigma (Σ) sowohl mit S als auch mit C aufgelöst wurde, finden sich hier die Buchstaben I. H. C. statt der sonst üblichen I. H. S.

[119] 1 Imperial pint (Großbritannien und Irland) = 4 gill = 20 imperial fluid ounces = 568,26128524935 cm³ (ml).

[120] Philip Wharton, 1st Duke of Wharton (1698–1731); er hatte im Jahre 1721 Edenhall besucht.

[121] Der Verleger Karl Baedeker (1801–1859).

[122] Theobald Grieben (1826–1914), der Verleger der nach ihm benannten „Reisebibliothek".

[123] Der engl. Dichter George Gordon Byron (siehe hierzu S. 20, Anm. 47), der mit seiner Verserzählung „Childe Harold's Pilgrimage" (1818) die Rheinlandschaft in England populär gemacht hatte.

[124] Edward George Bulwer-Lytton, 1st Baron Lytton (1803–1873), Verfasser der „Pilgrims of the Rhine" (London: Saunders & Otley 1834), die bis 1845 zwei dt. Übersetzungen erfuhren.

salität, und müssen das Beste daraus machen. Wir können, was die Fremde Schönes und Gutes hat, bewundern, aber wir wollen Dem, was zunächst unser Eigen, darum nicht untreu werden. Der Wandersmann nimmt es mit hinaus in die Ferne: deutsche Liebe, deutsche Poesie –

die folgt ihm von Strande zu Strand –
So wird ihm zur Heimath das ferneste Land![125]

Julius Rodenberg[126].

[125] Leicht abgewandeltes Zitat der letzten Verse der 5. Strophe von Justinus Kerners (1786–1862) „Wanderlied“, das erstmals veröffentlich wurde in dem von ihm herausgegebenen Taschenbuch „Deutscher Almanach für das Jahr 1812. – […]“ (Heidelberg: G. Braun [1811]), S. [108]-110; hier bes. S. 110.

[126] Siehe hierzu S. 27, Anm. 92.

Meyer’s Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [33]f.

Der Eibsee.

Zu den reizendsten Punkten in der Nähe des oberbayerischen Marktfleckens Partenkirchen gehört der in romantischer Einsamkeit gelegene Eibsee, den man namentlich auch besucht, um den sich über seinen dunkeln zitternden Spiegel erhebenden Zugspitz[127] in seiner ganzen majestätischen Schönheit zu erblicken und anzustaunen. Berühmte Größen, die, so lange wir ihnen nicht persönlich näher treten, wegen ihrer Leistungen unsere ganze Bewunderung erwecken und sich unserer Phantasie als riesenhafte Erscheinungen darstellen, büßen von ihrer Größe und Majestät nicht selten beträchtlich ein, wenn wir sie von Person kennen lernen und nun die mancherlei Schwachheiten wahrnehmen, mit denen sie als Menschen behaftet sind. Aber der Zugspitz, dieser riesige Herr aus Stein, der so trotzig im Erdboden wurzelt und sein Haupt so majestätisch in die Lüfte erhebt, verliert bei näherer Bekanntschaft von seiner Größe nichts; er erscheint uns vielmehr nur um so erhabener und majestätischer, je näher wir ihm kommen; er bietet dem Beschauer keine schwachen Seiten, denn er hat nur starke und mächtige; er ist fest und geschlossen in sich, vom Scheitel bis zum Fuß, groß und gewaltig bis zur Starrheit und Schroffheit.

Um zu dem Eibsee zu gelangen, durchschneidet man das Loisachthal seiner ganzen Länge nach und berührt zuerst, etwa eine halbe Stunde von Partenkirchen, den Flecken Garmisch, dessen schmucke, nach Schweizerart mit vorspringenden Dächern und offenen Galerien versehene Gebäude keine eigentlichen Gassen bilden, sondern in freundlicher Unregelmäßigkeit malerisch zerstreut liegen. Je weiter man kommt, desto großartiger gestaltet sich die Aussicht links auf das Höllenthal, welches seine Pforten und Abgründe immer schauerlicher aufthut, und auf den stets näher und näher herantretenden Wäxenstein[128]. Einige Schmelzhütten[129] und die Dörfer Ober- und Untergrainau liegen auf dem Weg, der sich bald hinter dem letztern Dorfe links wendet. Senkrecht, wie abgeschnitten, bleibt auch hier der westliche Abfall des Wettersteins zur linken Hand; rechts erheben sich einzelne malerisch geformte Bergkuppen; in der Senkung erfreut reiches Wiesengrün, lebendige Vegetation; und der blaue Duft der Bergkuppen, das Grün der Weide und die Nacktheit des Wettersteins bilden wundersame Kontraste und schöne Farbenspiele.

Nun geht es eine Anhöhe hinauf; Gestrüpp bedeckt sie; Geröll schüttert unter den Füßen; der Spiegel des Sees blickt durch das Gebüsch, und bald ist man an seinem Ufer, in dessen Nähe als einzige menschliche Wohnung in dieser grandiosen Einsamkeit ein stilles Fischerhäuschen liegt. Es gibt keinen See in den bayerischen wie österreichischen Gebirgen, welchem in gleichem Grade wie dem Eibsee der Charakter völliger, das Gemüth zuletzt fast bedrückender Abgeschiedenheit von dem Leben und Treiben der Menschen aufgeprägt wäre. Hierzu kommt der gewaltige Eindruck, welchen die nirgends so majestätisch als hier aufsteigende Steinpyramide des Zugspitz, die sich hier von ihrem in Waldesgrün wurzelnden Fuße bis zum schneegekrönten Scheitel vollständig überblicken läßt, mit ihren zerrissenen,

[127] Die Zugspritze.

[128] Die Gebirgsgruppe Waxenstein.

[129] Eine Hütte zur Metallgewinnung.

schroffen, ganz steil, ja scheinbar senkrecht sich aufthürmenden Wänden auf das Auge und Gemüth des Beschauers hervorbringen.

Der auf allen übrigen Seiten mit niedrigen waldbewachsenen Höhenzügen eingefaßte See ist von rundlicher Gestalt, nicht sehr groß und tief dunkel; auch soll er sehr tückisch sein, was man ihm freilich bei der gewöhnlichen, zwar unruhigen, aber stätigen zitternden Bewegung seiner Oberfläche nicht ansieht; aber leicht mögen sich um das riesige Haupt des Zugspitz Wetterwolken ansammeln oder unvermuthete Windstöße aus den Schlüften des Wettersteins hervorbrechen, und dann mag es allerdings gefährlich sein, sich in kleinen Nachen auf der Mitte des in seinen untersten Tiefen aufgewühlten Sees zu befinden. Glücklicherweise sind bei dem nicht großen Umfange des Sees seine Ufer leicht zu erreichen. An sich ist er gewiß so unschuldig, wie er in gewöhnlichem Zustande und bei stiller Luft aussieht, und er kann eben so wenig dafür, wenn von außen hereinbrechende Stürme ihn in wilde Bewegung setzen und tückisch machen, als ein friedliches Volk dafür kann, wenn ein Despot es plötzlich in Kriegsstürme verwickelt und es zum trotzigen Aufbäumen nöthigt. Der malerische Charakter des Sees ist nicht eigentliche Lieblichkeit, wie sie so mancher oberbayerische See besitzt, noch Großartigkeit und Farbenreiz, wie sie dem Königssee eigen sind, aber düstere, träumerische und melancholische Romantik. Hier, meint man, müsse der Wellenmädchen Reich sein und der Elfen Spielplatz am Gestade ringsher, und die Gnomen, um ihre Spiele zu belauschen, müßten heranschleichen aus dem Geklüft, goldene Kronen auf den grotesken Köpfen.

Nichts soll reizender sein als eine Fahrt auf diesem See und eine Ruhe auf einer von seinen fünf lieblich bebuschten Inseln. Leider kann ich hiervon den Lesern nichts erzählen; denn obschon zweimal an seinem Ufer, wurde ich das erste Mal durch die Ungunst des Wetters, welches stark mit Regen oder noch etwas Schlimmerem drohte, das zweite Mal durch den Umstand, daß die Kähne in dem Augenblick für den Fischfang in Beschlag genommen waren, an einer Fahrt auf dem dazu so sehr einladenden See verhindert. Dafür gaben das erste Mal die grotesken Wolkenbildungen, welche sich an den Spitzen der Felsen überall umhertrieben und bis nahe an das Thal herunterflatterten, einigen Ersatz, das andere Mal aber der Abendsonne Widerspiel, welches sich im reinsten Rosenroth über den Wald ergoß, sich allmälig an den Felswänden höher zog, nach und nach in eine dunklere Färbung überging und zugleich erblaßte, um endlich hoch an dem Gipfel des Zugspitz zu verschwinden wie ein leiser geisterhafter Anflug von Farbe oder Licht, den der Wind verweht.

Hermann Marggraff[130].

[130] Hermann Marggraff (1809–1864), ein vom Vormärz geprägter Journalist und ab 1853 Chefredakteur der „Blätter für literarische Unterhaltung“.



DER EIBSEE

Meyer’s Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 34-36.

Am baltischen Strand.

(Das Frische Haff[131].)

In dem Gauverbande der altslavischen Urbewohner Preußens hieß der nordwestlichste Theil des Landes zwischen der Ostsee und dem Frischen Haff das Samland[132]. Als der Deutschorden sich zwischen Weichsel[133] und Pregel[134] festsetzte, war dieser Landstrich wenigstens dem Namen nach von allen Preußischen Gauen der bekannteste. Wer in der Welt hatte jemals von Schalauen[135] oder Natangen[136], von Galinden[137] oder von dem Bartener Lande[138] gehört? Von dem Samlande aber wußte man, daß dasselbe die Heimath des Bernsteins, daß die Phönicier[139] das kostbare Elektron[140] von jener Küste geholt, daß der Seefahrer Pytheas[141] dorthin eine Entdeckungsfahrt gemacht. Die Vorstellung des Bernsteins war mit dem Begriff des Samlandes all die Jahrhunderte hindurch unzertrennlich verbunden. Damit freilich beschied man sich auch. Ein Weiteres von dem wogenumbrandeten Eilande wußte man nicht.

Erst im dritten Jahrzehnt des laufenden Jahrhunderts wandte sich die Aufmerksamkeit dem entlegenen Landstriche in einem erhöhten Grade zu. Das Samland wurde damals gleichsam neu entdeckt; es kam in Mode und Aufnahme. Die historisch-antiquarische Forschung entdeckte, daß hier eine reiche Fundgrube gegeben; Hünengräber, die altslavischen Begräbnißstätten, wurden aufgefunden und Ausgrabungen von Privaten sowohl als auf Regierungskosten fleißig veranstaltet. Die Touristen ferner entdeckten, daß der Landstrich überaus reich an ungeahnten landschaftlichen Schönheiten, daß in ihm der Galtgarben[142] gelegen, der höchste Berg der flachen Bodenwelle, welche die Provinz sonst bildet. Endlich das Wichtigste, die Aerzte und die Gesellschaft entdeckten, daß der Wellenschlag des Baltischen

---

131 Poln. Zalew Wiślany, Weichselbucht; russ. Калининградский залив, Kaliningradskij zaliv, „Kaliningrader Bucht“.

132 Poln. Półwysep Sambijski, Sämische Halbinsel; russ. Калининградский полуостров, Kaliningradskij poluostrov, „Kaliningrader Halbinsel“.

133 Poln. Wisła (tschech. Visla, latinisiert Vistula).

134 Russ. Преголя, Prególja; lit. Prieglius.

135 Ein balt. Siedlungsgebiet in Ostpreußen.

136 Histor. Landschaft in Ostpreußen.

137 Histor. Siedlungsgebiet der Pruzzen in Ostpreußen.

138 Histor. Landschaft in Ostpreußen.

139 Phöniz. 𐤐𐤕, Pūt; griech. Φοινίκη, Phoiníkē; eine Seefahrer- und Handelsnation, die ursprüngl. im östl. Mittelmeer (in etwa im Bereich des heutigen Libanons) angesiedelt war.

140 Griech. für Bernstein: ἤλεκτρον, ḗlektron, in etwa „hellgold“.

141 Der griech. Händler, Seefahrer und Geograph Pytheas von Massalia (griech. Πυθέας ὁ Μασσαλιώτης, Pythéas ho Massaliṓtēs; ca. 380–ca. 310 v. Chr.).

142 Der Galtgarben (russ. Гальтгарбен, Gal′tgarben) ist mit 111 m der höchste Punkt im Samland.



DAS FRISCHE HAFF

Meeres an der Samländischen Küste von der heilsamsten, vortrefflichsten Wirkung. Die armseligen Bauern- und Fischerdörfer am Strande, Kranz[143], Kuhren[144], Rauschen[145], Georgswalde[146], Warnikken[147], Saßnicken[148], Lapöhnen[149], verwandelten sich binnen kürzester Frist in stattliche Flecken, in Badeorte, die alljährlich von Tausenden besucht werden.

Die Metamorphose war eine vollständige. Welch ein Blick von dieser Küste! So weit das Auge reicht, das Meer! Von der Düne herab schweift das Auge auf die unendliche Wasserfläche. Die Salzfluth hält Siesta. Kein Windhauch kräuselt den glatten Spiegel. Woge tanzt mit Woge, leise rauschend und zierlich, wie spielende Geschwister. Mit rhythmischem Gemurmel brechen sich die Wellen an dem Kies der Küste. Sonst Alles still und ruhig. Neue Wogen eilen zum Lande. Sie küssen das Land und sterben. Ein ander Mal, und Sturm peitscht die Meerfluth. Mit wildem Ungestüm rasen die Wasserwogen gegen die Wasserberge. Kraft bricht sich an Kraft. Höher recken gleich züngelnden Schlangen die Wellen die Häupter, den weißen Gischt die eine der andern wie Gift zuschleudernd. Am Himmel lagert graues Gewölk. Die Sonne hat sich versteckt, laut heult der Wind und fahle Blitze zucken durch die Luft. Kreischend flattern weiße Möven über die rollende See.

Das Träumen am Meeresstrande, das Hinausstarren in die Unendlichkeit des Meeres, das seinen Anblick oft in Minuten, je nach Luft und Licht, wechselt, ge wahrt einen eigenen Reiz, den besten Theil vielleicht des Badelebens in einem Baltischen Stranddorfe. Unbelauscht und ohne Zeugen freilich will die Phantasie bei solchen Träumereien sein. Daher muß für sie die unentweihte Frühe der Morgenstunde oder der Spätabend gewählt werden, wenn die Mondsichel ihre Schatten in die Wogen wirft. Ossian[150] will in einer solchen Situation gelesen sein, auch Homer[151] oder die Gudrun[152].

Den universellen und kosmopolitischen Charakter, wie etwa die Gesellschaft in Baden, Ostende[153], Ems, zeigt die Gesellschaft in den Samländischen Bädern natürlich nicht. Im Großen und Ganzen haben die letzteren die provinzielle Haut noch nicht abgestreift. Viel Mannigfaltigkeit, viel Abwechselung findet der Gast gerade nicht. So viel auch bereits geschehen, den Dörfern einen städtischen Anstrich zu verleihen, die Zustände haben doch noch immer viel Primitives bewahrt. Neben der Dame, die, ein wandelndes Bild aus der neuesten Nummer des Modejournals, in feinster Visitentoilette über die Straße schreitet, fährt der Ackerknecht seinen Düngerwagen, oder der Hirte treibt seine Heerde vorüber an der Kavalkade der lachenden und plaudernden Herren und Damen, die einen gemeinsamen Spazierritt unternehmen. Das Pensionatsfräulein, das Schumannsche[154] Lieder am Flügel singt, kann in dem nämlichen Augenblick durch das Geschnatter einer Gänseschaar um jede Illusion gebracht werden. Nach eingenommenem Bade führt man sich und die Seinen auf dem Corso spazieren, die Vergnügungscomités sorgen auch wohl für theatralische Vorstellungen, für musikalische Soireen und Konzerte; Bälle

---

143 Cranz (russ. Зеленоградск, Zelenogradsk).

144 Groß Kuhren (russ. Приморье, Primorʹe).

145 Russ. Светлогорск, Svertlogorsk.

146 Russ. Отрадное, Otradnoe.

147 Russ. Лесное, Lesnoe.

148 Saltnicken, eine zum Kreis Fischhausen (siehe hierzu S. 42, Anm. 161) gehörige Ortschaft, die heute nicht mehr existiert.

149 Alt Lappönen (russ. Дачное, Dačnoe).

150 Zwischen 1760 und 1763 waren „Fragments of Ancient Poetry, collected in the Highlands of Scotland“, „Fingal“ und „Temora“ erschienen, die dem aus der schottisch-gälischen Mythologie bekannten Ossian zugeschrieben wurden; bereits frühzeitig wurde dessen Autorschaft jedoch angezweifelt – u. a. auch vom irischen Historiker Charles O’Conor (1710–1791) –, und James Macpherson (1736–1796) als Autor namentlich benannt; dessenungeachtet fanden die ergänzten und zusammengefaßten „Works of Ossian the Son of Fingal“ (London: T. Becket and P. A. Dehondt 1765) beim europäischen Lesepublikum begierige Aufnahme.

151 Homer (griech. Ὅμηρος, Hómēros; etwa in der 2. Hälfte des 8. Jhd.s o. in der 1. Hälfte des 7. Jhd.s v. Chr.).

152 Das „Kudrunlied“, ein anonym verfaßtes strophisches Heldenepos in mhdt. Sprache, das zweite große Heldenepos der mittelalterl. deutschen Literatur neben dem Nibelungenlied.

153 Die belg. Hafenstadt Oostende.

154 Von Robert (1810–1856) oder Clara Schumann geb. Wieck (1819–1896).

kommen möglichst oft zu Stande, es werden gemeinsame Spazierfahrten arrangirt, sei es auf Booten in das Meer hinaus, sei es hinein in das Land nach malerisch gelegenen Punkten. – Das ist aber Alles. Bei den Fahrten der zweiten Gattung pflegt die Wolfsschlucht mit der Fuchsspitze in Warnicken ein häufiges Ziel zu sein, unstreitig der schönste Punkt an der ganzen Küste. Während sonst die Meeresufer des Samlandes im Norden wie im Westen durchaus flach sind, Sanddünen ohne jede oder doch nur mit einer kümmerlichen Vegetation, zeigt die Küste von Warnicken eine völlig andere Formation. Hart am Meeressaum erhebt sich hier fast senkrecht steil das Ufer mehre hundert Fuß[155]; ein üppiger Baumwuchs, prächtige Laubhölzer, decken die Höhen. Die Bäume sind uralt und werden mit Sorgfalt gepflegt. Von dem höchsten Punkt, der Fuchsspitze, genießt man eine entzückende Fernsicht meilenweit in das Meer. Der Weg durch die Wolfsschlucht nach dem Strande hat sein Beschwerliches; die Schlucht schlängelt sich in vielfachen Windungen, bald fällt sie jäh, bald steigt sie wieder plötzlich und unvermittelt, aber um der malerisch schönen, um der pittoresken Ansichten, die sich in der Schlucht zusammenhäufen, vergißt man leicht die Beschwerden des Weges. Zu bedauern bleibt, daß bei Warnicken wie an der ganzen Nordküste das Meer alljährlich Land abspült; die Abspülung schreitet langsam, aber doch merklich vor, und vielleicht schon über ein Menschenalter sind Wolfsschlucht und Fuchsspitze ein Raub der Wellen geworden. Am Bedeutendsten sind diese Abwaschungen bei Cranz, namentlich wenn Herbststürme toben, die sonst der Strandbevölkerung, zumal den Bernsteinpächtern, überaus gelegen kommen, weil alsdann das aufgewühlte Meer eine reiche Bernsteinernte gewährt.

Will man sich von einem der Badedörfer zu einem weiteren Ausfluge verstehen, so richtet sich derselbe wohl nach dem erwähnten Galtgarben, von dessen Spitze ein mächtiges eisernes Kreuz zur Erinnerung an die Volkserhebung im Jahre 1813 weit in das Land schaut, und wo die Studenten der Königsberger[156] Universität zu commerciren[157] lieben. Oder man wendet sich nach Rudau[158], wo eine Denksäule das Feld der furchtbaren Schlacht bezeichnet, in welcher der Orden mit den aufständischen Preußen den Entscheidungskampf kämpfte, oder endlich die Partie geht nach Brüsterort[159], um den hier mit immensen Kosten angelegten Leuchtthurm zu bewundern. Für die Seefahrer ist der letztere unschätzbar. Denn die Samländische Küste ist ungemein reich an Riffen, Klippen, Untiefen, und die ganze Küste hat nur einen Hafen, den Hafen von Pillau[160] am Eingang in das Frische Haff. An letzterem selbst sind Fischhausen[161], Lochstedt[162], Brandenburg[163], Balka[164], Tolkemit[165] die schönsten und interessantesten Punkte, sämmtlich mit Burgen und Ruinen geziert und reich an Erinnerungen an die alte Zeit. Bereits im August veröden in der Regel die Samländischen Badeorte, denn der Herbst, ja selbst schon der Spätsommer in Altpreußen ist ein rauher Gesell. In seinem Gefolge pflegt sich überdies mit einer seltenen Regelmäßigkeit die Cholera einzustellen. Dann wird es still und ruhig in den Dörfern den Winter hindurch, bis ihnen der neue Sommer neue Gäste und neues Leben zurückbringt.

Thaddäus Lau[166].

---

[155] Es ist nicht ersichtlich, ob er hier den pariser Fuß zu 32,48 cm, den rheinischen Fuß zu 31,39 cm oder gar den englischen zu 30,48 cm meint.

[156] Russ. Калининград, Kaliningrád.

[157] Als Kommers (lat. commercium. Verkehr) bezeichnet man bei Studentenverbindungen eine hochoffizielle Feier.

[158] Russ. Мельниково, Mel′nikovo; dort hatte am 17. Februar 1370 eine Schlacht zwischen dem Deutschen Orden und dem Großfürstentum Litauen stattgefunden, bei der letzteres unterlag.

[159] Russ. Маяк, Majak, „der Leuchtturm“.

[160] Russ. Балтийск, Baltijsk.

[161] Russ. Приморск, Primorsk.

[162] Russ. Павлово, Pávlovo.

[163] Russ. Ушаково, Ušakovo.

[164] Russ. Бальга, Bal′ga.

[165] Poln. Tolkmicko.

[166] Der zu seiner Zeit vor allem durch die Darstellung historischer Sujets bekannte Schriftsteller Thaddäus Lau († 1871).

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 43-47.

Altona.

Terrassenförmig steigt diese Stadt aus der vorüberwogenden Elbe allmälig bis zu der Spitze des Hügels empor, der sie auf seinen Schultern trägt. Von der Elbe aus muß man sie betrachten, wenn man sie richtig würdigen will.

Daß nur Keiner glaube, ich würde sagen, die Stadt heiße Altona[167], weil sie allzunahe an Hamburg liegt. Dieser Witz ist zu wohlfeil und obenein nicht wahr. Altona hieß dieser Ort schon, als er noch ein kleines Fischerdorf unter der Herrschaft des Voigtes von Ottensen war und ein dichter Wald ihn von Hamburg trennte. Der Name blieb, als das Dorf sich in einen Flecken verwandelte, den König Friedrich III.[168] im August 1664 zur Stadt erhob und mit den kostbarsten Privilegien beschenkte, welche die Willkür[169] des jetzigen dänischen Kabinets so gut wie vernichtet hat. Und Altona wird sie heißen, wenn nach abermals zweihundert Jahren die Stadt im Westen das Ottensen, dem es sonst unterthänig war, und was daran hängt, in seine Kreise gezogen hat und im Norden weit über Langenfelde hinausschweift. Der Anfang dazu ist gemacht. Ein weites, ganz neues Straßennetz dehnt sich nach allen Richtungen aus, das rings umher Gärten und Felder verschlingt und mit jedem Tage seine Grenzen erweitert.

„*Nobis bene, nemini male!* Uns wohl und Niemandem übel!" lautet die Inschrift auf dem Hauptthore dieser Stadt, die, trotz dieses humanen Grußes, manches Witzwort über sich ergehen lassen muß. Heinrich Heine[170] nannte Altona eine Merkwürdigkeit von Hamburg. Ein anderer Autor sagt, Altona sei der Mond, der sein Licht von der Sonne Hamburg empfängt.

Das Wahre ist, daß Altona noch jung und trotz allen Wachsens nicht ausgewachsen ist. Mehr als es bereits hat, fehlt ihm noch. Hunderte von Schiffen besuchen jährlich den Hafen. Bedeutende Rheder lassen auf den heimischen Werften ihre Schiffe bauen. Aber wenn der Rheder Geschäfte machen will, muß er nach Hamburg an die Börse gehen und will er den Vortheil des dortigen Bankwesens genießen, muß er sich an einen Hamburger wenden, da er ein eigenes Bankfolium[171] nicht haben darf. Da heißt es denn: „Herr J. P. S. … Banko-Conto unter Streson und Sohn in Hamburg."

---

[167] Nach dem Aussterben des Hauses Schauenburg-Holstein-Pinneberg war Altona 1640 an das Königreich Dänemark gefallen und blieb bis 1864 unter dessen Verwaltung. Nach dem Krieg mit Dänemark im Jahre 1864 kam Holstein – und damit auch Altona – gemäß der Gasteiner Konvention vom 14. August 1865 unter österr. Verwaltung. Nach dem Preußisch-Österreichischen Krieg von 1866 wurden Schleswig und Holstein 1867 zur preuß. Provinz Schleswig-Holstein vereinigt und somit im Jahre 1871 Teil des Deutschen Reiches. Am 1. April 1938 wurde Altona dann nach Hamburg zwangseingemeindet.

[168] Friedrich III. (dän. Frederik 3.; 1609–1670), seit 1648 König von Dänemark und Norwegen.

[169] Nach der Wiederherstellung der dän. Herrschaftsrechte im Jahre 1850 war es in Schleswig und Holstein zu sehr repressiven Maßnahmen gegenüber der dt. Bevölkerung gekommen.

[170] Heinrich Heine (1797–1856), dessen Familie aus Altona stammte. Im „Kapitel III." „Aus den Memoiren des Herren von Schnabelewopski" zählt Heinrich Heine (s. o.) Altona zu den „Merkwürdigkeiten" Hamburgs, worunter man jedoch im 19. Jhd. Bemerkenswertes, Besonderheiten, Sehenswürdigkeiten verstand. Die genannte Passage findet sich in „Der Salon […]. – Erster Band" (Hamburg: Hoffmann & Campe 1834), S. 224f.

[171] Veraltet für Bankkonto.

Vom jenseitigen Ufer brauset der Dampfer heran und setzt die Passagiere aus. In der Elbstraße und auf den dort belegenen Plätzen umwogt uns das frische Geschäftsleben in reicher Fülle. Der Chinafahrer löscht hier seine Ladung ebenso unbelästigt, als der Schiffer aus dem gegenüberliegenden Köhlbrand seine Milch und sein Gemüse, zu Markte bringt. Altona ist ein Freihafen mit allen Rechten und Privilegien. Die Waaren, die seine Schiffe tragen, sind keinem Zoll unterworfen, aber der dänische Beamte kommt mit einem glühenden Eisen an Bord und brennt in den Decksbalken der in Altona gebauten deutschen Kauffahrtheischiffe die Buchstaben D. E. (dänisches Eigenthum[172]).

Welch ein Gewoge ringsumher von bunten Trachten! Altona ist ein Grenzort, gelegen zwischen Hamburg und dem dänischen Zollamt. Im Rücken wird es von den Ausläufern der Herrschaft Pinneberg gestreift, wozu es früher selbst gehörte.

Hier lächelt Euch die schmucke Vierländerin an mit den hellen Augen im Kopfe und den duftenden Rosen im Korbe. Dort steht der gebräunte Helgoländer im dunkeln Schanzlooper[173] und dem schräge auf den Kopf gestülpten Südwester. Hinter ihm die Kirschenfrau aus dem alten Lande, mit acht übereinander gezogenen wollenen Röcken im Juli und einer Mütze auf dem Kopfe, die den Grenadiermützen weiland König Friedrich Wilhelms I.[174] auf ein Haar gleichen. Immer dichter wird das Gedränge. Gern folgt der Fremde dem leitenden Führer und betritt die steil ansteigende Straße, die ihn nach dem aristokratischen Stadttheil führt. Er steht auf der Chaussee d'Antin[175] von Altona, die Pallmaille[176] genannt. Pall-Mall bedeutet in England und den Niederlanden eine Allee mit vierfachen Baumreihen, die zu beiden Seiten jenseits der Fahrdämme eine Reihe von Palästen zeigt. Die Pallmaille ist ein treuer Abklatsch der Berliner Linden, nur daß hier wirkliche hohe majestätische Bäume und keine Invaliden stehen.

An dem östlichen Ende befindet sich das Theater[177]. Einst der Schauplatz, wo die von Schiller gefeierte Sophie Albrecht[178] ihre Kunstschöpfungen dem staunenden Publikum darbot. Es ist dasselbe Theater, auf welchem der bekannte Theater-Enthusiast, Graf Hahn[179], seine Wirksamkeit als Direktor begann und als Billeteur am Eingange des Parterre endete.

Am westlichen Ende liegt der Kieler Bahnhof[180], und vor demselben die geneigte Ebene, worauf die Waaren, welche die Güterzüge bringen, blitzschnell nach dem Hafen und von dort in die Schiffe gelangen. Seltsame Promenade. Man läuft aus der Prosa des Geschäftes der Kunst gerade in die Arme, oder umgekehrt. Und was zeigt die Mitte dieser Promenade? Das sogenannte Rondel? Gewahrt Ihr den Mann in Erz auf granitenem Unterbau in Generals-Uniform? Es ist Graf Conrad von Blücher-Altona[181], der mannhafte Oberpräsident, der durch die Energie, womit er dem Prinzen Eckmühl[182] gegenüber trat, die Stadt vom Untergange rettete und sich den ehrenden Beinamen erwarb: Blücher-Altona!

Und nun haben sie ihm dies Denkmal gesetzt. Eine wahre Karrikatur auf ein Kunstwerk. Hat er das um Euch verdient, der Biedermann, daß Ihr ein solches kunst- und poesieloses Ding mit seinem

---

[172] Dän. Dansk ejendom.

[173] Ein „langer und weiter, aus dickem Stoffe gefertigter, meist mit Pelz verbrämter Überrock für Männer, gewöhnl. nur zu Hause getragen; großer Nachtrock […]" (Schweizerisches Idiotikon, Bd. III, Sp. 1352).

[174] Der „Soldatenkönig" Friedrich Wilhelm I. (1688–1740), seit 1713 König in Preußen, Markgraf von Brandenburg und Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches.

[175] Die Pariser „rue de la Chaussée-d'Antin" (9e Arrondissement), seit der Herrschaft Ludwigs XV. (frz. Louis XV; 1710–1774) von Prachtbauten gesäumt.

[176] Der Name leitet sich von dem krocketähnlichen Spiel Paille-Maille (von ital. palla di maglio, Holzhammerball) ab.

[177] Das 1783 gegründete Altonaer Stadttheater; das hier genannte Gebäude wurde 1876 durch einen Neubau in der Königstraße ersetzt, der 1943 durch Bomben zerstört wurde.

[178] Sophie Albrecht geb. Baumer (1756–1840).

[179] Karl Friedrich Graf von Hahn (1782–1857)

[180] Der Altonaer Bahnhof; die Stadt war am 18. September 1844 mit der „König Christian VIII. Ostseebahn" (dän. Christian VIII. Østersø Jernbane) an den Bahnverkehr nach Kiel angeschlossen worden.

[181] Conrad Daniel Graf von Blücher-Altona (1764–1845), seit 1808 Oberpräsident von Altona.

[182] Der gefürchtete frz. General Louis-Nicolas d'Avoût, genannt Davoût, duc d'Auerstaedt, prince d'Eckmühl, maréchal d'Empire (1770–1823).

Ehrennamen in Verbindung bringt? Ist das ein Bild des Mannes, der so unerschrocken sprach und handelte, wie sein berühmter Vetter, der Marschall Vorwärts[183] und der eben so oft als dieser, den Dativ mit dem Akkusativ verwechselte? Ich kann nicht an der Statue vorübergehn, ohne die Augen niederzuschlagen und zu sagen: „Herr, vergib ihnen, was sie thaten!“[184]

Wir wenden uns einem andern Theile der Stadt, dem Grunde zu, woran das Rathhaus[185] grenzt. Ein stattliches Gebäude, das freier aufzustreben scheint, seitdem der Alp gewichen ist, der es vordem niederdrückte. Dieser Alp war das Zahlenlotto, welches abwechselnd hier oder in Kopenhagen und Wandsbeck[186] gezogen wurde. Und wenn die provisorische Regierung Schleswig-Holsteins[187] auch sonst viele Fehler machte; der Hieb, womit ssie dieser Hydra[188] den Kopf abschlug, war ein Meisterstreich. Der Fünf-Nummernteufel liegt am Boden und wird hoffentlich nicht wieder auferstehn.

Zwei Bildwerke zeichnen dieses Rathhaus vor vielen andern aus; ein bleibendes und ein vorübergehendes, das sich alle Jahr erneuert, aber nur einige Tage sichtbar bleibt. Das erste ist die auf dem Dache angebrachte Statue der Gerechtigkeit, mit Schwert und Wage in der Hand, welches zum Troste aller guten Christen bedeuten soll, daß die Gerechtigkeit auch unter diesem Dache schalten und walten solle, ohne Ansehn der Person. Das zweite ist ein hölzerner Vogel, der auf der Rathsdiele mehrere Tage öffentlich aushängt, damit sich Jedermann überzeuge, daß er nach Vorschrift angefertigt ist und alle Bedingungen erfülle, die man an einen Vogel, der von fröhlichen Schützen abgeschossen werden soll, zu machen berechtigt ist. Dann bringt man ihn nach der Vogelwiese – dem Hahnenkamp – in Ottensen, wo er seinem Schicksal anheimfällt und es nach dreien Tagen von ihm heißen muß:

Mit Kron’ und Scepter saß er kühn
Auf hoher Stangen Spitze,
Doch unsre Kugeln stürzten ihn
Vom königlichen Sitze;[189]

denn wenn am dritten Tage zu Mittag der Königsschuß nicht gefallen ist, verliert die Stadt ihr Schützenrecht.

Sonst erinnere ich nur an eine Merkwürdigkeit dieses Festes, nämlich die, daß die Herren Schützen, im Gegensatz zu allen andern Schützen, blaue Röcke tragen.

Der Balkon des Rathhauses, auf welchem das Glücksrad stand, war ein willkommener Ort, um den mannigfachen Schauspielen zuzusehen, die sich im Laufe der Jahre auf dem Platze vor demselben begaben. In den Kriegszeiten befand sich auf dem Rathhausmarkte ein stehendes Bivouak. Bald waren es Holländer vom sechsten bis zum neunten Regiment, deren blendend weiße Uniformen auf dem Straßenpflaster leuchteten, wie frischgefallener Schnee. Bald lagerten hier die grünen spanischen Reiter um

---

[183] Der populäre preuß. Generalfeldmarschall der Befreiungskriege Gebhard Leberecht von Blücher, Fürst von Wahlstatt (1742–1819).

[184] Anspielung auf die Worte Christi am Kreuz, Lk 23,34.

[185] Das 1721 nach Plänen von Claus Stallknecht (1681–1734) fertiggestellte „Alte Rathaus“, das bis 1898 als Amtsgebäude genutzt wurde und im Sommer 1943 einen Luftangriff zum Opfer fiel.

[186] Wandsbek.

[187] Die Schleswig-Holsteinische Landesversammlung, die im Zuge der Revolution von 1848/49 und des gleichzeitig ausgebrochenen Schleswig-Holstein-Krieges von Oktober 1848 bis Herbst 1850 die Regierungsgewalt ausgeübt hatte. Die 1771 eingeführte dän. Lotterie, deren Auslosung ab 1802 auf einem eigens dem Rathaus vorgebauten Altan stattfand, wurde allerdings erst im Jahre 1853 aufgehoben.

[188] Die Hydra (griech.῞Υδρα), in der griech. Mythologie ein vielköpfiges, schlangenähnliches Ungeheuer, dem, so man ihm einen der Köpfe abschlug, stattdessen zwei neue nachwuchsen; zudem war der Kopf in der Mitte unsterblich.

[189] Die letzten vier Verse der 1. Strophe von August Friedrich Langbeins (1757–1835) Gedicht „Tischlied nach dem Vogelschießen“, das sich in dessen „Gedichte […]. – Zweiter Theil. Neue, verbesserte Auflage“ (Leipzig: Dyk’sche Buchhandlung ^{2}1820), S. 257-259 findet.

auflodernde Wachtfeuer, die dann von französischen Marinesoldaten oder italienischen Carabiniers abgelöst wurden; der Kosaken und Baschkiren[190] nicht zu gedenken.

Aber auch Soldaten des Friedens zeigten sich in stolzer Parade; leuchtend als Sterne erster Größe standen hier bei allen festlichen Gelegenheiten die beiden Schwadronen der grünen und der gelben Garde und die moderne Bürgerwehr in preußischen Wappenröcken, mit Landwehrmützen auf dem Kopfe. Hier standen in den Tagen der Erhebung[191] die mit Blumen und Kränzen geschmückten Bataillone der Landeskinder, die ahnungsvoll und todesmuthig zum letzten Gange antraten; hier patroulliren jetzt dänische Söldner und marschiren vor der Wache auf und ab nach dem Takte der Melodie vom „tappern Landsoldat".

Gedrängt voll war es auch auf diesem Balkon an dem Tage im hohen Sommer, wenn die Spritzen probirt wurden, welches stets an einem Nachmittage geschah, wenn die liebe Jugend keine Schule hatte. Es war dies nämlich eine Inspektion der gesammten Feuerwehr durch die Herren Feuerdeputirten. Die sämmtlichen umliegenden Häuser waren mit Gästen angefüllt; unsaglich [sic!] viele Kaffeevisiten wurden abgestattet. Wer einen Bekannten auf dem Platze hatte, pries sich glücklich. Und während man den Trank von Mokka mit süßen Redensarten noch süßer machte, ergötzte sich das Auge an dem Anblick der im Sonnenlicht erglänzenden Wassersäulen. Die wilde Jugend begrüßte jede neue Anstrengung mit lautem Entzücken, während die Alten mißbilligend den Kopf schüttelten und sagten: „Wer mit den Spritzen spielt, muß sie bald im Ernste gebrauchen. Heute Nacht haben wir ein Glockenfeuer." Es traf aber nicht immer zu.

Einmal aber traf es schwer und gewaltig und ohne daß man vorher mit den Spritzen gespielt hatte und das war am 8. Januar 1713, als der schwedische General Steenbock[192] die Stadt bis auf wenige Häuser niederbrannte, weil sie die ihr auferlegte Brandschatzung nicht bezahlen konnte. Es war eine furchtbare Nacht und die Brandwunden sind viele Jahre hindurch nicht vernarbt. Einzelne Zeichen sieht man heute noch, wovon sich Jeder überzeugen mag, der nach der Rolandsburg geht, die in dem obern Theile der Breitenstraße[193] liegt. Sie heißt so, weil ihr Erbauer, der erste Oberpräsident von Altona, Roland[194] hieß. In dem Mauerwerk derselben sind die schwedischen Kugeln eingefügt, die auf dasselbe abgefeuert wurden. Dieses Haus ist eines von den dreien, die vor dem Niederbrennen bewahrt wurden.

Schöner und größer ist Altona aus der Asche zum neuen Dasein erstanden.

„Und neues Leben blüht aus den Ruinen!"[195]

Schön ist es hier am Tage, schön auch in mondhellen Nächten. Nur nicht in der Nacht vom achten Januar, welches eine Gespensternacht ist. Dann fährt in den Straßen eine schwarze Kutsche auf und ab, darin sitzt ein Gerippe. Und dieses Gerippe ist der schwedische Mordbrenner Steenbock, der mit seinen eigenen Knochen klappert. Und wer das Unglück hat, dem Unhold zu begegnen und von ihm angegrinst wird, der muß im Laufe des Jahres sterben. Darum bleiben alle Altonaer, die ihr Leben lieb haben, an dem gedachten Abend zu Hause und gehen vor dem Beginn der Geisterstunde zu Bette. – Nur die Nachtwächter sind davon ausgenommen. Der Geist nimmt keine Notiz von ihnen. Sie revangiren sich dafür und machen es ebenso.

Aber verlassen wir endlich – da schon alles Volk sich verlief – das. Rathhaus und betreten das Juwel von Altona, den Garten von Rainville[196] mit seinen dichtbelaubten Gängen und seinen märchen-

---

[190] Baschkir. Sing. Башҡорт, Baschqort; Pl. Башҡорттар, Baschqorttar; ein tatarisches Reitervolk.

[191] Die Kriege gegen die napoleonische Fremdherrschaft in den Jahren 1813 bis 1815.

[192] Der schwed. Feldmarschall Graf Magnus Gustafsson Stenbock (1665–1717).

[193] Die Breite Straße.

[194] Rudolf Roland († 1680), seit 1664 Präsident des Altonaer Magistrats.

[195] Zitat aus Friedrich von Schillers Drama „Wilhelm Tell […]" (Tübingen: J. G. Cotta 1804), „Vierter Aufzug", „Zweyte Scene", S. 175.

[196] An der heutigen Rainvilleterrasse, benannt nach dem frz. Offizier und Gasthausbesitzer César Lubin Claude Rainville (1767–1845), der dort 1799 eine exklusive Gaststätte eingerichtet hatte, die von dessen Gattin Jeanne (1769–1851) als Familienbetrieb geführt wurde; spätere Pächter konnten nicht mehr an die Erfolge der Rainvilles anschließen.

haften Bosquets[197], deren Reize sich Jedem offenbaren, der den Zauberspruch kennt: „Sesam, thu' dich auf!" Aber das darf nicht an den Koncerttagen geschehen, wenn Hohnroth[198] und seine Kapelle die Gnadenarie[199] spielen und anständige Damen daselbst Thee trinken und ihre unterthänigen Kavaliere mit einem gnädigen Lächeln begrüßen und Gnade üben ohne Meyerbeersche Instrumentalbegleitung.

Dem realen Leben sein Recht, wie der idealen Poesie. Auch am späten Abend, wenn Musiker und Zuhörer längst nach Hause gegangen sind, beleben sich diese Räume. Es sproßt und duftet, wenn die Nachtigallen in den Büschen erwachen mit hellem Gesange und der Mond die silberne Brücke über den Elbstrom schlägt, auf welcher die Elfen den verlockenden Tanz beginnen. Der Elbgeist wirft den Wellenmantel von sich und zeigt sich in seinem reichen, blendenden Schmuck. Das ist der Augenblick, wo der Dichter voll Begeisterung ruft : „Sesam, thu' dich auf!" Und es wird ihm aufgethan.

Und der lebendige Dichter, der hier in den Schattengängen wandelt und den Tänzen der Elfen zuschaut, wird nicht scheiden, ohne der Dichter zu gedenken, die unfern von ihm unter dem leichten Rasen schlummern, während ihre Gesänge fortrauschen und ihre Lieder weiter klingen von Geschlecht zu Geschlecht.

Dort unter der hohen Linde vor der Ottenser Kirche schimmert der weiße Marmor, der Klopstocks[200] irdische Hülle deckt.

„Saat, gesäet von Gott, dem Tage der Garben zu reifen!"[201]

Und auch den herrlichen Liedersänger Schmidt von Lübeck[202] haben sie dort begraben; ihn, der das Paradies der guten alten Zeit besang und in die neueste hinein lebte, ein halbvergessener Einsiedler, der seine Klause nicht mehr verließ. Und als dritter im Bunde ruht auf dem Kirchhofe zum heiligen Geist Heinrich Wilhelm von Gerstenberg[203], der Dichter des „Ugolino" und der „Tändeleien", dem Lessing[204] in seinen Briefen über die neueste Literatur ein ehrenvolles Denkmal setzte.

Drei Dichtergräber!

Mögen liebende Hände sie auch fernerhin schirmen und schützen. Und wenn am dreiundzwanzigsten August des kommenden Jahres 1864 der zweihundertjährige Städte-Jubeltag[205] Fremde und Einheimische zusammenführt, wollet dann auch dieser Gräber gedenken und einen blühenden Kranz darauf legen, Euch zur Ehre und den unter dem Rasen Schlummernden zum Gedächtniß.

Heinrich Smidt[206].

[197] Das Boskett (von frz. le bosquet, das Wäldchen, Gehölz, Dickicht), Teil einer gestalteten Gartenanlage.

[198] Der Altonaer Musikdirektor F. Hohnroth (Näheres nicht ermittelt), der auch als Komponist für Unterhaltungsmusik tätig war.

[199] Aus Giacomo Meyerbeers (1791–1864) Oper „Robert der Teufel" (frz. Robert le Diable).

[200] Siehe hierzu S. 20, Anm. 57.

[201] Zitat aus Friedrich Gottlieb Klopstocks (siehe hierzu S. 20, Anm. 57) „Elftem Gesang" seines „Messias. – Dritter Band" (Halle: C. H. Hemmerde 1769), S. 35, das auf 1 Kor 15,42 anspielt.

[202] Der norddt. Lyriker Georg Philipp Schmidt von Lübeck (1766–1849).

[203] Der lange Zeit in dän. Diensten stehende dt. Dichter Heinrich Wilhelm von Gerstenberg (1737–1823).

[204] Gotthold Ephraim Lessing (1729–1781).

[205] Das Gedenken an die Tage des 29. bis 31. Mai 1814 als die frz. Truppen vor den Streitkräften der Koalition kapitulieren mußten, womit die seit 6. Dezember 1813 andauernde und für die Zivilbevölkerung äußerst verlustreiche Belagerung von Hamburg und Umgebung ein Ende fand.

[206] Der zu Altona gebürtige Schriftsteller und Redakteur Heinrich Smidt (1798–1867).



ALTONA

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 47f.

Schloß Carnarvon[207].

Die Bewohner von Wales, die Nachkömmlinge der alten Briten, welche sich, von den Horden der kriegerischen Sachsen gedrängt, allmälig nach diesem westlichsten und von hohen Gebirgen geschützten Theile der britischen Insel hatten zurück ziehen müssen, waren hier viele Jahrhunderte lang unabhängig und im ungestörten Genusse ihrer Freiheit, Muttersprache und heimischen Gesetze geblieben. Wenn aber England, was häufig der Fall war, von Parteikämpfen zerrissen wurde, hatten sie regelmäßig eine solche Gelegenheit benutzt, und waren mit ihren wilden, unregelmäßigen Truppen in die nächsten englischen Provinzen eingefallen, um sie mit Feuer und Schwert zu verwüsten, und sich dadurch an ihren Unterdrückern zu rächen. Solche Nachbaren mußten natürlich für England höchst lästig sein, und die englischen Könige waren deshalb von jeher bemüht gewesen, sie zu unterwerfen, aber ohne Erfolg. Die gebirgige Beschaffenheit des Landes hatte sie und ihre Freiheit geschützt, denn die englischen Truppen waren nie vermögend gewesen, ihnen in die tiefen und gefährlichen Schluchten ihrer heimischen Berge zu folgen, wohin sie sich stets zurückzogen, sobald sie von überlegenen Feinden angegriffen wurden. König Edward I.[208] war es endlich, welcher sich diese kühnen und gefährlichen Nachbaren theils durch Gewalt der Waffen, theils durch List zu unterwerfen wußte. Bald nachdem er im Jahre 1272 den Thron von England bestiegen hatte, forderte er ihren Häuptling Llewelyn[209], – den letzten unabhängigen Fürsten von Wales, – auf, ihm den Huldigungseid zu leisten, und als Letzterer, wie er vorausgesehen, sich weigerte, benutzte er diese Weigerung als Vorwand, um mit einem mächtigen Heere in Wales einzurücken. Alle Schwierigkeiten des Landes besiegend, verfolgte er die tapferen Vertheidiger ihrer Freiheit und Heimath bis in die fernsten Schlupfwinkel, und nöthigte sie nach langen Kämpfen endlich, sich zu unterwerfen. Llewelyn und sein Bruder David[210] fielen im Streite, und mit ihnen erlosch die lange Reihe unabhängiger Fürsten von Wales. Später machte das Volk zwar dann und wann noch Versuche, das ihm auferlegte Joch wieder abzuschütteln, allein vergeblich; Wales blieb von jener Zeit an eine inkorporirte Provinz Englands. Um solchen Versuchen zu begegnen und das wilde Volk, welches sich nur mit Widerstreben der größeren Gewalt fügte, in Zaum zu halten, ließ Edward I. in Wales, längs der englischen Grenze, mehrere feste Schlösser erbauen und mit starken Besatzungen versehen, und unter ihnen Schloß Carnarvon.

Die Unterwerfung der unglücklichen Walliser war jedoch nicht unbedingt erfolgt. Ihrer früheren Erklärung, nur einem einheimischen Herrscher gehorchen zu wollen, getreu, hatte Edward versprechen müssen, ihnen einen in Wales geborenen Fürsten, der nicht englisch sprechen könne, als Herrscher zu geben. Sie ahnten nicht den Doppelsinn, welchen ihr schlauer Gegner mit diesen Worten ver-

[207] Caernarfon. Ab 1840 wurden unter Aufsicht von Anthony Salvin (1799–1881) Restaurierungsarbeiten begonnen, die erst 1908 abgeschlossen wurden.

[208] Eduard I. (engl. Edward I; 1239–1307), seit 1272 König von England, Herr von Irland und Herzog von Aquitanien.

[209] Llywelyn ap Gruffydd (ca. 1223–1282), seit 1246 Herrscher des autonomen Wales.

[210] Dafydd ap Gruffydd (1235–1283; hingerichtet).

band, nicht die betrügliche Art, in der er das Versprechen erfüllte. Als seine Gemahlin Eleonora[211] ihrer Entbindung nahe war, ließ er sie nach Schloß Carnarvon bringen und dort ihre Niederkunft abwarten, und stellte dann den versammelten Häuptlingen von Wales den von ihr – auf walliser Grund und Boden – geborenen Sohn[212] als ihren dereinstigen eingeborenen Fürsten vor, welcher nicht englisch sprechen konnte. Bitter mögen die Empfindungen der armen Getäuschten gewesen sein, allein Widerstand war nicht möglich, sie mußten sich der Gewalt fügen, und von jener Zeit an führte der erstgeborene Sohn jedes nachfolgenden englischen Königs den Titel – Prinz von Wales[213].

Schloß Carnarvon, – oder richtiger Cearnarvon, – welches die vorstehende Abbildung zeigt, ist eine äußerlich noch gut erhaltene Ruine, und galt vor Einführung des Schießpulvers und der Kanonen für uneinnehmbar. Im Jahre 1283 ließ Edward I. durch den Architekten Henry d'Electon[214] den Bau beginnen, welcher sehr schnell vollendet worden sein muß, da, wie erwähnt, seine Gemahlin Eleonora schon im Jahre 1285 ihren Sohn, den nachmaligen König, Edward II., daselbst gebar. Das Zimmer, in welchem die Niederkunft erfolgte, ist ein im unteren Stockwerke des sogenannten Adlerthurmes belegenes düsteres Gemach, welches den die Ruine besuchenden Touristen als der Ort gezeigt wird, an dem die Wiege des ersten Prinzen von Wales gestanden hat. Das Gebäude wurde mit großer Pracht und Festigkeit aufgeführt, und noch jetzt gewährt das schöne Portal einen imposanten Anblick, in dessen Nähe die verstümmelte Bildsäule des Gründers steht. Die Mauern des Schlosses sind sieben Fuß stark und von dreizehn meist achteckigen Thürmen umgeben, welche sämmtlich in edelem Style erbaut sind. Der höchste und wichtigste von ihnen ist jedoch der Adlerthurm, zu dessen Spitze eine aus 158 Stufen bestehende Wendeltreppe führt.

Im Jahre 1402 machten die Walliser, unter Anführung ihres Feldherrn Owen Glyndwer[215], noch einmal den Versuch, sich des Grenzschlosses Carnarvon zu bemächtigen, aber wurden von der englischen Besatzung zurückgeschlagen. Im Laufe der darauf folgenden Kriege zwischen den Parteien der weißen und rothen Rose[216] wechselten die Besatzungen häufig, und im Jahre 1664 wurde das Schloß endlich bei der Erstürmung durch Oliver Cromwell[217] theilweise zerstört. Seitdem ist es Ruine.

Du Bois.

[211] Eleonore von Kastilien (1241–1290), seit 1. November 1254 mit dem späteren engl. König Eduard I. (siehe hierzu S. 49, Anm. 208) verheiratet.

[212] Eduard II. (engl. Edward II; 1284–1327) seit 1307 König von England, Lord von Irland und Herzog von Aquitanien.

[213] Engl. Prince of Wales, walis. Tywysog Cymru, Führer von Wales.

[214] Die Burg wurde wohl nach Entwürfen des Baumeisters James of Saint George (frz. Jacques de Saint-Georges; ca. 1230–1309) erbaut.

[215] Owain Glyndŵr (ca. 1359– ca. 1415); er hatte in den Jahren 1400 bis 1409 eine walisische Rebellion gegen die Engländer angeführt.

[216] Die sog. Rosenkriege (siehe hierzu S. 8, Anm. 7).

[217] Oliver Cromwell (1599–1658), Lordprotektor von England, Schottland und Irland.



CARNARVON CASTLE.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 63-67.

Glückstadt.

Dieser Ort, der mit der reichen Cremper Marsch[218] an der einen und mit der Wilster Marsch an der andern Seite grenzt, gehört zu denjenigen Städten, die vieles wollten, noch mehr sollten und schließlich wenig erreichten.

Um einen möglichst freundlichen Eindruck von demselben zu gewinnen, muß man es von der Wasserseite betreten, oder, wie der Seemann sagt, mit dem Dampfer andienen.

Von Hamburg aus stromab dampfend, passirt man, hannoverscher Seits, die Batterien zu Brunshausen, deren Kanonen nach aufgehobenem Stader Zoll eigentlich nichts mehr zu bewachen haben. Nun geht es an den beiden Eilanden „Bützflether Sand" und „Aßler Sand"*)[219] vorüber und steuert man alsdann geradesweges dem am nördlichen Elbufer belegenen Glückstadt zu, dessen rothe Dächer im Sonnenglanze hell aufleuchten und uns gastlich anlachen.

Willkommen binnen!

Es ist nicht schwer, einen guten Liegeplatz zu erreichen. Der Rhin – beileibe nicht in's Hochdeutsche zu übersetzen und dabei an unsern westlichen Grenzstrom zu denken! – der Rhin ist zwar nur ein kleiner Fluß, allein er bildet einen tiefen und sichern Hasen, bevor er in die Nordelbe mündet und sich völlig darin verliert.

Und dieser Hafen ist ein sicherer Zufluchtsort für Viele. Wenn im Spätherbst ein früher Frost eintritt und die Schifffahrt durch Eisgang unterbrochen wird, dann laufen diejenigen Fahrzeuge, die bereits an Cuxhafen vorüber sind und nicht mehr nach Altona oder gar nach Hamburg hinaufkönnen, hier ein. Und nicht etwa kleine Stromfahrzeuge oder Küstenfahrer, sondern große Dreimaster und selbst transatlantische Dampfer finden hier ausreichenden Raum. In solcher Zeit entsteht hier ein bewegtes Hafenleben, welches diesem Orte sonst nicht eigen ist. Glückstadt führt seinen Namen nicht mit vollem Rechte und sein Wappen stimmt nicht sonderlich mit der Wirklichkeit überein. Letzteres ist eine Fortuna, die auf einer Kugel dahinschwebt. Sie schwebt! das ist eben das Schlimme. Es hat ihr nicht gelingen wollen, festen Fuß zu fassen.

Glückstadt ist eine Schöpfung König Christian des Vierten[220] von Dänemark. Dieser König, gleich tapfer zu Lande, wie zur See, ist einer der hervorragendsten Monarchen aus dem Hause der Oldenburger. Er genießt bei dem Volke in Dänemark eine Popularität, wie Friedrich der Große[221] solche nicht nur in Preußen, sondern in Deutschland, ja in Europa und darüber hinaus genießt. Ihn meint das berühmte Volkslied mit seiner ergreifenden Melodie:

---

[218] Kremper Marsch.

[219] Asslersand. *) Die Inseln heißen auf der Niederelbe Sande, auf der Weser Platen.

[220] Christian IV. (dän. Christian 4.; 1577–1648), seit 1596 König von Dänemark und Norwegen.

[221] Friedrich II. (1712–1786), seit 1740 König *in* und ab 1772 König *von* Preußen und seit 1740 Kurfürst von Brandenburg.

„Held Christian stand am hohen Mast
In Rauch und Dampf!“[222]

welches auch bei uns von der Bühne herab in der Tragödie „Struensee“[223] eine großartige Wirkung macht.

Aber König Christian, den Heiberg[224] in seinem „Elfenhügel“ so prächtig in Scene setzte, war nicht nur ein tapferer, kriegerischer Herr. Er war auch klug und umsichtig und im gewissen Sinne, wie der weiland deutsche Kaiser, allzeit Mehrer des Reiches. Sein Sinn stand unablässig nach Hamburg, dessen wachsender Wohlstand ihn mächtig reizte, weshalb er die Idee seines Vorgängers, des dritten Christian[225], wieder aufnahm. Er verlangte von dieser Stadt die Erbhuldigung, die indessen von Einem Edlen Rathe, dem mannhaften worthaltenden Bürgermeister Joachim von Benkendorf[226] an der Spitze, beharrlich verweigert ward. Scheinbar sich fügend, ließ sich Christian der Vierte mit der Zusicherung treuer, nachbarlicher Freundschaft genügen und verließ Hamburg, woselbst er ein ritterliches Turnier abhielt, das auf dem Hopfenmarkte stattfand, mit lächelnden Mienen. Aber in seinem Innern dachte er anders und brütete über einem Plan, dessen Ende die Gründung von Glückstadt war, welches er ungefähr sechs Meilen[227] unterhalb Hamburg anlegte und damit die stolze Hansestadt zu ruiniren dachte, weshalb er es auch zuweilen Trotz-Hamburg nannte.

Zu dem Ende legte er auf der Rhede von Glückstadt Kriegsschiffe mit starker Besatzung, die alle vorübersegelnden Schiffe anhielten und sie zwangen, ihre Papiere vorzuzeigen, Rede und Antwort über das Woher und Wohin zu geben und sie schließlich besteuerte. Es wurden für jeden Mast anderthalb Thaler und ein Rosenobel[228] erhoben und außerdem die in dem Raum befindlichen Waaren mit einem bedeutenden Durchgangszoll belegt. Der König setzte Himmel und Erde, Kaiser und Reich in Bewegung, um Glückstadt groß und mächtig zu machen, allein es ist ihm nicht gelungen. Die Fortuna blieb blos in dem Wappen, wo sie noch heutigen Tages steht.

Des Königs festes Wollen ist anerkennenswerth und hat sich auf die Bürgerschaft von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Viele Anstrengungen sind gemacht worden, um sich zu einer großen Stadt aufzuschwingen. Man hat den kleinen Fährjollen den Abschied gegeben und eine regelmäßige Dampfschifffahrt mit Altona-Hamburg augeknüpft, um sie später wieder einzustellen. Man hat hierauf größere Dampfer gebaut, die mit England in Verbindung treten sollten. Man ist durch einen Schienenstrang an die Altona-Kieler Eisenbahn[229] gefesselt – Alles umsonst! Fortuna fährt fort, wie eine Fata Morgana hier- und dorthin zu schweben und will sich nicht haschen lassen.

Da sind wir nun im Hafen. Seht jene breiten, etwas unbeholfen aufgezimmerten Dreimaster, deren Buge mit starken Eisenbohlen verplankt ist, damit sie dem Eise desto besser Widerstand leisten können. Das sind ein Paar Grönlandsfahrer, Schiffe, die auf den Wallfisch- und Robbenfang ausgehen, denn auch in dieser Branche will Glückstadt mit den andern Städten des Landes in Reihe und Glied stehen. An dem großen Mast des vordersten der Grönlandsfahrer lehnt ein robuster Gesell. Sein Gesicht ist mit einem starken röthlich schimmernden Bart eingefaßt und dichte Augenbrauen dämpfen den düstern

---

[222] Dän.: „Kong Christian stod ved højen mast \ i røg og damp; […]“, die ersten beiden Zeilen der von Johannes Ewald (1743–1781) verfaßten dän. Nationalhymne.

[223] Heinrich Laubes (1806–1884) Tragödie „Struensee und die Deutschen in Dänemark […]“ (Leipzig: Teubner 1847).

[224] Die Komödie „Elverhøj – Skuespil i 5 acter […]“ (København: Lose [1829]) des dän. Dramatikers Johan Ludvig Heiberg (1791–1860).

[225] Christian III. (dän. Christian 3.; 1503–1559), seit 1534 König von Dänemark und Norwegen.

[226] Joachim Bekendorp (1542–1614), seit 1593 Bürgermeister von Hamburg.

[227] Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

[228] Der Rosenobel (Ryal) ist eine engl. Goldmünze, die Eduard IV. (1461–1483) prägen ließ; sie zeigt auf der Vorderseite eine Rose (das Symbol des Hauses York) und wurde in England bis 1649 ausgegeben. Da der Rosenobel als Handelsmünze sehr beliebt war, wurde er vor allem von den Niederländern nachgeprägt.

[229] Glückstadt war 1845 mit der „König Christian VIII. Ostseebahn“ (siehe hierzu S. 44, Anm. 180) an den Bahnverkehr nach Altona und Kiel angeschlossen worden.

Blick. Er ist der Speckkönig am Bord, der dem getödteten Fisch[230] auf den Bauch springt und die erste Rolle bei dem Zerlegen desselben spielt, indem er die einzelnen Stücke mit einer gewaltigen Gabel aufspießt und zu Deck flenst[231]. Wortwitzler würden ihn dafür zu einem Flensburger machen. Ein flüchtiges Lächeln fliegt über sein Gesicht, als er ein halbes Dutzend junger Burschen in der Rundjacke[232] an sich vorüberfliegen sieht, die mit lustigem Zuruf sich gegenseitig verfolgen und zu greifen suchen. Es sind junge Robbenschläger, die sich hier spielend auf ihr ernstes, gefahrdrohendes Geschäft einzuüben suchen und von einem Brett auf das andere springen, wie sie künftig von der einen Eisscholle auf die andere entern müssen.

Auch eine Geschichte hat unsere Stadt. Nachdem Christian der Vierte sie gegründet und bald darauf zu einer Festung ausersehen hatte, erbaute er daselbst 1630 die Glücksburg. Aber die Geschichte Dänemarks lehrt uns, daß in der Marsch keine feste Burgen gedeihen. Warum wollte also der Ausläufer der Cremper Marsch etwas voraus haben? Bereits im Jahre 1708 ward sothane[233] Burg wieder abgerissen. In den Jahren 1627 und 1628 dagegen hielt Glückstadt mannhaft eine Belagerung Tilly's[234] aus, während sie 1814 den vereinigten Angriffen der Schweden und Engländer zu Wasser und Land nicht zu widerstehen vermochte. Sie mußte sich nothgedrungen ergeben, worauf dann die festen Wälle abgetragen wurden und Glückstadt in die Reihe der offenen Orte trat.

Glückstadt ist der Sitz hoher Landeskollegien. Es residiren daselbst das Holsteinische Obergericht und das Oberkonsistorium.

Bezüglich des letzteren muß ich die wenig bekannte Geschichte eines Epigramms (und dieses selbst) erzählen, welches von einem einstmaligen Mitglieds dieses hochwürdigen Collegiums herrühren soll, was ich aber nicht glaube. Als geistliches Oberhaupt über die vereinigten Herzogthümer Schleswig-Holstein fungirte der General-Superintendent Adler[235]. Der viel gepriesene und viel geschmähte Claus Harms[236] war erster Prediger an der Sanct Nicolaikirche in Kiel und *Dr*. Nikolaus Funk[237] erster Compastor an der evangelisch-lutherischen Hauptkirche zu Altona. Dieser Letztere übersetzte die heilige Schrift und versah sie mit Anmerkungen. So entstand die sogenannte Funksche Bibel, die bei ihrem Erscheinen ein fast tumultuarisches Aufsehen erregte. Claus Harms zog gegen sie geharnischt zu Felde und mit diesem ersten Angriff entbrannte ein gewaltiger Kampf, dessen Pointe das nachstehende Epigramm ist:

„Wie auch Afterglaube mit tollen Gestalten sich einschwärzt,
In des Adlers Gebiet, näher dem reineren Licht:
Strahle immer Vernunft, dein heiliger, göttlicher Funke,
Daß in den Nächten des Harms rettend das Lämpchen uns glimmt."[238]

Aber trotz dieser hohen Dykasterien[239], woran sich noch eine wohlberufene Gelehrtenschule schließt, trotz ihres stolzen Namens, war aller Glanz, der die Stadt umgab, nur ein rasch vergänglicher. Für uns Knaben hatte insbesondere der Name Glückstadt stets etwas Abschreckendes und wir konnten ihn nicht aussprechen hören, ohne einen gewissen Schauer zu empfinden. Es hieß nämlich, wenn Einer

[230] Der Wal.

[231] „zerstücken, zerhauen" (DWG, Bd. 3, Sp. 1770).

[232] Wohl eine Art Poncho aus Ölzeug.

[233] „so beschaffen, solch" (DWG, Bd. 16, Sp. 1817).

[234] Johann T'Serclaes von Tilly (1559–1632), der oberste Heerführer der Truppen der kath. Liga.

[235] Der prot. Theologe und Orientalist Jacob Georg Christian Adler (1756–1834).

[236] Der Neulutheraner Claus Harms (1778–1855).

[237] Der moderate theol. Rationalist Nikolaus Funk (1767–1857).

[238] Reichlich frei zitiertes Epigramm, das nach Johann Christoph Gubitz (1754–1826) seinen Ursprung in Lübeck hat.

[239] Als Dikasterien (griech. δικαστήριον, dikastḗrion „Gericht", von δικάζω, dikázō „entscheiden") bezeichnet man die einzelnen Ämter (Dezernate) der römischen Kurie. Hier also ironisch für die in Glückstadt ansässigen geistlichen Behörden verwendet.

sich etwas übermüthiger gebehrdete, als es die Hausordnung gestattete: „Wenn du dich nicht schickst, mußt du nach Glückstadt und bekommst die rothe Jacke an!“ Roth war die Farbe der dänischen Uniformen. Soldat werden galt damals für einen Schimpf und das Lied der Rothröcke:

„Sieben Ellen Buttermilch
Und sieben Ellen Klümp[f].
Und wenn die Schuh’ verjubelt sind,
So tanzt man auf die Strümpf“

war ein Gesang, der nur von gänzlich Aufgegebenen gesungen werden konnte.

Sonst lebt es sich in diesem Städtchen ganz gemüthlich, das schon eine gewisse Berühmtheit erlangte durch den langen Peter aus Itzehoe[240], der hier seines Vaters goldene Füchse in einer einzigen Nacht durchbrachte. Bei dieser Gelegenheit wäre die noch immer offene Frage zum Austrag zu bringen, ob Schiller mit den goldenen Füchsen solche Münzen[241] gemeint hat, welche wir als Studenten Füchse nannten, oder ob es ein Viergespann von Goldfüchsen ächt Itzehoer Race gewesen sei, womit der lange Peter seinem Herrn Vater davon fuhr, um zuletzt unter die Wallensteiner[242] zu gehen.

Offenbar zählt Glückstadt als erste unter den Städten, die in der Marsch liegen, oder mit derselben grenzen, wie schon aus nachstehender Geschichte hervor geht: Der Chef des Obergerichts frägt eines Morgens früh vom Arbeitstische aus den eintretenden plattdeutsch sprechenden Bedienten, ob schon Jemand im Vorzimmer warte, und erhält zur Antwort:

„Da is een Herr ut Glückstadt, een Mann ut Itzehoe, een Minsch ut Wilster un een Keerl ut de Cremp.“

Die nächste Umgegend bietet übrigens sehr anmuthige und schattige Spaziergänge dar, wo man sich behaglich niederlassen und ausruhen kann, wenn man sich vorher durch eigenes Anschauen eine erschöpfende Belehrung verschafft hat, wie reich der Boden ringsum mit Kartoffeln, gelben Wurzeln (Möhren) und Weißkohl gesegnet ist, alles von riesiger Größe und in solcher Ueberfülle, daß man mit diesen höchst nützlichen Gegenständen ein nicht unbedeutendes Ausfuhr-Geschäft betreibt.

Dann aber wandern wir harmlos weiter und stehen plötzlich vor einer stolzen Eiche, die hier kräftig grünt, obgleich die Marsch dem Waldbaum nicht günstig ist. Oder vielmehr, der Waldbaum zürnt der Marsch und weigert ihr seinen Schatten, weil sie es duldete, daß die Axt des Menschen viele tausend und abertausend Stämme fällte aus reiner Habsucht. Vordem war das Land so waldreich, daß ein Eichhörnchen von Heide nach Maldorf[243] gelangen konnte, ohne nur ein einziges Mal den Boden zu berühren.

Und diese vereinzelte Eiche ist auch nur ein Wahrzeichen. Sie ist eine Erinnerung an eine Sage, die uns nun schon zum zweiten Male hier in Glückstadt mit Schiller in Verbindung bringt, indem sie uns an die „Kraniche des Ibikus“[244] dieses Dichters erinnert, versteht sich mit dem Unterschiede, der zwischen dem sonnigen Hellas und der prosaischen Elbmarsch obwaltet. Dort ist der Held ein Dichter und Sänger, hier ein armer Handelsmann.

Der Platz, wo die Eiche steht, war mit Buschwerk und Röhricht bewachsen. Hinter demselben lagerten ein Paar Tagelöhner. Da kam ein in der Umgegend wohlbekannter wandernder Krämer des Weges, ließ sich auf der andern Seite des Busches nieder, um auszuruhen und überzählte seinen magern

---

[240] Zitat aus Friedrich von Schillers „Wallenstein ein dramatisches Gedicht […]. – Erster Theil. Wallensteins Lager“ (Tübingen: J. G. Cotta 1800), „Fünfter Auftritt“, S. 19.

[241] Goldfuchs ist eine veraltete Bezeichnung für Goldmünze.

[242] Die Truppen des kaiserl. Feldherrn Albrecht Wenzel Eusebius von Wallenstein (eigentl. Waldstein; tschech. Albrecht Václav Eusebius z Valdštejna; 1583–1634; ermordet), Herzog von Friedland und Sagan, von 1628 bis 1631 als Albrecht VIII. Herzog zu Mecklenburg, Fürst zu Wenden, Graf von Schwerin, Herr von Rostock, Herr von Stargard.

[243] Meldorf.

[244] Friedrich von Schillers 1797 entstandene Ballade „Die Kraniche des Ibycus“, die erstmals veröffentlicht wurde in dessen „Musen-Almanach für das Jahr 1798 […]“ (Tübingen: J. G. Cottaische Buchhandlung [1797]), S. 267-277.

Verdienst. Die Kerle hörten das Geld klingeln und wechselten einen Blick des Einverständnisses. Rasch erhoben sie sich, warfen sich auf, den wehrlosen Krämer und würgten ihn.

Durch den Lerman[245] aufgestört, stieg eine Flucht wilder Enten aus dem Röhricht mit lautem Geschnatter steil in die Luft. Der Erschlagene raffte sich im Todeskampfe auf und die Hand zum Himmel erhebend, kreischte er: „Ihr da oben, meldet mein jammervolles Ende und klagt meine Mörder an!" Da schlugen die Kerle ein lautes Gelächter auf, versteckten die Leiche im Röhricht und gingen ihres Weges.

Nach dreien Tagen lungerten sie am Hafen. Der karge Raub war verzehrt und sie suchten neue Arbeit. Da verfinsterte sich plötzlich die Luft. Ein unabsehbarer Zug wilder Enten zog mit lautem Flügelschlage über die Stadt hin. „Hollah, was ist das?" rief der Eine und der Andere antwortete: „Das sind die Enten des Krämers, die uns angeben sollen."

Diese Worte fielen einem Polizeidiener auf, der in der Nähe stand und die verdächtigen Gesellen schon einige Zeit beobachtet hatte. Bewältigt von der Macht des Augenblicks, waren sie der That geständig:

„Und es gestehn die Bösewichte!
Getroffen von der Rache Strahl."[246]

Zur Erinnerung an jene That wurde auf dem Platze, wo der Krämer ermordet ist, die Eiche gepflanzt und sie grünt wahrscheinlich noch bis auf den heutigen Tag.

Heinrich Smidt[247].

[245] Veraltet für Lärm, Geschrei (siehe hierzu u. a. DWG, Bd. 12, Sp. 762).

[246] Schiller, Musen-Almanach 1798, wie S. 55, Anm. 244, S. 277.

[247] Siehe hierzu S. 47, Anm. 206.



GLÜCKSTADT

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Meyer’s Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [77]-80.

Herdringen.

Man rühmt Westfalen nach, daß es seine Stammes-Eigenthümlichkeiten und seine Sitten vor vielen andern Landschaften treu bewahrt habe und nicht allein ein historischer Boden sei, sondern historisches Leben in seinen Traditionen und in seinen Anschauungen besitze. Wir wollen dem nicht widersprechen, obwohl wir nicht der Ansicht sind, daß dies eben eine in Deutschland vereinzelt vorkommende Erscheinung sei; denn unseres Erachtens haben die sämmtlichen deutschen Stämme und namentlich die süddeutschen, die Schwaben, die Bayern, die Tyroler ihre Stammesbesonderheiten und ihr Volksthum, wie es sich im Dialekt, in seinen Festen, in seinen Sagen und Gebrauchen zeigt, noch so ziemlich und wenigstens ebenso gut wie die Westfalen bewahrt, trotz allem, was wider dasselbe geschehen und gesündigt ist. Es hängt das ja auch mit den staatlichen Zuständen Deutschlands zusammen, wo noch so vielfach Staat und Stamm mehr oder weniger zusammenfallen – die Stämme wenigstens nicht in einem überwältigenden Staats ganzen aufgehen, sondern auch meist noch politisch von einander gesondert sind und ihr partikulares Wesen durch Schlagbaume und Grenzsteine geschützt sehen. Nur Eine Besonderheit hat Westfalen jedenfalls voraus, und das ist sein Adel – wir meinen nicht den eingewanderten Adel[248], der unter dem Militär und in der Bureaukratie so dicht gesäet ist, oder den, welcher aus dem eingeborenen vornehmen Bürgerthum hervorgegangen und durch frühere kaiserliche Verleihung mit dem Recht, sich von zu nennen, begnadigt ist – denn das Alles zählt nicht zum „adeligen Westfalen“, wenn auch in der Statistik, die uns berechnet, daß in Preußen auf 18 Köpfe ein Adeliger kommt, während in England auf 30,000 einer kommt. Wir meinen hier die alten autochtonen[249] Ritterbürtigen, die Geschlechter, welche einst das Land beherrschten. Denn das thaten sie in diesen kleinen geistlichen Fürstenthümern, Münster, Osnabrück, Paderborn, Minden, wo die Gewalt in den Händen der Ritterschaft lag, die sich in zwei Bänke, eine weltliche und eine geistliche (das Domkapitel) schied und ihrem Fürsten just so viel Macht überließ, wie etwa die venetianischen Nobili[250] ihrem Dogen! Die Nachkommen dieser Geschlechter nun mit ihrer strengen Abgeschlossenheit gegen die übrigen Stände, mit ihrer bevor rechteten Stellung in der Gesellschaft, mit ihrem zumeist sehr großen, oft kolossalen Grundbesitz, mit ihrem Einfluß, mit ihrer engen Verbündung mit der katholischen Geistlichkeit und dem Jesuitenorden, der seine Noviziate und seine Sacre-Coeur-Pensionate[251] im Lande aufgeschlagen hat, mit seiner Entfremdung von der Bildung der Kunst und der Literatur der Zeit und dem stillen Haß wider die größten Träger dieser Bildung,

---

[248] Infolge der Beschlüsse des Wiener Kongresses war das 1807 geschaffene Königreich Westphalen 1815 als Provinz an Preußen gefallen, womit preuß. Militär und Verwaltung in Westfalen Einzug hielten, deren höchsten Stellen mit – zumeist prot. – Adeligen besetzt wurden.

[249] Einheimische, Alteingesessene (von griech. altgriechisch αὐτόχϑων, autóchthōn, das wiederum aus αὐτός, autós, „selbst“ und χϑών, chthōn, „Erde“ zusammengesetzt ist, also grob mit „bodenständig“ übersetzt werden kann).

[250] Ital., Adelige.

[251] Mädcheninternate, die von dem im Jahre 1800 von der Französin Sophie Barat (1779–1865) gegründeten Schulorden „Gesellschaft vom heiligsten Herzen Jesu“ (frz. Société du Sacré-Cœur de Jésus; lat. Societas Sacratissimi Cordis Jesu) betrieben wurden.

die Deutschland hervorgebracht hat – dieser Adel ist eine Landesbesonderheit, die, wie sich nicht leugnen läßt, doch wieder ihre sehr achtbaren und imponirenden Seiten hat; auch der enragirteste[252] Fortschrittsmann, meinen wir, kann ihr nur das widmen, was der Franzose *une haine respectueuse*[253] nennt, und der Beobachter von Menschen und von Sitten, der Kulturhistoriker wird sein Interesse in hohem Grade in Anspruch genommen sehen durch westfälisches Adels und Rittersitz-Leben. Welchen Reichthum umschließen nicht diese alten Edelhofe, wie sie daliegen zumeist in Niederungen, umgeben von breiten Wassergraben, in wald- und wiesenreicher Umgebung, entweder alte im rechten Winkel aufgebaute „steinerne Häuser“ ans dem 16. Jahrhundert, mit hohen Giebeln und Wendeltreppen-Thürmchen daran, oder im Roccocco-Schloßstyl aufgeführte Schöpfungen des 18. Jahrhunderts – welchen Reichthum umschließen sie nicht an schönen alten Bildern, prachtvoll geschnitzten Schränken, ausgezeichneten Silberarbeiten, venetianischen Flügelgläsern und all dem übrig gebliebenen Väter-Hausrath, der heute wieder zu so hohen Ehren gekommen! Die Bibliothek freilich ist sehr oft dürftiger bestellt als „die Schräke“, die den Silbervorrath enthält, und es ist zu allen Zeiten viel weniger dafür aufgewandt, als für den fideicommissarisch[254] sich vererbenden Familienschmuck, der oft allein ein bedeutendes Vermögen repräsentirte. – Doch sind hier freilich große Ausnahmen zu machen und es gibt in diesen Edelhöfen auch Bibliotheken von großem Werth, worin namentlich ältere historische Werke den Hauptraum einnehmen, denn Geschichte ist neben der Rechtswissenschaft immer des Westfalen eigentlichstes Berufsfeld gewesen.

Und welcher Reichthum von Traditionen haftet nicht an diesen wettergrauen Giebeln und Mauern, welche merkwürdigen Familiendramen und Geschichten haben nicht fast unter jedem einzelnen dieser dunkeln Schieferdächer gespielt! Welche Erinnerungen an denkwürdige Menschen und Charaktere knüpfen sich nicht daran, z. B. gleich an dieses Herdringen, von welchem wir heute reden wollen. Herdringen ist der Sitz der Hauptlinie eines Geschlechts, das an Männern, welche für die Geschichte von Westfalen denkwürdig sind und an eigenthümlichen Charakteren, an „Originalen“, vorzugsweise reich ist.

Die Herren, später Reichsfreiherren und jetzt Grafen von Fürstenberg leiten nach einer Familiensage ihren Ursprung von den Grafen von Oldenburg ab, doch ohne Beweismittel dafür zu besitzen, so daß wir ihre Ursprünge dreist da suchen können, wo der fast unsers gesammten niedern Adels liegt, im Ministerialienstande[255], und die Ahnen unsrer stolzen Barone waren sehr oft unfreie Leute, die von ihren Herren vertauscht, verkauft oder verpfändet wurden. Den Namen aber haben wir herzuleiten von der nicht weit von Herdringen bei Neheim an der Ruhr liegenden Burg Vorstenberg, welche 1345 von dem Grafen von der Mark und dem Grafen von Arnsberg gründlich zerstört wurde. Ihre Erhebung in den Reichsfreiherrenstand erfolgte 1660 durch ein Diplom Kaiser Leopolds[256], die in den Grafenstand 1840 durch den König Friedrich Wilhelm IV.[257] von Preußen. Seit sie die alten Edelherren der Grafschaft, deren Wappen in dem ihren fortdauert, beerbten, seit sie wiederholt die Fürstenstühle von Münster, Paderborn und Hildesheim einnahmen, hat sich ihr Besitz in ungemessener Weise erweitert, sie gelten für das reichste Adelsgeschlecht Westfalens.

[252] Veraltet für „leidenschaftlich für etwas eingenommen“ (von frz. enragé, toll, wütend).

[253] Frz., respektvolle Abneigung bzw. wörtl. Haß.

[254] Unter dem Familienfideikommiß (lat. fidei commissum, „zu treuen [Händen] belassen“) versteht man eine erbrechtliche Regelung, nach der das Vermögen einer Familie (hiervon vor allem der Grundbesitz) auf ewig geschlossen erhalten werden sollte und immer nur ein Familienmitglied allein, der Fideikommißbesitzer, das Nießbrauchsrecht innehat.

[255] Der Ministeriale (mlat. ministerialis), ein im (ursprüngl. antiken kaiserlichen) Dienst stehender Beamter. Im Heiligen Römischen Reich bildeten Ministerialen eine Oberschicht ursprüngl. unfreier „Dienstmannen“ (Dienstleute) im Hof-, Verwaltungs- und Kriegsdienst, aus der sich der niedere Adel herausbildete.

[256] Leopold I. (1640–1705), seit 1655/57 König von Ungarn, Kroatien und Slawonien, seit 1656 König von Böhmen sowie seit 1658 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[257] Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861), vom 7. Juni 1840 bis 7. Oktober 1858 König von Preußen.

Die glänzendste Illustration erhielt das Geschlecht der Fürstenberg durch den Fürstbischof Ferdinand[258], der, 1626 geboren, 1661 zum Bischof von Paderborn erwählt, in seinen spätern Lebensjahren auch den Stuhl von Münster bestieg. Er erhielt seine Bildung während eines jahrelangen Aufenthaltes in Rom; er war *Cameriere segreto*[259] des Papstes Alexander VII.[260] und hinterließ als Denkmal seiner gelehrten Arbeiten die trefflichen *Monumenta Paderbornensia*, deren Werth schon die große Anzahl von Auflagen andeutet, die ihnen in den Jahren 1669 bis 1714 zu Theil wurde – darunter eine schöne mit Kupfern geschmückte Ausgabe, die die Elzevir[261] in Amsterdam besorgten. Großes Ansehn hat auch Ferdinand von Fürstenberg erlangt als lateinischer Dichter; seine *Poemata* erschienen zuerst in der 1656 in Rom veröffentlichten Sammlung von Dichtern, die unter den Auspicien[262] des Papstes Alexander VII. schrieben und daher den Namen der Plejas Alexandrina[263] erhielten; eine prächtige Ausgabe in Folio ging später, 1682, aus der königlichen Druckerei in Paris hervor.

Neben Ferdinand von Fürstenberg steht, als Regent und Staatsmann eben so bedeutend und einflußreich für seine Zeit, Theodor von Fürstenberg, sein Vorgänger auf dem Stuhle von Paderborn, eine strenge, feste aristokratische Natur und Hauptgönner des Jesuitenordens. In neuerer Zeit aber ist am berühmtesten von allen, welche den Namen Fürstenberg trugen, jener Minister Franz Friedrich Wilhelm[264], Domherr zu Münster und Hildesheim, geworden, den im Jahre 1763 Kurfürst Maximilian Friedrich von Köln[265] als Fürstbischof von Münster mit der Administration dieses letztern Landes beauftragte und der hier eine unendlich segensreiche Wirksamkeit nach allen Seiten hin entwickelte und für die materielle Hebung des durch den siebenjährigen Krieg[266] schauderhaft verwüsteten Landes, für die Bildung und Aufklärung der Unterthanen, für das Schulwesen insbesondere. – Er war ein leuchtender Stern in der Reihe jener Regenten, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Träger der neu erwachten Humanitäts-Ideen wurden, und von denen Kaiser Joseph II.[267] und Karl Friedrich von Baden[268] die berühmtesten sind. Der Kreis geistiger Größen, den der Name Fürstenberg nach Münster zog, ist oft besprochen worden und wir nennen hier nur die Fürstin Gallitzin[269], Hamann[270], den Magus aus

[258] Ferdinand Freiherr von Fürstenberg (1626–1683), seit 1661 als Ferdinand II. Fürstbischof von Paderborn.

[259] Ital., Geheimkämmerer.

[260] Alexander VII. (eigentl. Fabio Chigi; 1599–1667), seit 7. April 1655 Papst.

[261] Eine berühmte niederl. Bruchdruckerfamilie des 17. Jhd.s.

[262] Eigentl. Vorzeichen (von lat. auspicium, die Vogelschau, eine röm. rituelle Praxis, die Zustimmung der Götter zu allen bedeutenden Vorhaben einzuholen), hier jedoch im Sinne von Schirmherrschaft verwendet.

[263] Die „Septem Illustrium Vivorum Poemata [Ferdinand von Fürstenberg (siehe hierzu S. 60, Anm. 258; Agostino Favoriti (1624–1682); Natale Rondini (Lebensdaten nicht ermittelt); Alessandro Pollini (Lebensdaten nicht ermittelt); Stefano Gradi (1613–1683) und Virginio Cesarini (1595–1624)]“ (Amstelodami: Elsevir 1672).

[264] Franz Friedrich Wilhelm Freiherr von Fürstenberg (1729–1810), seit 1762 Minister für das Fürstbistum Münster und seit 1770 Generalvikar.

[265] Maximilian Friedrich, Reichsgraf von Königsegg-Rothenfels (1708–1784), seit 1761 Erzbischof von Köln und Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches und ab 1762 Fürstbischof von Münster.

[266] Der Siebenjährige oder auch 3. Schlesische Krieg von 1756 bis 1763 war eigentl. ein weltumspannender Konflikt, an dem alle europ. Großmächte beteiligt waren, und der sich bis nach Nordamerika auswirkte. Preußen nutzte diesen internationalen Konflikt, um sich Schlesien ebenso unrechtmäßig wie endgültig auf Kosten Österreichs anzueignen.

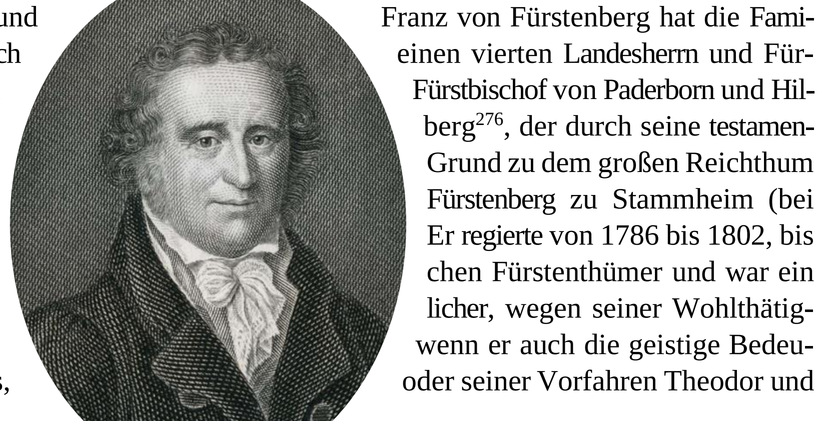
[267] Joseph II. (1741–1790), seit 1765 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

[268] Karl Friedrich (1728–1811), seit 1738 Markgraf von Baden-Durlach, ab 1771 auch Markgraf von Baden-Baden und 1803 Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation; ab 1806 schließlich Großherzog von Baden.

[269] Die sowohl dem Katholizismus als auch der Aufklärung zugetane Amalie von Gallitzin geb. Gräfin von Schmettau (1748–1806).

[270] Der Philosoph und Schriftsteller Johann Georg Hamann (1730–1788).

Norden, Fr. H. Jakobi[271], Hemsterhuys[272][,] Sprickmann[273], Hermes[274], Stolberg[275] – auch Goethe's glänzendes Gestirn berührte auf seiner leuchtenden Bahn diesen Kreis.



Friedrich Leopold Graf zu Stolberg (siehe hierzu S. 61, Anm. 275).

Außer Theodor, Ferdinand und Franz von Fürstenberg hat die Familie, welche Herdringen bewohnt, noch einen vierten Landesherrn und Fürsten hervor gebracht: den letzten Fürstbischof von Paderborn und Hildesheim, Franz Egon von Fürstenberg[276], der durch seine testamentarisch vermachte Erbschaft den Grund zu dem großen Reichthum der jüngern Linie der Grafen von Fürstenberg zu Stammheim (bei Mühlheim am Rhein) gelegt hat. Er regierte von 1786 bis 1802, bis zur Säkularisation[277] der geistlichen Fürstenthümer und war ein liebenswürdiger, menschenfreundlicher, wegen seiner Wohlthätigkeit allgemein verehrter Mann, wenn er auch die geistige Bedeutung seines Bruders, des Ministers, oder seiner Vorfahren Theodor und Ferdinand nicht besaß.

Wenn übrigens jemals in einem Geschlecht bestimmte, Jahrhunderte hindurch sich treu bleibende Race-Eigenschaften und Erbeigenthümlichkeiten sich geltend gemacht haben, so ist es in dem, von welchem wir reden. Nie hat eine Familie eine solche Anzahl von originellen Menschen und Sonderlingen hervorgebracht, nie hat die Individualität sich mehr nach ihrem eigenen capriciösen Triebe entwickelt und absonderliche Charaktere in solcher Menge hervorgebracht, als in diesem Hause*).[278] Das Schloß zu Herdringen ist eine in gothischem Style inmitten eines schönen Parks ganz neu auf der Stelle des ursprünglichen Edelhofs aufgebaute Prachtburg. Der

---

[271] Der Philosoph und Schriftsteller Friedrich Heinrich Jacobi (1743–1819).

[272] Der niederl. Philosoph der Aufklärung Frans Hemsterhuis (1721–1790).

[273] Der Jurist Anton Matthias Sprickmann (1749–1833).

[274] Wahrscheinlich der kath. Theologe Georg Hermes (1775–1831).

[275] Der Dichter und Jurist Friedrich Leopold Graf zu Stolberg-Stolberg (1750–1819). Der unsignierte Stahlstich entstammt dem Verlagsprogramm von Joseph Meyer.

[276] Franz Egon Freiherr von Fürstenberg (1737–1825), seit 1788 Fürstbischof von Hildesheim und ab 1789 auch Fürstbischof von Paderborn, ab 1802 Bischof von Hildesheim und Paderborn.

[277] Die Aufhebung bzw. Übernahme der geistl. Territorien (sowie die Aufhebung der meisten Klöster) im Heiligen Römischen Reich deutscher Nation, die in den Jahren 1802/03 im Vorgriff bzw. als Folge des Regensburger Reichsdeputationshauptschlusses vom 25. Februar 1803 vorgenommen wurde.

[278] *) Man erzählt von einem Fürstenberg, der als leidenschaftlicher Jäger für sein Wald- und Buschleben nichts zweckmäßiger gefunden, als einen Anzug ganz von Leder, von dem er sich nie mehr trennte und in welchem er auch seine Werbung um seine Braut bei deren Vater angebracht. Dieser knüpfte an seine Einwilligung die Bemerkung, zur Hochzeit werde der Herr Schwiegersohn in anständigem Aufzuge kommen, und mit der Antwort, daß an dem anständigen Aufzuge nichts zu wünschen übrig bleiben solle, verabschiedete sich der letztere. Am Hochzeitstage nun wälzte sich ein wahrer Heerzug dem schwiegerväterlichen Schlosse zu: Jäger und Piqueure [Pikör, der Meutenführer] mit ihren Meuten, Reitknechte mit langen Zügen von Reit- und Handpferden, Karossen, in deren letzter der Bräutigam in seinem geliebten Leder, und endlich Wägen mit allen Requisiten, um ein großes Lager für dieses Cortège [frz., Gefolge] aufzuschlagen, dessen Bewirthung den Schwiegervater in Kummer und Sorgen stürzte. – Tragischer waren die Berührungen eines andern dieser Reichsfreiherren mit einem Schwiegersohne. Er wurde auf einem tief im Sauerlande liegenden einsamen Burgschlosse von dem Schwiegersohne förmlich belagert, weil die unglückliche, von letzterem mißhandelte Frau sich dorthin geflüchtet hatte. Am bekanntesten durch seine Seltsamkeiten ward ein dritter, der seine einzige Tochter auf eine Weise erzog, daß die damaligen französischen Behörden sich hineinmischen und sie ihm entziehen mußten. –

jetzige Fideikommiß -Inhaber, Graf Egon[279], hat sie in den Jahren 1840 bis 1845 nach den Plänen des Baumeisters der Kölner Domkirche, des Geheimenraths Zwirner[280], aufführen lassen.

Levin Schücking[281].

[279] Franz Egon Freiherr (ab 1843 Graf) von Fürstenberg-Herdringen (1818–1902).

[280] Ernst Friedrich Zwirner (1802–1861), seit 14. August 1833 Kölner Dombaumeister; das Schloß wurde in den Jahren 1844 bis 1853 nach dessen Plänen im neugotischen Stil erbaut.

[281] Siehe hierzu S. 107, Anm. 459.



JAGDSCHLOSS HERDRINGEN.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 80-84.

Schloß Tarasp in Graubünden.

Es genügt, den Namen der Schweiz zu nennen, um in unserer Brust eine lebhafte Sehnsucht, ein Gefühl wie Heimweh zu wecken. Vor unserer Phantasie baut sich ein majestätisches Bild auf: wir sehen ragende Firnen und weite Schneefelder, umflossen von blauem Duft und goldenem Sonnenschein; wir schauen hinab in's tiefe Thal und unser Blick weilt träumerisch auf dem friedlichen Dorf und der altersgrauen Kirche, deren spitzer Thurm aus einem Walde von Nußbäumen hervorlugt. Am grünen Hang treibt ein stattlicher Senn die Heerde hinauf zur kräuterduftenden Alpe, der Kuhreigen[282] weckt das Echo der Felsen und von steiler Höhe antwortet das fröhliche Jodeln der Sennerin. Wir denken an Wilhelm Tell[283] und das Rütli[284], an die Männer von Uri, Schwyz und Unterwalden, an all die erhebenden Bilder, die in unserer Seele leben, seit unser Schiller[285] das große Drama gedichtet und der schweizerischen Nationalsage, ja der ganzen Schweizergeschichte erst die rechte poetische Weihe ertheilt hat, er, der selbst das schöne Land mit leiblichen Augen niemals sah und doch mit echt dichterischer Sehergabe über sein Werk den ganzen Zauber der großartigen landschaftlichen Natur zu gießen wußte, welche den Thaten seiner Heldengestalten zum Schauplatz und passendsten Hintergrund diente. So ist die Schweiz für uns das Land der romantischen Natur und der idealen Freiheit geworden. Nach diesem erwacht unsere Sehnsucht, dieses suchen wir, wenn wir unsere Schweizerreise antreten. Und nur dieses Land unserer Phantasie haben wir gewöhnlich gesehen, wenn uns nach wenigen Wochen die Eisenbahn in die Heimath zurückträgt, und wenn wir von der Wirklichkeit erzählen sollen, so müssen wir in der Regel bei enthusiastischen Naturschilderungen und einigen Gasthofsabenteuern, wie sie uns überall sonstwo auch begegnen könnten, stehen bleiben.

Man würde es kaum für möglich halten, daß jene Momente, welche gegenwärtig auf uns die lebhafteste Anziehungskraft ausüben, einst für ein früheres Geschlecht nur einen ziemlich untergeordneten Reiz besaßen. Und doch hatten unsere Urgroßväter, welche vor wenig mehr als hundert Jahren die Schweiz besuchten, in ihren Tagebüchern gewöhnlich von ganz anderen Dingen zu berichten, als vom Vierwaldstättersee und dem herrlichen Panorama des Rigi oder der erhabenen Alpenwelt des Berner Oberlandes. Man würde vergeblich in den Reisebeschreibungen jener Zeit nach Gemüthsergüssen suchen, wie sie heutiges Tags jeder sentimentale Tourist in seinen Reisebriefen pflichtschuldigst niederlegen zu müssen glaubt. Es würde in der That eine interessante und an kulturgeschichtlichen Ergebnissen reiche Parallele liefern, wollten wir einmal die Eindrücke eines gebildeten Reisenden von heute mit

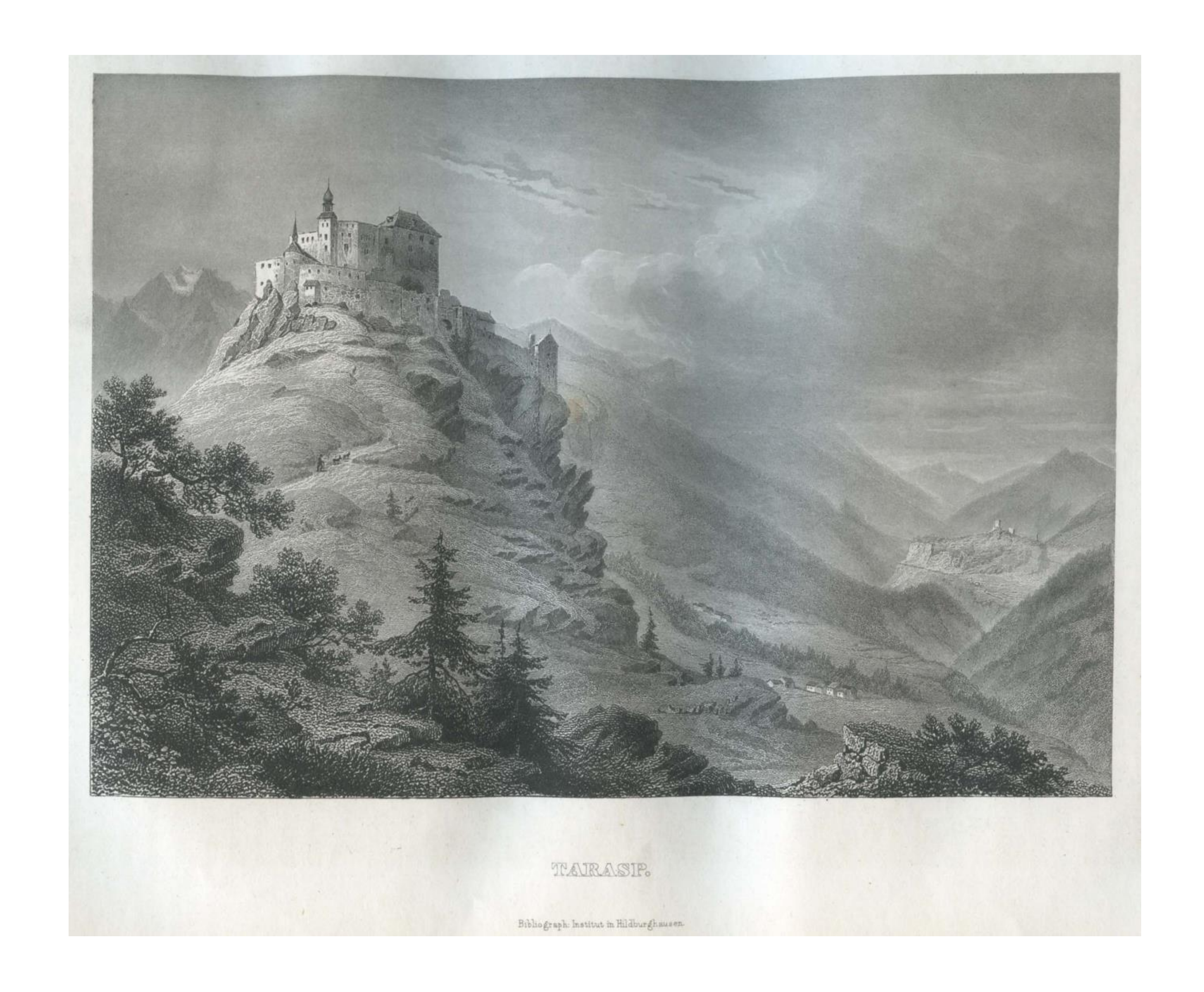
---

[282] Kuhreihen, auch Kühreihen, Kuhreigen oder Kühreigen (frz. ranz des vaches), eine Gattung von Hirtenliedern, mit denen in den Schweizer Alpen früher die Kühe zum Melken angelockt wurden; im Mittelteil des Gesangs werden die Namen der Rinder aufgezählt.

[283] Der legendäre schweiz. Freiheitskämpfer Wilhelm Tell vom Anfang des 14. Jhd.s.

[284] Der sog. Rütli-Schwur in der Nacht am 17. Dezember 1307, der allerdings historisch ebensowenig verbürgt ist, wie seine Protagonisten.

[285] Friedrich von Schiller in seinem Drama „Wilhelm Tell […]“ (Tübingen: J. G. Cotta 1804).



TARASP.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

denjenigen einer „Person von Distinktion“, welche vor hundert Jahren in schwerfälligem Reisewagen die schweizerischen Thäler gemächlich durchzog, genauer vergleichen. Wir können uns leicht überzeugen, was damals einen Mann aus der gebildeten Gesellschaft in der Schweiz besonders interessirte, wenn wir z. B. in des seiner Zeit nicht mit Unrecht berühmten J. G. Keyßler[286] „Neuesten Reisen“ (Hannover 1740) die der Eidgenossenschaft gewidmeten Kapitel durchblättern wollen. Von eingehenden Naturschilderungen ist keine Rede, noch weniger von irgendwelcher Bewunderung der majestätischen Alpenwelt, im Gegentheil, es fehlt nicht an einem gelegentlichen gelinden Horror vor der rauhen Unwirthlichkeit dieses Hochgebirgs und seiner tiefen, felsenumragten Thäler. Nur wo er eine wohlangebaute Landschaft findet, verweilt der Verfasser einen Augenblick, um den Fleiß der Bewohner, die fruchtbaren Felder und wohlkultivirten Weinberge zu loben. Wir müssen diesen gänzlichen Mangel an Naturromantik dem deutschen Reisenden nicht allzu hoch anschlagen, findet sich doch bei schweizerischen Schriftstellern derselben Zeit wenig mehr Sinn für die wilde Schönheit ihres Vaterlandes. Ja der Zürcher Arzt und Naturforscher J. J. Scheuchzer[287], welchem wir sonst so viel für Alpenkunde verdanken, weiß für das bekannte schweizerische Heimweh, welches bei den Tönen des Kuhreigen unwiderstehlich erwacht, so daß bei den schweizerischen Söldnertruppen im Ausland (z. B. in Frankreich und Piemont) das Anstimmen dieser Weise streng verboten war, keinen andern Grund aufzufinden, als einen rein physiologisch-materiellen. Die Schweizer, meint er, könnten das Klima des Flachlandes nicht wohl vertragen und ihre Lunge sehne sich ganz unbewußt zurück nach der „reinen, subtilen, frischen Luft“ der heimischen Berge. Wie viel seelischer und wahrer ist der Grund dieses Sehnens ausgesprochen in dem alten ergreifenden Volksliede „Zu Straßburg auf der Schanz“.

Nein, unsere Urgroßväter waren keine Romantiker, aber es waren praktische, auf realistische Ziele gerichtete Leute, und wenn sie reisten, so wollten sie vor allen Dingen sehen, wodurch sich das Menschenleben in den fremden Ländern auszeichne und was dort etwa sonst der Menschengeist Merkwürdiges und „Kurioses“ hervor gebracht habe, was man zu Hause nicht fand. So sind denn z. B. auch Keyßler’s Reisen voll der interessantesten Bemerkungen über Staatsleben, Religion, Sitten und Gebräuche, Handel und Wandel der durchstreiften Länder und enthalten neben allerlei überflüssigem Raritätenkram Beobachtungen, welche durch ihre Genauigkeit, Gründlichkeit und Schärfe, noch heute jeder Reisebeschreibung zur Zierde gereichen würden.

Wenn wir nun hier die polarartige Verschiedenheit der geistigen Richtung der Reisenden vor hundert Jahren und unserer heutigen Touristen hervorheben, so wollen wir bei aller Anerkennung des sich darin kundgebenden Fortschritts des innern Gemüthslebens zu Gunsten der Gegenwart doch damit keineswegs gesagt haben, daß nicht unsere heutigen Schweizerreisenden mancherlei von ihren Vorgängern lernen könnten. Die Schweiz ist eben nicht blos ein Land, welches nur mit den schwärmerischen Augen des Naturenthusiasten angesehen werden will. Ebenso wenig ist es zweckmäßig, nur eine mit dichterischen Idealen genährte Phantasie mitzubringen, wenn man bei Basel den Rhein überschreitet oder über den Bodensee südwärts dampft. Ein warmes, empfängliches Gemüth ist eine glückliche Mitgabe für Jeden, so auch für den Reisenden, der das Vaterland der Heldengestalten der Schillerschen Dichtung betritt; ebenso nöthig aber wäre es, klare, unbefangene, hellsehende Augen mitzubringen.

Denn in der That, die Eidgenossenschaft bietet in ihren Staatseinrichtungen, in ihren gesellschaftlichen Zuständen, in Volksleben und Kultur überhaupt noch eine Menge der eigenthümlichsten und charakteristischsten Erscheinungen, die ebenso wohl gesehen und gemerkt zu werben verdienen, wie es recht ist, das erhabne Bild der schweizerischen Natur für ewige Zeiten tief der Seele einzuprägen. In der Schweiz können wir kennen lernen, wie germanisches und romanisches Wesen, von äußerer Hemmung befreit, sich selbständig staatlich gestaltete und nach manchen harten Kämpfen endlich den demokratischen Freistaat ausbildete, wie er heute einzig in seiner Art in Europa dasteht. Hier treten uns in dem Verhältniß der einzelnen Kantone zu einander die Segnungen eines mit Folgerichtigkeit durchgeführten föderalistischen Prinzips in sichtbarster Wirklichkeit entgegen. Hier können wir erfahren, wie ein Bundesstaat sich nach Außen hin kräftigen, seine innere Macht und seine allgemeinen Interessen koncentriren und in einem Punkt zusammenfassen kann, ohne darum die Selbständigkeit der einzelnen Glieder

[286] Der Polyhistor Johann Georg Keyßler (1693–1743), gebürtig im oberfränk. Thurnau.

[287] Der Schweizer Arzt und Naturforscher Johann Jakob Scheuchzer (1672–1733).

zu beeinträchtigen. Denn hier sehen wir endlich trotz der neuen Bundesverfassung[288], welche viele Kurzsichtige einst für das Grab der Freiheit und Eigenartigkeit der einzelnen Kantone hielten, die größte Mannigfaltigkeit in den innern Einrichtungen, in den Verfassungen, dem Gerichtswesen, den Sitten, der Sprache und überhaupt in Allem, was unmittelbar mit dem geschichtlich entwickelten Volkscharakter zusammenhängt und daraus hervorgeflossen ist, noch heute fortbestehen. Von den schweizerischen Kantonen kann man in der That und Wahrheit behaupten, daß sie ebenso viele historisch-politische Individualitäten sind, aber solche, welche sich gleichermaßen aus innerer Nothwendigkeit, wie mit freiem Entschluß dem allgemeinen Prinzip, dem gemeinsamen Besten untergeordnet haben. Und wenn nur von diesen Thatsachen der Schweizerreisende eine flüchtige Anschauung in die Heimath zurückbringt, so hat er, unseres Bedünkens, mindestens ebenso viel gewonnen, als in den tiefsten Eindrücken der großartigen Alpenwelt.

Unser Bild führt uns in einen Kanton, der zu den eigenthümlichsten und merkwürdigsten Gliedern der Eidgenossenschaft zählt, in den Kanton Graubünden, das alte Rhätien, dessen Namen schon in früher Zeit in der Geschichte genannt wird. Ja die älteste Sage des Landes führt seine Geschichte bis fast sechshundert Iahre vor Christi Geburt zurück. Damals (d. h. zwischen 590 und 580 v. Chr.) sollen die Etrusker oder Tuscier in Oberitalien, von den vorrückenden Galliern verdrängt, unter ihrem Anführer Rhätus eine Zuflucht jenseits der Alpen, in dem von tiefen Thälern durchschnittenen Gebirgsland gesucht haben, welches nun von jenem etruskischen König den Namen Rhätien erhielt. Er auch soll die Burg Hohenrhätien oder Realta[289] erbaut haben, deren mächtige Trümmer noch heute am Eingang der berühmten Via mala auf den Wanderer ernst herabschauen. Ueberhaupt ist das graubündische Land reich an historischen Denkmälern; Anhöhen und Felsen sind mit zahlreichen Burgen und Schlössern geschmückt, an welche sich hier eine geschichtliche Erinnerung, dort das phantastische Gebilde einer alten Sage knüpft. Unter den zehn noch in bewohnbarem Zustande erhaltenen Burgen des Kantons ist Schloß Tarasp im untern Engadin eine der bestkonservirten. Malerisch schaut der ehrwürdige Bau, fast überall im Thalgrund des Unterengadin, selbst auf den Höhen des Flüelapasses sichtbar, vom steilen Schieferfels am rechten Innufer hernieder, ein noch lebenskräftiges Bild von

„der alten Tage Blüthe,
Die biedere Kraft mit rohem Trotz gepaart.“[290]

Aber als müßten wir uns mit diesem lebendigen Zeugniß begnügen, sind die historischen Erinnerungen, welche Tarasp zum Schauplatz haben, spärlicher als bei vielen andern der graubündener Burgen. Was uns noch Geschichtliches erhalten ist, gehört einer spätern Zeit an und zeigt uns nur eine Reihe trüber Bilder. Das feste Felsenschloß diente den Oesterreichern zum Stützpunkt, als sie diese Gegenden, die sich schon im Reformationszeitalter der Kirchenverbesserung angeschlossen hatten, im dreißigjährigen Kriege verwüsteten. Manche denkwürdige Züge von wilder Grausamkeit aus der einen, todesmuthiger Tapferkeit auf der andern Seite werden aus jenen schweren Tagen berichtet. So hatten sich 1621 die Einwohner des gegenüber auf dem linken Innufer liegenden Dorfs Schuls[291] nach ihrer auf hohem Felsen gelegenen Kirche vor den hereinbrechenden Oesterreichern geflüchtet. Männer und Frauen fochten mit verzweifeltem Muth und schlugen wiederholte Angriffe der Feinde zurück. Endlich aber erlagen die tapfern Bauern der Uebermacht und wurden fast alle von den Siegern dem Tode geweiht. Ebenso

---

[288] Die Schweizer Bundesverfassung von 12. September 1848.

[289] Im Gemeindegebiet von Realta finden sich sowohl die Burg Heinzenberg als auch die Burg Ortenstein.

[290] Zitat aus dem Gedicht Gustav Schwabs (1792–1850) „Zur Erläuterung des allegorischen Titelkupfers“ in dem von ihm herausgegebenen Werk „Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern von vaterländischen Schriftstellern. – Mit einer historischen Einleitung von […] J. J. Hottinger […]. Erster Band“ (Chur: J. F. J. Dalp 1828), S. [XXIX]f.; hier bes. S. XXX. Der von Carl Barth (1787–1853) geschaffene Stahlstich wurde folgendem Werk entnommen „Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1835. – Herausgegeben von A. v. Chamisso und G. Schwab. – Sechster Jahrgang. […]“ (Leipzig: Weidmannsche Buchhandlung [1834]).

[291] Scuol.

brannten in demselben Jahr die Schaaren des österreichischen Generals Baldiron[292] den benachbarten Ort Fettan[293] nieder. Tarasp und der an dem Fuße des Felsens gelegene Weiler Fontana, welcher auch wohl Dorf Tarasp genannt wird und gegen 300 Einwohner zählt, waren bis 1815 österreichisch und diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß die Gemeinde katholisch geblieben ist, während die übrigen Einwohner des Unterengadin, wie gesagt, dem Protestantismus angehören und sich durch ihren Glaubenseifer, vielleicht gerade, weil er sich in frühern heißen Kämpfen stählte, auszeichnen. Man findet in den meisten Häusern dieses Thals alte deutsche oder romanische Bibeln, in welche die Vorfahren im siebzehnten Jahrhundert die Geschichte der Märtyrer eingezeichnet haben, welche damals, bald von äußern, bald von innern Feinden verfolgt, für ihre Ueberzeugung leiden mußten. Die Geschichte des Glaubenskampfs in Graubünden, der schon in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts entbrannte und in Verbindung mit politischen Parteistreitigkeiten im dreißigjährigen Kriege seinen Höhepunkt erreichte, ist reich an dem vielseitigsten Interesse. Manche weltliche und geistliche Heldengestalt ragt glänzend aus dem Dunkel dieser wilden Zeit hervor, darunter jener Ulysses von Salis[294], welcher 1622 den genannten kaiserlichen General Baldiron wieder aus dem schon eingenommenen Chur vertrieb und auch das Engadin, freilich nur auf kurze Zeit, von den Feinden befreite.



Gustav Schwab
(siehe hierzu S. 67, Anm. 290).

Im weitern Verlauf des Kampfes hatten die Franzosen unter ihrem Marschall Coeuvres[295] die Protestanten unterstützt, dann aber nach Gutdünken mit dem Land geschaltet und es schließlich preisgegeben, um den Graubündnern, wie ein Geschichtschreiber sagt, die Lehre zu hinterlassen, daß kleine Republiken Herren finden, wenn sie im Augenblick der Noth den Schutz fremder Höfe anrufen. Erst mit dem westfälischen Frieden[296] kehrte auch für diese Thäler die Ruhe zurück, aber noch im achtzehnten Jahrhundert wiederholten sich die konfessionellen und politischen Parteikämpfe mehrfach, welche gelegentlich von Frankreich und Oesterreich ausgebeutet wurden.

So war denn auch Graubünden Jahrhunderte hindurch wilden Stürmen verfallen, bis es an dem friedlichen Glück theilnahm, welches sich in unsern Tagen fast über alle eidgenössischen Glieder gleichmäßig ausbreitet. Die Staatsverfassung des Landes gehört zu den eigenthümlichsten der Schweiz. Noch vor nicht ferner Zeit trug sie alle Spuren ihres altgermanischen Ursprungs, der auch für den romanischen Stamm maßgebend gewesen war. Das Land bildete einen Bund aus drei verschiedenen Bünden, die ihrerseits wieder aus einzelnen Demokratien mit eigenthümlichen Verfassungen, den sogenannten Hochgerichten und Gerichten, zusammengesetzt waren. Die absoluteste Decentralisation herrschte in dem Kanton, die Macht der Gemeinde beschränkte überall die des Staats. Erst in der neuern Zeit, 1850 in Folge der Bundesverfassung von 1848, ist hierin eine gewisse Aenderung eingetreten, indem die Konstitution des Landes den Grundsätzen und Bestimmungen jener angepaßt und z. B. die Staatsgewalt mehr centralisirt und befestigt wurde. Doch hat das Volk keineswegs auf die Prärogative der Gemeinde verzichtet, noch jetzt müssen alle vom großen Rath, d. h. der gesetzgebenden Behörde des gesammten

---

[292] Alois Baldiron († 1632); er war in den Jahren 1621/22 Oberbefehlshaber der spanisch-habsburgischen Truppen in Graubünden.

[293] Ftan, das heute zur Gemeinde Scuol gehört.

[294] Der in frz. Diensten stehende Ulysses von Salis (1594–1674).

[295] François-Annibal d’Estrées, marquis de Cœuvres (ca. 1572/73–1670).

[296] Vom 15. Mai und dem 24. Oktober 1648 in Münster und Osnabrück.

Landes, gutgeheißenen und angenommenen Gesetze und Verfassungsänderungen den einzelnen Gemeinden zur Abstimmung vorgelegt werden.

Ueberhaupt ist es ersichtlich, daß das Volk mit großer Zähigkeit an seinen alten Institutionen festhält und keineswegs Neuerungen begünstigt. Ebenso sind die verschiedenen Stämme ihren alten Sitten mit großer Anhänglichkeit treu geblieben und Graubünden ist in dieser Hinsicht eine wahre Fundgrube für das Studium des schweizerischen Volksthums. In erster Linie steht hier das Thal, in welches uns unser Bild führt. Die Einwohner des Engadin, größtentheils romanischer Abstammung, sind ein kerniger, scharf ausgeprägter Menschenschlag, besonders in dem obern Theil des Thals, welches zu den höchsten bewohnten Regionen der Alpen gehört und bekanntlich reich an den mannigfaltigsten Naturschönheiten ist. Die Engadiner pflegen häufig in's Ausland, meist als Zuckerbäcker oder Kaufleute, auszuwandern, aber gewöhnlich, wenn sie sich einiges Vermögen erworben haben, in ihre rauhe Heimath zurückzukehren, von der sie nicht lassen können, obschon sie selbst zu sagen pflegen, daß das Jahr dort aus neun Monaten Winter und drei Monaten Kälte bestehe. Aber auch von ihnen gilt der Ovidische[297] Vers:

Nescio qua natale solum dulcedine cunctos
Ducit et immemores non sinit esse sui.[298]

Und dann finden sie im Heimathlande ein Gut, welches sie dort, wo sie ihre Schätze sammeln, nur selten finden: die Freiheit und Unabhängigkeit. Sagt doch ein alter Spruch: „Im Engadin ist nächst Gott und der Sonne der einfache Bürger das höchste Wesen."

W. Lampmann[299].

[297] Der röm. Dichter Publius Ovidius Naso (43 v. Chr.–17 n. Chr.).

[298] Lat.: „Boden der Heimat zieht durch besondere Süße uns alle \ an und läßt es nicht zu, daß man nicht seiner gedenkt" (Ov. Pont. I,3,35f.; Übersetzung von Niklas Holzberg; * 1946).

[299] Wilhelm Lampmann (* 1827), der u. a. auch für Ernst Keils (1816–1878) „Gartenlaube" tätig war.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [85]-89.

Wetzlar.

Goethe! – Werther! – Lotte! Das allein reicht schon hin, diese kleine, liebe Stadt des achten preußischen Jäger-Bataillons für alle denkenden und gefühlvollen Menschen interessant zu machen. Abgesehen von Wetzlars tragikomischen Erinnerungen an das Reichskammergericht, dem würdigen Ahn unseres, leider immer noch nicht selig entschlafenen, Bundestags zu Frankfurt am Main[300]; abgesehen auch von seinen, doch gewiß auch interessanten historischen Erinnerungen an den falschen Hohenstaufen im „Kaisergrund"; auch abgesehen von seinem anmuthsvollen. liebenswürdigen Thale mit den romantischen Hügeln und Höhen, von der Wetz, der Dill und der Lahn spielend und fluthend durchzogen und umflossen. Also Wetzlar, – der Stammsitz aller Werther und Lotten der weiland lesenden Welt! Doch halt, – ich muß den Gelehrten erst zeigen, daß ich nicht nur ein Poet, sondern so zu sagen auch ein Mensch bin; das heißt ein Mann, der sich in ehrbarer Weise auch mit der Etymologie eines Ortes beschäftigt; sich wenigstens darüber von jenen höheren Wesen, den Gelehrten, gläubig belehren läßt. Und so versichere ich denn meinen wißbegierigen Lesern als außerordentliche Thatsache, daß der Name Wetzlar herkommt von dem Flüßchen Wetzfe und dem Worte Lar, was ein von Wald entblößter Weideplatz bedeutet; ja, ich thue für meine Leser noch mehr, ich thue etwas, wofür ich gewiß ihren lebhaftesten Dank verdiene; ich – verschweige ihnen alle die unzähligen anderen Deutungen, womit eine umfassende, echt deutsche Gelehrsamkeit sich des Wortes Wetzlar gewaltsam bemächtigt hat. Gegen die ungeheuerlichen Untersuchungen über das Wann und Wie der Entstehung Wetzlars, werde ich meinen Lesern als Beschwörungsformel das berühmte Urtheil eines namhaften – Naturmenschen citiren; nämlich die entscheidenden Worte: „Nichts Gewisses weiß man nicht"; dies namentlich hier, da vor Zeiten ein sehr weiser Rath der Stadt sich bewogen fand, gerade das älteste Archiv derselben als Makulatur zu verkaufen.

Was die fernere Geschichte der Stadt anbetrifft, so verweise ich die Leser auf das gut orientirende Schriftchen eines tüchtigen Wetzlarer Gelehrten, Herrn *Dr.* P. Wigand[301], „Wetzlar und das Lahnthal". – Allda wird der fleißige Leser erfahren, daß es mit dieser Stadt eben so ging, wie mit einigen Tausend andern Städten; daß Pfaff und Ritter (der Friese sagte: „Fuchs und Rabe"), eine Kirche und eine Burg, ihr vorausgingen; daß um diese her sie sich anbaute; von diesen erst Nahrung und Schutz, dann Leid und Noth aller Art bekam, bis sie aus ihrer eigenen bürgerlichen Kraft heraus sich fest in die Hüften setzte und stark und rüstig wurde, während die Burg zerfiel und aus den Pfaffen – Priester wurden, vom reformatorischen Geist gehalten und getragen. So wurde denn auch Wetzlar eine der vier freien wetterauischen Reichsstädte mit bedeutsamen kaiserlichen Rechten und Privilegien, unter andern auch das Münzrecht, geschützt von sieben starken Thürmen; als Symbole ihrer sieben Zünfte, riesigen Zöpfen

[300] Der von 1816 bis 1866 zu Frankfurt a. Main in der Großen Eschenheimer Gasse tagende ständige Gesandtenkongreß des „Deutschen Bundes", der mit der Schlußakte des „Wiener Kongresses" vom 8. Juni 1815 konstituiert worden war.

[301] Der Jurist und Rechtshistoriker Paul Wigand (1786–1866). Das genannte Werk erschien 1862 in Wetzlar in der G. Rathgeber'schen Buchhandlung und diente dem Autor des vorliegenden Artikels offensichtlich als Vorlage.

vergleichbar; kämpfend mit den solmser und den hessischen Fürsten; kämpfend in sich, gegen Zünfte und Pfaffen und deren Regiment; dann schwer leidend unter dem dreißigjährigen Kriege, unter Ueberschwemmungen und Feuersbrünsten; und gegenüber anderen größeren, von lebhaftem Handel gehobenen, von Weltstraßen durchzogenen Städten, arm und bedeutungslos werdend, bis es durch die im Jahre 1690[302] hier erfolgende Niederlassung des Reichskammergerichts neue Bedeutung nach Außen hin und Wohlstand, fast Luxus nach Innen bekam. – Die dreihundertjährige innere und äußere Geschichte dieses Institutes wartet noch auf ihren umfassenden und gründlichen Historiker und Herkules. Sie ist zugleich die Geschichte der fürchterlichsten Langweiligkeit und Faulheit; der fratzenhaftesten Komik und Trivialität; der schwersten Verbrechen und Rechtsverletzung; als würdige Mutter des Bundestags hinterließ es demselben nach Auflösung des heiligen römischen Reiches, und somit seiner selbst, seine unübersteigbaren Aktenberge. Nach und nach wurden 80,000 Aktenstöße nach Frankfurt und von dort an die betreffenden Gerichte der einzelnen Bundesstaaten expedirt; demnach blieb ein volles Dritttheil des vorhandenen Ballastes, mit sämmtlichen Protokollen nnd Urtheilsbüchern, noch für Preußen zurück, und unter dessen Regierung wurde das, schon im Jahre 1782 begonnene, Archivgebäude vollendet und darin der ungeheure papierne Reichthum untergebracht. Der weiland heilige Ruhesitz des Reichskammergerichts (das ehemalige gräflich Virmontsche Haus, nahe dem Hauserthor), von wo aus die delphischen Orakel seiner dunkelen Urtheile in langen Sitzungen ausgingen, ist jetzt die Kaserne des achten preußischen Jäger-Bataillons; eine Wandlung. die den Gelehrten des Kladeradatsch[303] Motive zu treffenden Interpretationen geben könnte. – Anfangs tagte das Reichskammergericht im Rathhaus am Fischmarkt; als es aber seine Sitzungen in jenes neu erworbene Gebäude verlegte, wurde das Rathhaus, – vom Volk naiver Weise „die alte Kammer genannt“, – zu einem Magazin und Fruchtboden degradirt. Jetzt aber ist es das hübsche Geschäfts- und Wohnhaus eines Buchhändlers und, – „Alles wiederholt sich nur im Leben“[304] – der alte, rostig gewordene Doppel-Adler, den das Reichskammergericht als sein Symbol an der „alten Kammer“ befestigt hatte: er schaut jetzt wieder blink und blank hinein in die neue Zeit, die noch einmal ihn flügge machen soll. Nach Auflösung dieses deutschen Reichs-Institutes wurde das, durch wenig eigentliche Arbeit und Industrie, wohlhabend, in gewisser Beziehung reich gewordene Wetzlar wieder arm, recht arm, und es verging geraume Zeit, bis es durch eigene Kraft, durch tüchtige Arbeit und aufblühende Industrie wieder emporwuchs. Deutschland aber, ja die ganze Weltliteratur, hatten durch das Reichskammergericht einen ewig unveräußerlichen Schatz erhalten: Goethe’s Werther! Und will man mit „hohem Ernst im kindischen Spiel“ den Spielen und Fügungen des Zufalls nachgehen. so könnte man sagen: Hätte nicht der edle Kaiser Max[305] im Jahre 1495 zu Worms, zur Begründung des „ewigen Landfriedens“, das Reichskammergericht proklamirt; oder hätte dasselbe nicht vor den Verheerungen der Armee Ludwigs XIV., des sogenannten „Großen“, aus Speier nach Wetzlar fliehen müssen: wir hätten wohl niemals einen Werther bekommen. Denn nur das Reichskammergericht war es, was Goethe nach Wetzlar brachte, und gerade hier mußten Neigung und Zufall zusammen treffen, um gerade dieses Werk so entstehen zu lassen, wie es entstand. Wenn man in Wetzlar vom Kirchplatz aus eine enge Gasse zu ziemlich steiler Höhe emporsteigt, kommt man an die Armenschule, die früher ein Haus des deutschen Ordens war. Ein großer Hof umfängt das Gebäude und links vor diesem Hofe steht das kleine Haus, worin der mit elf Kindern gesegnete Amtmann Buff[306] wohnte, dessen Tochter Charlotte[307] das Urbild zur weltberühmten „Werthers Lotte“ wurde. – Gegenüber dem alten Franziskanerkloster aber steht, in Mitten einer Reihe alter Gebäude, ein Haus, das lange Zeit schmutzig und

[302] Recte: 1689; es residierte dort bis zur Auflösung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation im Jahre 1806.

[303] Vom 7. Mai 1848 bis zum 3. November 1944 wöchentlich erscheinendes Berliner politisches Witzblatt nationalkonservativer Tendenz.

[304] Zitat aus der 5. Strophe von Friedrich von Schillers 1802 entstandenem Gedicht „An die Freunde“, erstmals veröffentlicht in dessen „Gedichte. […]. Zweiter Band“ (Leipzig: S. L. Crusius 1803), S. 38-40; hier bes. S. 40.

[305] Maximilian I. (1459–1519), durch Heirat ab 1477 Herzog von Burgund, ab 1486 römisch-deutscher König, ab 1493 Herr der Habsburgischen Erblande und ab 1508 römisch-deutscher Kaiser.

[306] Heinrich Adam Buff (1711–1795).

[307] Charlotte Buff (1753–1828).

verarmt aussah und erst neuester Zeit wieder frisch aufgeputzt wurde; es gehörte ehemals dem Buchdrucker und Buchhändler Winkler[308] und in dem Erkerzimmer dieses Hauses erschoß sich um jene Zeit der junge Jerusalem[309] (Sohn des weiland berühmten Kanzelredners und Theologen Jerusalem[310]), der als Sekretär bei der braunschweigischen Gesandtschaft am Reichskammergericht angestellt war. Er liebte die junge Frau[311] eines Hofraths von H.[312], der der kurpfälzischen Gesandtschaft attachirt war, und diese unglückliche Liebe, verbunden mit einer schweren Kränkung, die ihm, – als einem Bürgerlichen, – im hochadlichen Hause des Präsidenten von Bassenheim[313] zugefügt wurde, führte ihn zum Selbstmord. – Goethe hatte indessen eine tiefe Neigung zu Charlotte Buff gefaßt, in deren Haus er durch ihren Verlobten, den hannoverschen Gesandtschafts-Sekretär Kästner[314], eingeführt worden war, und als dieser eines Tages mit der schrecklichen Nachricht von dem Selbstmorde Jerusalems zu Goethe kam und ihm erzählte, wie Jerusalem Tages vorher sich Kästners Pistolen habe ausbitten lassen, angeblich zu einer Reise nach Frankfurt: da fühlte sich Goethe furchtbar erschüttert, und da mochte wohl im Augenblick die Idee zu seinem Werther vor ihm auftauchen, durch dessen Ausführung er sich von seinem eigenen Leide befreien, an der er sich wieder gesund und tüchtig schreiben wollte. So entstand durch Neigung und Zufall, aus Eigenem und Fremdem, Werther; mit seiner, in der Literaturgeschichte einzig dastehenden Wirkung, weit über Deutschlands Grenzen hinausragend. So entstand die Werther-Periode, mit all ihren Verschwommenheiten und Thränenbächen; so entstand die unermeßliche Werther-Literatur, deren zahllose Untersuchungen, Behauptungen und Aufstellungen sich zuletzt auflösen in jene ganz einfachen Thatsachen, die wir vorhin angaben. – Und so entstand denn auch bei Wetzlar der, lange Zeit hin von Reisenden aus allen gebildeten Ländern her viel besuchte, Werther-Brunnen; der alte Brunnen in der Felsengrotte vor dem Wildbacher-Thore. den Goethe so gerne besuchte und den er durch seinen Werther also beschreiben läßt: „Du gehst einen kleinen Hügel hinunter und findest dich vor einem Gewölbe, da wohl zwanzig Stufen hinabgehen, und unten das kälteste Wasser aus Marmorfelsen quillt. Die kleine Mauer, die oben umher die Einfassung macht; die hohen Bäume, die den Platz rings umher bedecken; die Kühle des Orts, das hat Alles so etwas Anzügliches, was Schauerliches. Es vergeht kein Tag, daß ich nicht eine Stunde da sitze."[315] – Und noch heute gibt dieser Brunnen sein köstliches Wasser; aber es sitzt Niemand mehr davor mit solchen Empfindungen wie Goethe-Werther da empfand. – Berühmt wurde auch das Dörfchen Garbenheim bei Wetzlar, denn es ist kein anderes, als das in Werther beschriebene „Wahlheim". Goethe-Werther schreibt darüber: „Die Lage an einem Hügel ist sehr interessant, und wenn man oben auf dem Fußpfade zum Dorfe herausgeht, übersieht man auf einmal das ganze Thal. – Eine gute Wirthin, die gefällig und munter in ihrem Alter ist, schenkt Wein, Bier, Kaffee, und was über Alles geht, sind zwei Linden. die mit ihren ausgebreiteten Aesten den kleinen Platz vor der Kirche bedecken, der ringsum mit Bauernhäusern, Scheuern und Höfen eingeschlossen ist. So vertraulich, so heimlich habe ich nicht leicht ein Plätzchen gefunden, und dahin lass' ich mein Tischchen aus dem Wirthshause bringen, und meinen Stuhl, trinke meinen Kaffee da, und lese meinen Homer."[316]

---

[308] Georg Ernst Winkler (1656–1728); er kam 1694 von Herborn nach Wetzlar und verlegte – naheliegenderweise – vornehmlich juristische Werke.

[309] Karl Wilhelm Jerusalem (1747–1772).

[310] Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem (1709–1789).

[311] Elisabeth Herd geb. Egell (1741–1813).

[312] Philipp Jakob Herd (1735–1809).

[313] Graf Johann Maria Rudolf Waldbott von Bassenheim (1731–1805), der dem Reichskammergericht von 1763 bis 1777 vorstand.

[314] Der kurhannoversche Legationssekretär Johann Christian Kestner (1741–1800), den Charlotte Buff (siehe S. 71, Anm. 307) am 4. April 1773 ehelichte.

[315] Johann Wolfgang von Goethes „Die Leiden des jungen Werthers. – Erster Theil." (Leipzig: Weygandsche Buchhandlung 1774), S. 10f. Das Goethe-Zitat dürfte nach der verwendeten Orthographie allerdings Wigands Wetzlar-Werk (siehe S. 70, Anm. 301) entnommen worden sein (S. 136).

[316] Ebd., S. 20. Das Goethe-Zitat dürfte nach der verwendeten Orthographie allerdings Wigands Wetzlar-Werk (siehe S. 70, Anm. 301) entnommen worden sein (S. 137).

Näheres über diesen Gegenstand und über das „Werthergrab“ lassen wir den oben bezeichneten würdigen Gelehrten, Herrn *Dr*. Wigand, in Folgendem sagen: „Ja, der Platz vor der Kirche ist noch da, mit seinen kleinen Häusern und Höfen; aber die ausgebreiteten Aeste der beiden Linden bedecken ihn nicht mehr. Auch die Erinnerungen an jene alte Zeit sind im Absterben. In einem der kleinsten Häuser entschlief vor Jahren eine alte neunzigjährige Wittwe; sie hatte Goethe und Jerusalem gekannt, und that sich viel darauf zu Gute. Sehr häufig gingen Fremde hin, und ließen sich von ihr den Platz zeigen, und auch das Glas, aus welchem sie Goethe manchen Trunk Milch gereicht, so wie den geschnörkelten hölzernen Stuhl, den sie ihm, und auch dem jungen Jerusalem einst unter die Linden gesetzt. Sie hat das Glas ihrer Tochter und den Stuhl einem Sohne, der das älterliche Häuschen erhielt, vermacht. Sie hatte zwölf Kinder, und ist die „junge Frau“, von der Goethe im neunten Briefe erzählt, wie sie so freundlich ihn grüßt, für ihre Kinder so liebevoll sorgt, und ihm zum freundlichen Bild der Gelassenheit und Zufriedenheit wird; wodurch sie es wahrscheinlich auch zu so hohem Alter brachte. Jetzt hat Garbenheim ein hübsches, geräumiges Wirthshaus mit einem großen Garten am Ende des Dorfes. Es war früher der Landsitz eines Prokurators des Reichsgerichts, der sich hier wohnlich eingerichtet hatte. In der von „Werthers -Leiden“ bewegten Zeit ließ er an einem von hohen Bäumen überragten Platze einen Hügel aufwerfen, und zum Andenken an Werther-Jerusalem eine Urne darauf setzen, die bei einem Durchmarsch der Russen im Jahre 1813 ein namhafter General wegnehmen und nach Petersburg senden ließ. Dennoch kommen in Sommertagen viele Fremde dahin und lassen sich den Hügel zeigen, der von Vielen für Werthers Grab ausgegeben wird. – Andere werden auf den Kirchhof bei Wetzlar verwiesen, wo ihnen der Küster oder Todtengräber nach Willkür einen Hügel an der Kirchhofsmauer zeigt.

Es gibt also für Werthers Grab zwei Wallfahrtsorte. Gewiß ist aber, daß Jerusalems Grab nirgends mehr zu finden ist. Denn ich habe von einem alten Bürger, dessen Vater bei der Beerdigung zugegen gewesen war, sicher die Stelle erfahren, wo er begraben worden ist. In der Mitte des Kirchhofs nämlich, der an einer Höhe liegt, war eine Vertiefung, wo auch jetzt noch einige Treppenschwellen vorhanden sind. In diesem unteren Theile des Friedhofs wurden gewöhnliche Dienstboten, Handwerksburschen und andere geringe Leute beerdigt. Dahin brachte man auch Jerusalems Leiche und beerdigte sie dicht an die Mauer, die den untern Theil vom obern trennt, in der Richtung des Monumentes, das später auf dem höheren Theil der Frau von Albini[317], einer Wohlthäterin der Armen, errichtet wurde. Nach dem großen Brand zu Ende der siebenziger Jahre wurde nun der massenhafte Schutt in jene Tiefe gebracht, und die alten Grabhügel wurden hoch überdeckt.

Die Empfindsamkeit feiert aber noch immer ihre Triumphe, und selbst aus weiter Ferne sucht man sich diesem Heiligthum, dem Grabe Werthers, zu nähern. Ein Freund erzählte mir vor Jahren, daß er einst ein Schreiben aus Ungarn erhalten habe, mit der Bitte, einige Zweige oder Blüthen vom Grabe Werthers ihm dahin zu schicken.[“][318] In diesem lässigen Dörfchen feierte denn auch die Stadt Wetzlar ein schönes würdiges Goethefest am 28. August 1849[319] und zwar hauptsächlich durch Errichtung eines Denkmals auf dem Wertherplatz vor der Kirche. Eine einfache Marmor-Pyramide trägt die vergoldete Inschrift:

Ruheplatz des Dichters
Goethe,
zu seinem Andenken frisch bepflanzt bei der Jubelfeier am 28. August 1849.

Drei junge schlanke Linden wurden gleichzeitig um das Monument gepflanzt. Damit hätten wir nun aber auch das Wichtigste berichtet, was von Wetzlar zu berichten wäre. Die Stadt selbst hat gewiß nichts Anziehendes; ihre, am Abhange des Löhnberges sich hinziehenden, häßlichen, engen, krummen Straßen sehen aus, als wenn sie von da Oben herunter gepurzelt wären, und architektonische Schönheit oder Charakteristik ist an seinen alten Kirchen und sonstigen Baulichkeiten nicht zu finden. – Indessen

[317] Freifrau Dorothea von Albini (1733–1807), die der Stadt Wetzlar nach ihrem Tod 115.000 Gulden (siehe hierzu S. 208, Anm. 852) für wohltätige Zwecke hinterlassen hatte.

[318] Wigand, Wetzlar, wie S. 70, Anm. 301, S. 137-139.

[319] Johann Wolfgang von Goethes 100. Geburtstag.

wandern wir noch mit dem Forscher nach historischen Dingen hinaus zum Oberthor, zwischen baumreichen Gärten in das enge schöne Thälchen des Kaisergrundes, wo der falsche Hohenstaufen, Tilo Kolup, auch Holzschuh oder Holzstuch genannt[320], im Jahre 1285 von Rudolph von Habsburg[321] gefangengenommen, hingerichtet und verscharrt worden sein soll, nachdem er fünf Jahre lang die unglückliche Rolle eines Afterkaisers gespielt hatte. Historisch erwiesen ist aber sein Aufenthalt wie sein Ende in dieser Gegend nicht; indessen mag man gerne der Inschrift eines Steines glauben, den im Jahre 1787 ein gläubiger Assessor von Gülich in einen engen Wiesgrund, dicht neben dem bezeichneten Thale, dem Andenken des hier Hingerichteten und eingescharrten falschen Kaisers setzen ließ. – Wir verlassen Wetzlar, indem wir durch das Silhöfer-Thor, durch eine schöne Aepfelbaum-Allee, dann durch ein lauschiges Tannenwäldchen hinauf zur Höhe des Kalsmunt wandern, von dessen kegelförmigem Vorsprung aus die Ruinen der alten Reichsveste und der gewaltige Rest eines Römerthurmes in das Land schauen. Wir überlassen es den Freunden und Historikern solcher Reste und Ruinen, deren Ursprung und Geschichte nachzusehen; für uns und das ganze neue Geschlecht haben sie kein weiteres Interesse, wenn sich nicht große nationale Erinnerungen daran knüpfen, was hier keineswegs der Fall ist. Aber der Naturfreund möge zu dieser Höhe wandern, um von ihr aus frische, fröhliche, köstliche Blicke zu thun weit hinaus in die Thäler der Dill und Lahn, hin über die duftigen Höhen und träumenden Wälder. Manche der specifisch-charakteristischen Naturschönheiten von Nassau, Hessen und Westphalen scheinen hier sich vereint zu haben zu einem reichen und eigenthümlichen Gemisch. Und erblickt man die großen demokratischen Adern der neuen Zeit, die Eisenbahnschienen, die sich schon hinziehen durch die gesegnete Gegend; erblickt man im Geist auch diejenigen schon als fertig, die erst in Vorbereitung sind: so kann man dem alt ehrwürdigen Wetzlar eine neue schöne Zukunft voraussagen.

A. Schloenbach.[322]

---

[320] Tile Kolup († 1285; hingerichtet), auch bekannt als Dietrich Holzschuh, der sich für den 1250 verstorbenen Kaiser Friedrich II. (* 1194) ausgab.

[321] Rudolf I. (1218–1291), als Rudolf IV. ab etwa 1240 Graf von Habsburg und von 1273 bis 1291 der erste römisch-deutsche König aus dem Geschlecht der Habsburger.

[322] Der Schriftsteller Arnold Schlönbach (1817–1866).


P. Ahrens gez.
WETZLAR
Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 89-93.

Partenkirchen.

Inmitten der großartigsten Gebirgsscenerie ruht der friedliche stille Markt flecken Partenkirchen, das ehemalige Parthenum der Römer, durch das schöne Bild von Peter Heß[323] „Ein Morgen in Partenkirchen" weithin auch unter Nichtbesuchern bekannt, und als einer der Glanzpunkte in den südbayerischen Alpen ein glücklicher Rival von Berchtesgaden, dem es aus mancherlei Gründen von den Münchner Landschaftsmalern fast vorgezogen wird. Es besitzt zwar in seiner unmittelbaren Nähe keinen so herrlichen, in einen Rahmen der mächtigsten Gebirgsformen gefaßten Wasserspiegel wie der Königssee, auch nicht die dichte und frische Vegetation, wie das Berchtesgadener Ländchen sie bietet; dafür sind die Gebirgsformen gewaltiger, wilder und charakteristischer, die Schluchten an geheimnißvollen Reizen reicher und der Aufenthalt im Orte selbst gemüthlicher und idyllischer; denn die Bevölkerung dieser Thäler ist im Allgemeinen naiv, treuherzig und zutraulich. Dazu kommt oder kam wenigstens, als der Verfasser gegenwärtiger Schilderung vor Jahren acht oder neun der glücklichsten Tage seines Lebens dort zubrachte, eine fast beispiellos zu nennende Wohlfeilheit bei bester Bedienung und Bewirthung im Posthause.

Der Marktflecken an sich erscheint unbedeutend, die Gassen sind eng und, wenn sie in neuester Zeit keine Verbesserung in dieser Hinsicht erfuhren, schlecht gepflastert; aber die reinlichen Häuser mit ihren Galerien, hervorragenden Giebeln, weißem Anstrich und *al fresco* gemalten Heiligenstücken haben doch etwas Pittoreskes und stechen lieblich gegen den finstern Hintergrund des Eggenberges und von diesem aus gesehen, gegen das umliegende Wiesengrün ab.

Mehrere Gebirgszüge mit ihren Thälern treffen hier zusammen, weshalb auch die Römer an diesem Punkte eine militärische Station anlegten. Von diesen Gebirgszügen ist der großartigste der Wetterstein, eine meilenlange Linie barock zugespitzter, ausgezackter, zerrissener und in den Himmel starr hinausragender Kalkfelsen, so daß man von Partenkirchen nicht wie von Neapel sagen kann, es sei ein Stück Himmel, das auf die Erde herabgefallen, sondern ein Stück Erde, das hundertarmig zum Himmel hinaufstrebe. Dieser Gebirgszug erreicht in dem fast zahllos oft abgebildeten, durch ein Schneelager weithin glänzenden und schon von München aus in die Augen fallenden, charakteristisch geformten Zugspitz die Höhe von mehr als 10,000 Fuß über der Meeresfläche. In der Nähe dieses Riesen, der die ganze doch auch hoch aufgeschossene Gebirgsfront als gewaltiger Flügelmann überragt, tritt der Wäxenflein mächtig aus der Kette heraus und beherrscht, fast senkrecht abfallend und von Stein starrend, als Riesenwächter das Thal von Ober- und Untergrainau bis Partenkirchen; hinter ihm öffnet sich das sogenannte Höllenthal, jene weite und erhabene, mit einem ewigen Schneelager ausgepolsterte Felsschlucht unterhalb des Zugspitz, die diesem vorzugsweise seine charakteristische Physiognomie verleiht. Wohl selten, auch bei hellerm Wetter, ist die Kalksteinpyramide des Zugspitz von einem leichten Wölkchen frei, das fast mit ihm verwachsen zu sein scheint und von seiner höchsten Spitze wie ein Schleierfaden in die Lüfte flattert.

[323] Der Düsseldorfer Schlachten- und Genremaler Peter von Hess (1792–1871), von dem u. a. auch das 1835 entstandene Gemälde „Einzug König Ottos in Nauplia" stammt.

Auch bei trübem und nebligem Wetter hat der Anblick dieser unzähligen riesigen Felsspitzen seine Reize. In milchigten Massen dampfen die Wolken aus den Thälern und Schluchten auf oder erscheinen zuweilen in luftigen Einzelgebilden von sonderbar gezackter Form, die, Ungethümen gleich, wie eine wilde Jagd[324] hinter einander herziehen. Dies sind die Vortruppen, die leichten Reiter, denen die kompakte Wolkenmasse auf dem Fuße zu folgen pflegt. Diese hängt nun häufig herab, scheinbar bis nahe an den Thalgrund, theilt sich dann und läßt die Kuppen der Berghöhen hervortreten, daß diese, wenn sie bewaldet sind, gleich bebüschten Inseln in einem weiten Meere sich emporheben oder wie hängende Brücken, welche sich von einer Wolkenmasse zur andern hinüberspannen, oder wie phantastisch-schwebende Gärten erscheinen. Dann wieder öffnen sich Schlünde und Risse in den Wolken, hinter denen die Bergwand als dunkler Hintergrund wie ein finsterer Bestandtheil der Wolke selbst erscheint. Zuweilen gibt es nur ein ätherisches Spiel von leichten Wölkchen, welche sich hier und da wie ein flatternder, bauschiger Schleier an die Kuppen anlegen und abwechselnd verschwinden. Nach einem gewitterigen Tage treibt der. Wind die ausgewetterten Wolken wie flüchtige Heerschaaren über die Höhen hinab in die Thäler, die Schlüchte füllen sich mit weißlichen und schwärzlichen Nebeln, an verschiedenen Orten dampft es auf und erhebt sich wie dünne Rauchsäulen, die sich wiederum mit den höheren Wolken vereinigen; und wenn sich der Nebel jetzt, gedrückt und drückend, gedämpft und dampfend, von Berg zu Berge zieht und die Thäler füllt, so löst er sich im nächsten Augenblicke, die Wolken steigen an den Spitzen in strebenden Rauchsäulen empor, und die Kuppen selbst erscheinen wie Krater, welche Dampf emporsenden, die Schlünde unterhalb wie Lavabehälter, von denen man nur den Dampf, nicht die Lava sieht.

Diese Erscheinungen haben etwas Dämonisches, an das Wirken finsterer Mächte Erinnerndes; dagegen scheint ein Sonnenuntergang an einem heitern Sommertage dem Feenreiche anzugehören. Der Besucher begebe sich zu diesem Zweck z. B. nach dem Bergvorsprung, der Eck genannt. Schaut um euch! wie Schnitzarbeiten stechen die zierlichen Tannen gegen das Abendroth ab, das zwischen den gegenüberliegenden Bergen, wo diese eine Durchsicht gestatten, in den Farbenschichten von Purpurroth, Goldgelb und Smaragdgrün sich ausbreitet. Aus weiter Ferne erglänzen die Sternberger Seen wie Silberplatten, die ihr eigenes Licht haben. Alles sonst ist dunkel und ununterscheidbar. Die Bergkette gegenüber stellt sich wie eine einzige dunkle, oben ausgeschnittene und gezackte Masse dar, nah herantretend, kolossal; denn während die Mittagssonne scheinbar die Massen verkleinert und in die Entfernung rückt, weil ihr entschiedenes und energisches Licht die Umrisse der Berge scharf abgrenzt, so werden sie dagegen durch die Dämmerung und jedes zweifelhafte Licht vergrößert und scheinbar in die Nähe gerückt. Ein Kranz von rothen Strahlen aber legt sich inzwischen wie ein Heiligenschein um des Bergzugs mittlere Spitze und schießt, allmälig erblassend, in den dunkelblauen Himmel hinauf. Es ist in dieser Lichterscheinung eine Innigkeit und Größe, wie sie weder in Worten noch in Farben genügend dargestellt werden kann. Endlich verlieren sich vor den Blicken des Beschauers Berg und Thal in eine einzige Masse, kaum daß die weißen Wände des Alberspitz, als hätten sie das Sonnenlicht in sich aufgesogen und strahlten es nun in die Dunkelheit aus, noch eine Zeitlang fortleuchten; dafür treten die Sterne hervor wie ruhende Brillantkäfer, und Brillantkäfer umschwärmen den entzückten Wanderer wie losgerissene fliegende Sterne.

Der nur flüchtig durch Partenkirchen Reisende sollte, auch wenn er sich nur einen Tag dort aufhält, nicht unterlassen, wenigstens einige in unmittelbarer Nähe des Marktfleckens gelegene interessante Punkte zu besuchen: die Burg Werdenfels, den Faukenfall und die sogenannte Teufelsbrücke oder Klam. Letztere ist eine finstere Felsschlucht, durch welche sich das Flüßchen der Partenach schäumend und wild grollend hindurchzwängt und über die sich eine Brücke spannt. Schauerlich ist der Hinabblick in die gewaltige Tiefe, und dieser schauerliche Eindruck wird noch verstärkt durch die umgebende Baumwildniß, die kaum einen Sonnenstrahl hindurchläßt, und durch die dunkle Färbung der in perpendikulärer Richtung gespaltenen Uferfelsen. Mächtige Steine, wie sie des Führers starke Hand nur regieren kann, in diesen düstern Abgrund geschleudert, zersplittern in hundert Stücke, in Staub, und erwecken des Nachhalls dumpfen Donner, der zwischen den Felsblocken in der Tiefe lang nachmurrt. Vielbesucht,

[324] Wilde Jagd ist die dt. Bezeichnung für eine in vielen Teilen Europas verbreitete Volkssage, die sich zumeist auf eine Gruppe von übernatürlichen Jägern bezieht, die über das Himmelszelt jagen.

wiewohl schon ein etwas weiterer Ausflug, ist Hinter-Graseck, ein einzelnes Gehöft, in furchtbarer Einsamkeit auf einer bedeutenden Anhöhe gelegen, die durch eine enge Thalschlucht von dem hochgethürmten Wetterstein getrennt wird. Rings steigen die Felszacken empor in furchtbarer Nacktheit: rechts die Gruppe des Zugspitz, geradeaus der Drei-Thor-Spitz mit einem andern Theile des Wettersteins, links in weiterer Entfernung das von aller Vegetation entblößte hohe Karwendelgebirge, die Felsgipfel um Mittenwald. Fast nirgends sonst wo sieht man diesen Kranz von Zacken und Gipfeln vollständiger. Zu den bequemeren und dabei beliebtesten Ausflügen gehört ferner ein Besuch des unmittelbar unter der Pyramide des Zugspitz in wilder majestätischer Einsamkeit friedlich und still gelegenen romantischen Eybsee; zu den weitern, aber ebenfalls bequemen ein Besuch des Klosters Ettal und des Dorfes Oberammergau, am Fuße des Ettaler Männl, berühmt durch die hier verfertigten Spielsachen aus Holz und Elfenbein und durch die geistlichen dramatischen Darstellungen aus der Passionsgeschichte, die von den aufgeweckten Bewohnern alle zehn Jahre aufgeführt werden und bei denen zwischen 300 und 350 Personen mitwirken.

Wer einige Anstrengung nicht scheut und einen mehrtägigen Aufenthalt in Partenkirchen nimmt, unterlasse nicht, das Reinthal zu besuchen und den Krotenkopf zu besteigen. Das Reinthal ist ein an malerischen Schönheiten reiches Felsenthal, das, zu beiden Seiten der Partenach von den Wänden des Wettersteins gebildet, sich mit allen Chikanen der in Schlangenwindungen sich krümmenden Gebirgspfade auf sieben Stunden Weges erstreckt. Das Vorderreinthal ist das offenere, zahmere, lieblichere, das vier Stunden lange Hinterreinthal das großartigere, wildere, mehr eine Gebirgsschlucht, als ein Thal. Links starren hier die Wände des Wettersteins empor in Nadeln und Zacken, ohne alle Vegetation, schroff, jäh und rissig, scheinbar vom Gipfel bis zum Fuß in geradlinigter Richtung abfallend. Die Wand rechts (von Partenkirchen aus) ist längs einem waldigen Abhang auf einem engen, bald auf-, bald niedersteigenden Pfade gangbar. Mitten durch die Thalschlucht hindurch braust und tost die durchsichtige hellgrüne Partenach, stürzt in tausend Wirbelchen und kleinen Stromschnellen daher und bildet fast ununterbrochen Wasserfälle, deren Geräusch durch die in der Fluth liegenden Steinmassen gesteigert wird. Der Pfad führt über Geröll und Gebröckel oft mehrere hundert Fuß empor, so daß der Fluß immer kleiner erscheint, sein Toben immer dumpfer wird. Dann senkt sich der Pfad plötzlich, das Rauschen des Flusses kommt näher, und ehe er sich's versieht, steht der Wanderer hart an dem Flußbett. Hier erblickt man ganz nahe den Drei-Thor-Spitz, des Teufels G'säß, eine sich mehr als 8000 Fuß über die Meeresfläche erhebende Felsenmasse, so genannt von ihrer sesselähnlichen Platte, den Schönberg, den Frauenberg, den Reinschroffen und wie sie sonst noch heißen mögen, diese riesigen Felsen, deren Namen der Führer dem Wanderer nennt. Man gelangt weiter an die sogenannten Blaukumpen, zwei kleine Seen oder Wasseransammlungen, die durch ein herrliches Farbenspiel von Blau und Grün einen anmuthigen Wechsel in die furchtbar schauerliche Wildniß bringen, dann an einen ungeheuern, die Schlucht bis zu einer nicht unbeträchtlichen Höhe ausfüllenden Bergsturz, durch dessen Steinmassen das wüthende Flüßchen jedoch sich einen Durchgang zu bahnen gewußt hat; weiter an einen Wasserfall, den die hier immer durch Hindernisse strömende und sie alle überwindende Partenach bildet, indem sie in bedeutender Höhe sich durch ein enges Felsenloch drängt und als kompakte Masse in einer einzigen Strömung schäumend und laut tosend herabstürzt, endlich an die eigentliche Wiege dieses trotzigen Felsenkindes, die sogenannte Eiskapelle, einem ewigen Eisgletscher, unter welchem die Partenach plötzlich zu Tage kommt. Empfindliche Kälte verbreitet sich um die Schneehöhle ringsher; es erzeugen sich aber auch heiße Dämpfe unter dem Schnee, die, mit den kalten Strömungen rasch abwechselnd, den erstaunten Wanderer stoßweise berühren, so daß man nicht gern in dieser Region lange weilen mag. Diese Eiskapelle bildet den grandiosen Schlußpunkt des mannigfachen Scenenwechsels im Reinthal; denn sie befindet sich am Ende des Thals, nachdem dieses zu einem höhern Plateau aufgestiegen ist, in einem Winkel unter dem Zugspitz. Wer die südlich gelegenen Bergkuppen übersteigen könnte oder möchte, würde geradeswegs in's Land Tyrol hinabsteigen. Ohne einen kundigen Führer wird der Reisende die Wanderung durch das Reinthal nicht gut unternehmen können; auch hüte er sich, zu spät von Partenkirchen aufzubrechen oder Mittags zu lange in dem im Vorderreinthale einsam gelegenen Wirthshause des Reinbauer, wo man nach der Tour auch sein Nachtlager nehmen kann, oder im Reinthale selbst zu verweilen; denn häufig ziehen sich an heißen Sommertagen gegen den Spätabend plötzlich über dem Reinthale Gewitterwolken zusammen, und es ist dann, wie der Verfasser bei seiner Wanderung

selbst erfahren hat, nicht blos höchst beschwerlich und ängstlich, sondern selbst gefährlich, in der undurchsichtigen Finsterniß auf dem schmalen, durch Geröll und Steinstücke unsicher gemachten, von Gebirgsbächen und Brückchen ohne Geländer unterbrochenen, zwischen Waldung oder Buschwerk bald auf-, bald abführen den Pfade an dem Rande des schauerlichen Abgrundes dahinzuschreiten. Ohne einige empfindliche Beschädigungen an den Reisekleidern wenigstens wird es dann schwerlich abgehen.

Wenden wir uns aus dieser wilden Thalschlucht auf die luftige Höhe des Krotenkopfs. Es ist dies ein Berg, der hoch genug ist, um auf seinem Gipfel in Vertiefungen, die den Strahlen der Sonne nicht ausgesetzt sind, einige kleine Vorräthe ewigen Schnees zu bergen, die selbst im Hochsommer nicht schmelzen, während im wunderbaren Gegensatze dazu in nächster Nähe die sonst seltene schöne Kreuzblume blüht. Seinen ziemlich unpoetischen Namen hat er ohne Zweifel von einer gewissen Aehnlichkeit in der Bildung seines Gipfels mit dem Kopfe einer Kröte. Schon diese mehr gestreckte Bildung läßt voraussetzen, daß sein Gipfel im Ganzen leicht zu ersteigen ist, wenn auch das Herabsteigen wegen des Steingerölls dem nicht mit Alpenstock und Alpenschuhen Verseheuen einige Beschwerde verursacht und stellenweise mehr ein Herabrutschen als ein Herabsteigen ist. Als der höchste unter den Bergen des sogenannten Mittelzugs und wegen seiner vorgeschobenen Lage bietet der Gipfel des Krotenkopfs die belohnendste Aussicht auf ein unendliches Bergpanorama. Nur im Norden über Murnau, Weilheim und die Seneberger Seen hinweg liegt ein schmaler Ausschnitt der Ebene offen. Westlich und östlich erhebt sich Berg auf Berg; südlich und südöstlich starrt es von Felsenkuppen wie ein gefrorener Wellenschlag, wie eine mit ihren weißschäumenden Kämmen zu Gletschern erstarrte Brandung, wie ein versteinertes Meer. Hoch ragen die Gletscherwände in langem Zug, wie Schneemauern, aus Tyrol und der Schweiz herüber; Spitzen, Kuppen, Zacken und Kegel wechseln mannigfach; die Ortelesspitze, der Großglockner dehnen ihre Glieder weit über ihre Umgebungen hinaus; die salzburger, krainer und kärnthener Alpen drängen sich so nahe an einander, daß man meinen möchte, es bedürfe nur eines Schrittes von einer Kuppe zur andern und es sei unmöglich, daß Thäler, große Seen und Ströme und zahlreiche Ortschaften dazwischen liegen könnten. Der Wetterstein und das Karwendelgebirge als die nächsten großen Massen treten am mächtigsten heran; Seen in tiefdunkelblauer Färbung liegen, lieblich in Berge eingeschmiegt, zu des Beschauers Füßen; von den nächsten Thälern erblickt man fern die liebliche Jachenau, näher das Isarthal, das Thal von Mittenwald. Ein ganz eigenthümliches Grauen weht Einen zuletzt an in dieser Höhe, dieser Abgeschlossenheit, wo das Auge nur mit den starren und erhabenen Massen der Natur verkehrt, nichts in der nächsten Nähe gegenwärtig ist als die unendliche Tiefe, der unersättliche Schwindel, und von allen Kräften und Elementen nur die Luft thätig ist und lebendig sich regt.

Von den unfern von Partenkirchen gelegenen Kanitzer Schwefelbädern wollen wir nicht weiter sprechen. Man badet in Partenkirchen besser in der herrlichen Gebirgsluft und schlürft sich satt an den großartigen Reizen der Umgebungen, als daß man in Schwefel badet oder Schwefelwasser trinkt.

H. Marggraff.[325]

[325] Siehe hierzu S. 37, Anm. 130.



PARTENKIRCHEN

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 98-100.

Schloß Penshurst[326],

der alte Landsitz der Familie Sidney.

Es ist keine moosbewachsene Ruine aus grauer Vorzeit, deren Trümmer von wichtigen Begebenheiten in der britischen Geschichte erzählen, kein Gebäude von historischer Bedeutung, sondern der schöne, alterthümliche Landsitz einer der edelsten Familien Englands, unter deren Mitgliedern sich Namen befinden, die nicht nur jeder englischen Brust theuer sind, sondern auch im Auslande hohe Achtung genießen.

Das Schloß liegt in geringer Entfernung von Tunbridge Wells[327], dem bekannten Badeorte in Kent, und der Weg dahin führt durch eine reizende Gegend, zwischen grünen Wiesen und üppigen Getreide- und Hopfenfeldern entlang, bis man, einen Hügel hinabsteigend, das alte Gebäude vor sich liegen sieht, dessen graue Mauern und Thürme, mit den hohen und spitzigen Giebeln, einen ehrwürdigen Anblick gewähren. Es steht in einem Thale, auf einer sanften Anhöhe. Der schöne Park, besonders reich an uralten Eichen, erstreckt sich nordwärts vom Schlosse einen Hügel hinauf, und vor dem Gebäude gruppiren sich die malerische Kirche, die Pfarrwohnung und andere Häuser des Dorfes, während ein Rahmen belaubter Hügel das liebliche Bild umschließt.

Das Schloß hat zwei Façaden, eine westliche und eine nördliche, deren erstere eine freie Aussicht über das schöne Thal gewährt. In ihr hat auch der jetzige Besitzer die Wohngemächer für sich und seine Familie einrichten lassen, und zwar im alten Style, aber zugleich mit vielem Geschmack und den Bedürfnissen der jetzigen Zeit und Sitte angemessen. Die nördliche Façade, dem Park gegenüber gelegen, welche die Hauptfront bildet, ist vom Besitzer wieder hergestellt worden und bietet dem Auge eine bunte Reihe bezinnter und verschiedenartiger, aber eng zusammenhängender Gebäude, deren Ganzes ein schönes, altertümliches Bild liefert. In der Mitte derselben steht der alte Thorthurm, über dessen Pforte eine Marmortafel mit einer Inschrift im altenglischen Style angebracht ist, welche die erste Verleihung der Besitzung durch König Edward VI.[328] an „seinen getreuen Diener, Sir William Sidney[329]" beurkundet.

In der Mitte des innern Hofes steht die alte Banket-Halle, ein hohes Gebäude, mit rothen, spitzigen Giebeln, über denen sich die Trümmer einer ehemaligen Kuppel erheben. Diese Halle ist ohne Zweifel der merkwürdigste Theil des Schlosses, und erinnert an die rauhe, kriegerische Zeit seiner Entstehung, – wahrscheinlich unter der Regierung Edwards III.[330], – als der Herr mit seinen Dienstmannen, Hohe und Niedere noch zusammen an einer Tafel zu speisen pflegten, und nur das Salz die Grenzscheide zwischen ihnen bildete. Am westlichen Ende der Halle steht die Daïs[331], oder erhöhte Plattform, mit

[326] Penshurst Place.

[327] Seit 1909 Royal Tunbridge Wells.

[328] Eduard VI. (engl. Edward VI; 1537–1553), seit 1547 König von England und Irland.

[329] Sir William Sidney (1482–1554).

[330] Siehe hierzu S. 9, Anm. 14.

[331] Engl. dais bzw. daïs (von lat. discus, Scheibe), Podium, Estrade.



SCHLOSS PENSHURST

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

dem Lordstische, und in ihrer Mitte befindet sich am Fußboden ein achteckiger, von einem Steinkranz umfaßter Raum, auf dem das Feuer zur Erwärmung der Halle brannte, dessen Rauch durch eine Oeffnung im Dache entwich. Die schweren eichenen Tische stehen noch dort, an denen vor Jahrhunderten die ehemaligen Herren des Schlosses mit ihren Gästen die Mahlzeiten hielten, und manche hohe Persönlichkeiten sind darunter, die der englischen Geschichte angehören. König Edward VI., seine herrische Schwester Elisabeth[332], mit ihren Günstlingen Leicester[333] und Essex[334], und Jakob I.[335], mit seinem unglücklichen Sohne Karl[336] besuchten öfters diese Halle und speisten an der rohen Tafel, denn die Tudors standen in nahen verwandschaftlichen Beziehungen zu der Familie der Besitzer.

Von dem Innern des Schlosses verdient nur die reiche Kunst- und Gemäldesammlung Erwähnung, welche letztere sich jedoch größtentheils auf Porträts der zur Familie gehörigen Personen beschränkt.

Die Zeit der Erbauung des Schlosses ist nicht genau bekannt, und seine Geschichte enthält keine Momente von besonderem Interesse. Aber unter den Besitzern sind Namen, an die sich unsterblicher Ruhm knüpft.

Der Gefeiertste von Allen ist unzweifelhaft Sir Philip Sidney[337], dessen Mutter, Mary Dudley[338], eine Tochter des Herzogs von Northumberland[339] und die Schwester Lord Guilford Dudley's[340] war, der mit seiner jungen Gemahlin, Jane Grey[341], unter Henkershand verbluten mußte, weil Letztere auf den Rath ihres Schwiegervaters nach Heinrichs VIII.[342] Tode gewagt hatte, der blutigen Maria[343] gegenüber als Kronprätendentin aufzutreten. Nach dem einstimmigen Urtheile seiner Zeitgenossen und Biographen war Sir Philip der vollkommenste männliche Charakter aller Zeiten, von dem selbst sein eigner Vater mit Stolz zu sagen pflegte, daß „er mehr Tugenden besitze, als irgend ein anderer Mensch“. Wie zu allen Zeiten große Männer die Söhne vortrefflicher Mütter gewesen sind, so erfreute sich auch Sir Philip einer solchen. Das schwere Unglück, welches die Familie in der Person ihres Bruders und seiner Gemahlin betroffen, hatte sie bestimmt, sich von der Welt zurückzuziehen und nur der Erziehung ihrer Kinder zu leben. Unter der Leitung dieser vom Schicksal schwer geprüften Frau wuchs der Knabe auf und entwickelte alle die vortrefflichen Eigenschaften des Geistes und Herzens, deren Keime er schon bei der Geburt von seiner edeln Mutter empfangen hatte. Er war ein guter Sohn, ein zärtlich liebender Bruder, namentlich seiner Schwester, der schönen und geistreichen Gräfin Pembroke[344], mit unbeschreiblicher Innigkeit zugethan; groß als Staatsmann, wie als Krieger, und genoß auch im Auslande so hohe Achtung, daß die Polen ihm selbst ihre Krone antrugen. Allein jedem Ehrgeize fern, schlug er sie aus, denn alle seine Kräfte wollte er nur dem Vaterlande weihen. So ruhmvoll jedoch sein Leben war, eben so kurz war es; schon im frühen Alter von zwei und dreißig Jahren fand er auf dem Schlachtfeld von Zutphen (1586) in Flandern seinen Tod. Auch die letzten Lebensmomente dieses merkwürdigen Mannes geben noch einen schönen Zug seines edeln Herzens. Kurz vor dem Verscheiden vom brennendsten Durste geplagt, verlangte er nach Wasser, das ihm endlich gebracht wurde, und war im Begriffe, die ersehnte Flüssigkeit an seine trockenen Lippen zu setzen, als er die Klage eines neben ihm

[332] Die Halbschwester Elisabeth I. (engl. Elizabeth I; 1533–1603), seit 1558 Königin von England.

[333] Robert Dudley, 1st Earl of Leicester (1532–1588).

[334] Robert Devereux, 2nd Earl of Essex (1565–1601).

[335] Jakob I. (engl. James I; 1566–1625), ab 1567 als Jakob VI. König von Schottland und ab 1603 als Jakob I. König von England und König von Irland.

[336] Karl I. (engl. Charles I; 1600–1649; hingerichtet), seit 1625 König von England, Schottland und Irland.

[337] Der engl. Schriftsteller Sir Philip Sidney (1554–1586; gefallen).

[338] Mary Sidney geb. Dudley (ca. 1530/35–1586).

[339] John Dudley, 1st Duke of Northumberland (1504–1553; hingerichtet).

[340] Lord Guildford Dudley (ca. 1535–1554; hingerichtet).

[341] Lady Jane Grey (ca. 1537–1554; hingerichtet), seit 1553 Gattin von Lord Guildford Dudley (s. o.).

[342] Siehe hierzu S. 16, Anm. 37.

[343] Maria I. Tudor (engl. Mary I; 1516–1558), seit 1553 Königin von England und Irland.

[344] Mary Herbert, Countess of Pembroke geb. Sidney (1561–1621); sie war eine Förderin der Literatur.

liegenden schwer verwundeten Soldaten vernahm und das Gefäß mit den Worten zurückwies: „Gebt es ihm, er braucht es nöthiger als ich!“

Ein zweiter großer Charakter in dieser Familie ist Algernon Sidney[345], der edle Republikaner, dem ohne Zweifel von Jugend auf ein Musterbild römischer Tugend vorgeschwebt hatte. In einer unruhigen Zeit geboren, nahm er an ihren Kämpfen Theil, focht unter Cromwell[346] gegen den König und mußte nach der Restauration in das Ausland fliehen, von wo er, ringender [sic!]Familienangelegenheiten halber, und auf ein ihm von Karl II.[347] zugesichertes freies Geleit bauend, mehrere Jahre später nach England zurückkehrte, um dort verhaftet, vor Gericht gestellt und dem Henkersbeil überliefert zu werden. In den Hallen von Penshurst hängt sein Porträt, welches den festen, aber melancholischen Blick eines Mannes trägt, der unter politischem Märtyrerthume aufgewachsen ist und ein dunkles Ende seiner Laufbahn vorauszusehen scheint.

Gegenwärtig ist das Schloß im Besitze des Lord de L’Isle[348], eines Seitensprößlings der Sidney’schen Familie, der mit ächt englischer Gastfreundschaft jedem Fremden Zutritt darin gestattet und von den Eingesessenen seiner Besitzung geliebt und verehrt wird.

Das Verhältniß zwischen dem Gutsherrn und seinen Unterthanen ist in England überhaupt ein ganz anderes, als in den meisten Theilen von Deutschland, so wie auch die Stellung des Adels den übrigen Ständen gegenüber eine andere ist. Der Gutsherr – gleichviel ob Lord oder nur Squire – herrscht nicht, wie im Norden von Deutschland noch heutigen Tages, als Despot über seine Eingesessenen, welche ihm Frohn-, Hand- und Spanndienste leisten müssen und selbst in den Bewegungen ihres Privat- und Familienlebens von seinem Willen abhängig sind; er übt keine Polizeigewalt über sie aus, und darf nicht nach Gutdünken Gefängniß oder andere Strafen verhängen. Wehe dem Gutsherrn, welcher der persönlichen Freiheit eines seiner Eingesessenen in England zu nahe zu treten wagte! Beide, wenn gleich Ersterer eine Grafenkrone im Wappen trägt, und Letzterer nur ein schlichter Landmann ist, genießen gleiche Rechte, gleiche persönliche Freiheit, und sind in gleichem Grade eifersüchtig auf die Wahrung derselben. Der Eingesessene hat keine andern Verpflichtungen gegen den Gutsherrn, als die pünktliche Entrichtung der jährlichen Pachtgelder und Grundzinsen; in jeder andern Beziehung ist er so unabhängig, wie der reichste Lord. Aber der Gutsherr ist in der Regel der Freund, der Rathgeber und, wo die Noth es erfordert, der Helfer seiner Eingesessenen. Nicht mit Furcht und Zagen, sondern mit Vertrauen wendet sich der Landmann an ihn, und findet, was er sucht. Dagegen erzeigt er ihm bereitwillig die seinem Range gebührenden äußeren Ehren, und denkt und spricht mit Liebe von seinem Gutsherrn. Dieses schöne Verhältniß gründet sich lediglich darauf, daß jeder von Beiden die Rechte des Andern achtet, – eine nothwendige Folge der freien und heilig gehaltenen Verfassung eines Landes, in dem das Gesetz nicht Lüge, sondern Wahrheit ist.

Du Bois.

---

[345] Algernon Sidney (1623–1683; hingerichtet).

[346] Siehe hierzu S. 50, Anm. 217.

[347] Karl II. (engl. Charles II; 1630–1685), König von England, Schottland und Irland (durch die Monarchisten am 30. Januar 1649 ausgerufen; Thronbesteigung nach der Wiederherstellung der Königswürde am 29. Mai 1660).

[348] Philip Sidney, 2nd Baron De L’Isle and Dudley (1828–1898).

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [101]-108.

Canterbury[349].

Warum ich diese alte Stadt so lieb habe, mehr als alle andern alten Städte, die ich kenne? Sind es die Erinnerungen an Copperfield's Schultage und an die blonde Agnes[350]? Sind es die an den alten Poeten Chaucer[351] und seine Pilgrime und das Wirthshaus zum „Tabard" oder „Talbot" in London, welches ich selber noch gesehen habe, mit dem alten eingemauerten Schilde und der Inschrift: „Dies ist das Wirthshaus, wo Sir Jeffry Chaucer und die neun und zwanzig Pilgrime lagen auf ihrer Reise nach Canterbury, anno 1383." – Ich weiß es kaum zu sagen. Aber da ist sie, die alte erzbischöfliche Stadt, die Cantuaria der Sachsen, die Stadt der Männer von Kent, das „Kantelburg" der deutschen Studiosen, so der Gottesgelahrtheit beflissen. Da steht sie vor mir mit ihrer alten Kathedrale, mit ihren alten Kirchen, Asylen und Klosterresten, mit ihren alten Straßen und alten Giebelhäusern! Ein Gefühl überkommt mich, wie an jenem Morgen, wo ich zuerst unter dem Schatten dieser Häuser wanderte – nicht, als ob ich alt geworden, aber als ob ich in der alten Zeit gelebt hätte. Eine solche Ruhe ist über sie ausgebreitet, wie aus vergangenen Jahrhunderten. Die Sonne bescheint diese grauen Dächer mit ihren alten, alten Schiefern und diese Thürme wie eine andere Sonne; als ob weniger Farbe darin wäre, blasser, matter, träumerischer, wie auf dem Hintergrund von alten Heiligenbildern. Und ringsum ist die alte Mauer, eingestürzt an einigen Stellen, aber überall bekleidet mit Epheu und wilden Blumen, welche stark in der Mittagsstille duften, und stille Gärten liegen hinter den Mauern und in den stillen Straßen sind alte Wirthshäuser mit großen, kühlen, gewölbten Gemächern. ... Ist es diese Erinnerung, welche mich ergreift, so oft ich an Canterbury denke?

Und ein duftiger Morgen im August war es, als ich von Deal, einem Hafenstädtchen an der Küste von Kent, dahin fuhr, durch grüne Wiesen an beiden Seiten, ganz in Sonne gebadet, und nur mit einem Baume hier und dort, welcher seinen dunkelblauen Schatten auf die weite, breite Fläche blendenden Grüns warf, und auf ein paar Kühe, die darunter standen, am Bache, halb im Wasser.

Ein herrliches Land! Ein Hopfen- und Wiesenland, ein Obst- und Kornland, ein Land voll stattlicher Eichen und überwölbender Ulmen, ein Land von Flüssen bewässert, in welchen die Forelle sich tummelt – ein Land mit, Dörfern am Wege, still und reinlich und von Feldern umgeben, in denen kernige Bauerburschen und starke Bauermädchen arbeiten, mit dem ächt goldenen Sachsenhaar und den treu blauen Sachsenaugen ihrer Vorfahren vor tausend Jahren. Dazwischen hier und da, durch Strecken breiten Grüns und Gehölzes getrennt, eines jener altmodigen Manor-Häuser aus rothem Backstein, welche das Entzücken des Reisenden in England sind – Tudorstyl mit Thürmlein und Thorbögen, mit einem

[349] Lat. Cantuaria.

[350] Der von Mai 1849 bis November 1850 in 19 Fortsetzungen erschienene Bildungsroman "David Copperfield or The Personal History, Adventures, Experience and Observation of David Copperfield the Younger of Blunderstone Rookery (Which He Never Meant to Publish on Any Account)" von Charles Dickens (1812–1870), der eindeutig autobiographische Züge aufweist.

[351] Geoffrey Chaucer (ca. 1342/43–1400), der Autor der ca. 1387 vornehmlich in Reimen verfaßten "Tales of Caunterbury".

großen Aufwand malerischer Fenster und seltsamer Giebel-Enden, mit aus gezacktem Gebälk und vorspringenden Mauerecken, auf denen jetzt die Vögel sich versammeln. Diese Häuser sind die Ueberreste des herzigen Alt-Englands. Grundbesitzer lebten hier – Squires genannt, – jenes vortreffliche Geschlecht von Trinkern und Fuchsjägern in ledernen Hosen, welches wir so sehr lieben – Squires mit ihren runden Frauen, den Squiressen, und apfelbäckigen Töchtern und geschmeidigem Nachwuchs von Söhnen, Jungen, welche ein wundervoll schlaues Auge für den Schritt eines Pferdes hatten und ein Rebhuhn so sicher unterbringen konnten, als ihre fröhlichen Väter. Diese waren von der berühmten alten „Gentry" des Landes, Leute, welche zwischen den adeligen Eigenthümern zahlloser Aecker und den Hüttenbewohnern standen, die ihre Nachbarn waren; Etwas von dem Blute der großen Grafschaftsfamilien war in ihnen und mit einem Mylord als Vetter hatten sie ein ganzes Dorf zu Freunden und guten Bekannten. Weise, lustig, ein wenig rauh und roh zu Zeiten, aber immer nützlich war die landbegüterte Gentry jener Zeit, etwa das – aber ohne adelig zu sein – was die kleinen Landedelleute in unserm Vaterlande sind. Herr Fielding gibt uns eine lebendige Skizze derselben in seinem Roman von „Tom Jones, dem Findling,"[352] in den beiden würdigen Nachbarn Squire Allworthy und Squire Western, von denen der Eine unaufhörlich damit beschäftigt ist, Leute glücklich zu machen, während der Andere – offenbar ein viel treueres Bild seiner Zeit – ebenso unaufhörlich auf die Jagd reitet, flucht und sich mit seinen Pastoren betrinkt.

Unter solchen Bildern aus alter Zeit kommt der Fremde nach Canterbury und zu dem West-Thor (*Westgate*), dem einzigen, welches noch stehen geblieben auf der Straße, die von London hereinführt und durch dessen gothischen Bogen aus dem 14. Jahrhundert schon damals die Canterbury-Pilgrime einzogen, – er voran, den wir eben geschildert haben, der „Squire", mit einer eigenen Art von Kappe auf dem Kopfe und mit einem mächtigen Rappier[353] an der Seite, der „Yeoman"[354] mit einem langen Spieß über der Schulter, der gottesfürchtige „Priester", mit einem ungeheuern Kragen angethan, die „Priorin" mit verschleiertem Haupte, die lustige „Frau von Bath", der „Koch" und der „Advokat" – alle beritten auf stattlich gegürteten Pferden mit Muschelzäumen und reich verbrämten Decken. Denn hochberühmt als Wallfahrtsort war Canterbury in jenen katholischen Jahrhunderten. Hier, in seiner eignen Kathedrale, war Thomas a Becket[355] ermordet worden, am Altare, auf einer Steinplatte, die noch heute die Flecken seines Blutes zeigt. In dem Kampf der Kirche gegen den Staat, welcher das Mittelalter kennzeichnet, war er fast der letzte Kämpfer von Bedeutung gewesen. Denn Gregor VII.[356] war lange todt und der Papst Alexander[357] war im französischen Exil. Aber auf englischem Boden hätte sich das Schauspiel von Heinrich IV.[358] und dem Schloßhof von Canossa[359] wiederholen sollen. Nur daß Heinrich II.[360], der König von England damals, der erste Plantagenet, aus anderm Stoffe war, härter, eiserner, jünger dabei, nicht blos von Jahren, auch im Blute, als jener Vorletzte des erlöschenden fränkischen Kaiserhauses, der in Acht und Bann der Kirche starb. Heinrich II. hat den Grund gelegt, den Anfang gemacht zu jener frühen und vollständigen Befreiung Englands von dem katholischen Joche. Er begriff den eigentlichen Kernpunkt des Kampfes und gab die Parole zu rechter Zeit aus: entweder Krone oder

---

[352] Siehe hierzu S. 23, Anm. 72.

[353] Rapier, frz. rapière, urspr. ein Schwert, das lediglich zur Garderobe getragen wurde, also ein Zierdegen; später allg. für ein leichtes Schwert mit Korb verwendet.

[354] „Freibauern", kleine Landbesitzer. Seit den Zeiten der napoleonischen Kriege auch milizartige Freikorps, denen der Adel und das Besitzbürgertum als Offiziere vorstanden. Sie wurden im 19. Jhd. vor allem innenpolitisch eingesetzt.

[355] Thomas Becket (1118–1170; ermordet), zunächst Lordkanzler Englands, dann von 1162 bis 1170 Erzbischof von Canterbury.

[356] Gregor VII. (ursprüngl. Hildebrand von Soana; zw. 1025 u. 1030–1085), seit 22. April 1073 Papst.

[357] Alexander III. (vermutl. Rolando Bandinelli; ca. 1100 o. 1105–1181), seit 7. September 1159 Papst.

[358] Heinrich IV. (1050–1106), ab 1053 Mitkönig, ab 1056 römisch-deutscher König und von 1084 bis zu seiner Abdankung am 31. Dezember 1105 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

[359] Der berühmte „Gang nach Canossa" des dt. Königs Heinrich IV. (s. o.) 1077, um von Papst Gregor VII. (siehe S. 86, Anm. 356) den Widerruf seiner Exkommunikation zu erlangen.

[360] Heinrich II. (engl. Henry II bzw. Henry Plantagenet; 1133–1189), seit 1150 Herzog der Normandie, ab 1151 Graf von Anjou, ab 1152 Herzog von Aquitanien und seit 1154 König von England.

Mitra! Thomas a Becket war ganz *sein* Geschöpf – bevor er der übermüthige Prälat geworden, war er ein City-Knabe von ganz bescheidenem Herkommen gewesen. Aber ein genialer Knabe, unermüdlich in seinen Studien, der sich bald bemerklich machte. Durch Heinrichs Gunst stieg er zu seinem Kanzler empor – etwa das, was man heute einen Premierminister nennen würde. Ein Weltmann war er dabei, hielt eine verschwenderische Tafel, ein glänzendes Gefolge, zahllose Diener und Pferde und unterstützte den König in seinen Bestrebungen *gegen* die Hierarchie, bis er Erzbischof von Canterbury und Primas von England geworden. Da kehrte er den Spieß um, gegen den *König*. Und einen harten Widersacher, hart wie er selber, hatte der König an ihm. Acht Jahre dauerte der Kampf, abwechselnd mit Verbannung und Achtserklärung. Fitzstephen[361], der Historiker des Erzbischofs, und nach ihm Hume[362], erzählen das Ende folgendermaßen: „und der König selbst, welcher heftig erregt war, brach in einen Ausruf gegen seine Diener los, deren Mangel an Eifer, sagte er, ihn so lange den Unternehmungen dieses undankbaren und herrschsüchtigen Prälaten hätte ausgesetzt gelassen. Vier Herren von seinem Hofhalte, Reginald Fitz-Urse[363], William de Traci[364], Hugh de Moreville[365] und Richard Brito[366], welche diese leidenschaftlichen Ausdrücke als einen Wink für Becket's Tod nahmen, theilten sogleich ihre Gedanken einander mit, und schwörend, den Streit ihres Fürsten zu rächen, entfernten sie sich heimlich vom Hofe" (welcher damals, wie dies in den normannischen Zeiten zuweilen vorkam, innerhalb der französischen Besitzungen, zu Bayeux, gehalten ward). „Drohungen, welche sie hatten fallen lassen, gaben einen Argwohn ihrer Absicht; und der König sandte ihnen einen Boten nach, ihnen anbefehlend, daß sie Nichts gegen die Person des Primas unternehmen sollten. Aber diese Befehle kamen zu spät an, um ihr verhängnißvolles Vorhaben zu verhindern. Die vier Mörder, obgleich sie verschiedene Wege nach England einschlugen, kamen doch fast zu derselben Zeit in Saltwood bei Canterbury an, und nachdem sie sich dort mit einigen Helfern vereinigt hatten, eilten sie in großer Hast nach dem erzbischöflichen Palaste. Sie fanden den Primas, welcher sich gänzlich auf die Heiligkeit seines Charakters verließ, sehr unzulänglich bewacht; und obgleich sie viele Drohungen und Vorwürfe gegen ihn ausstießen, so war er doch der Furcht so unfähig, daß er, ohne irgend welche Vorsicht gegen ihre Gewalt anzuwenden, sogleich nach der Kirche des heil. Benedikt[367] ging, um die Vesper zu hören. Sie folgten ihm dahin, griffen ihn vor dem Altar an und nachdem sie sein Haupt gespalten hatten, zogen sie sich zurück, ohne Widerstand gefunden zu haben. Dies war das Ende von Thomas a Becket."[368] –

Aber nur sein weltliches. Denn die Kirche hatte ein anderes Schicksal für ihn in Bereitschaft. Er war als Märtyrer für sie gefallen, und sie machte ihn zum Heiligen; ja, sie zwang den Monarchen, zu seinem Grabe zu wallfahrten. Auf spirituellem Gebiete mochte sie ihren Triumph proklamiren: in der Wirklichkeit hatte sie verloren. Mit Thomas a Becket war die Kirche von Rom in England für alle Zeiten zertreten worden, und seinem Sturz hatte es die Zukunft zu danken, daß es keinen katholischen Theil von England geben sollte, wie es einen katholischen Theil von Deutschland gibt. –

Freilich, das währte noch vierhundert Jahre. Denn zwischen Ursache und Wirkung ist oft ein langer Zwischenraum in der Geschichte. Zwei Jahre nach seiner Ermordung wurde Becket kanonisirt und wurde der populärste von allen Heiligen. Am 7. Juli 1220 wurde der Leichnam des Heiligen unter großen Festlichkeiten in der Kapelle beigesetzt, die fortan ihm gewidmet war und blieb bis zur Reformation –

---

[361] William Fitzstephen († ca. 1191), Kleriker und Vertrauter von Thomas Becket (siehe S. 86, Anm. 355), der in den 1170er Jahren die Biographie „Vita Sancti Thomae" verfaßte.

[362] Der schott. Philosoph, Ökonom und Historiker David Hume (1711–1776) behandelt Thomas Becket (siehe S. 86, Anm. 355) vornehmlich in den ersten beiden Bänden seines insgesamt sechs Bände umfassenden Geschichtswerks "The History of England from the Invasion of Julius Caesar to the Revolution in 1688" (London: A. Millar 1754-1761).

[363] Sir Reginald FitzUrse (1145–1173).

[364] Sir William de Tracy († ca. 1189).

[365] Sir Hugh de Morville († ca. 1202).

[366] Sir Richard le Breton (Lebensdaten unbekannt).

[367] Der Einsiedler, Abt und Ordensgründer Benedikt von Nursia (ital. Benedetto di Norcia; ca. 480–547).

[368] Frei zitiert nach dem 2. Bd. der von Gebhard Timaeus (1764–1830) übersetzten Ausgabe von David Humes (siehe S. 87, Anm. 362) „Geschichte von England von dem Einfalle des Julius Cäsar bis auf die Revolution im Jahre 1688. […]. (Lüneburg: Herold u. Wahlstab 1807), S. 161f.

„die Kapelle des heil. Thomas, des Märtyrers“. Der päpstliche Legat und die Erzbischöfe von Canterbury und Rheims trugen auf ihren Schultern den Sarg in den Heiligenschrein. Der 7. Juli wurde fortan der Tag des Heiligen, und der Schrein, in dem er ruhte, blieb Jahrhunderte lang der Zielpunkt großer und berühmter Wallfahrten aus aller Herren Länder.

Von der Hauptstraße der Stadt, High-Street (so heißt fast in jeder Provinzialstadt von England die Hauptstraße), führt ein schmales, alterthümliches Gäßchen, Mercerylane, zu dem Platze der Kathedrale. In diesem Gäßchen versammelten sich in jenen alten Zeiten die zahlreichen Pilgrime, welche von allen Gegenden nach Canterbury zum Feste des Heiligen strömten, wie der alte Chaucer singt, der die Pilgerschaft in seinem unsterblichen Gedichte gefeiert:

Aus jeder Grafschaft zogen sie
In Engelland nach Canterbury,
Um durch des Heil'gen Nähe zu genesen,
Der ihnen half, so oft sie krank gewesen.[369]

Hier nun, sobald man aus dem Gäßchen herausgetreten, steht die Kathedrale vor dem Beschauer in ihrer ganzen mittelalterlichen Pracht und Herrlichkeit. Ihre viereckigen Thürme in der That sind überall sichtbar, so lange man einen Blick von Canterbury hat; der Reisende sieht sie, wenn er auf der Eisenbahn von Dover nach London fährt, eine Erinnerung an das mönchische England, wie das Kastell von Dover ihm eine gewesen an das feudale England. Die Kathedrale ist der vorherrschende Zug in dem Bilde von Canterbury, und wo immer man auch stehen mag in den Straßen oder der Umgebung dieser Stadt: sie bleibt uns gegenwärtig, wie ein ernster und feierlicher Gedanke. Der Grundstein dieses heiligen Gebäudes ist unter Wilhelm dem Eroberer[370] gelegt worden – so weit zurück, bis in’s 11. Jahrhundert, reicht ihre Entstehung; aber ihre hervorragende Bedeutung erhielt sie erst durch das Märtyrerblut des heil. Thomas, das in ihr geflossen. Könige machten ihr Schenkungen, das Volk opferte hier seinen Sparpfennig, und die Erzbischöfe, wie sie einander folgten, hatten reichliche Mittel, um das herrliche Werk, welches die Zeit überdauern soll, zu fördern und zu vollenden. Aus den verschiedensten Jahrhunderten stammen die einzelnen Theile, aus jenen Jahrhunderten, die für die nationale Baukunst das klassische Alter gewesen. Da her das Ganze in seiner hehren Gestalt den Charakter des Mannichfaltigen trägt, innerlich gebunden durch den Einen Geist, welcher damals das Höchste in seinen steinernen Gedichten zu feiern liebte, in jenen Domen, deren Thürme sehnsuchtsvoll zum Himmel emporzustreben scheinen. Solch ein Geist lebt in den dunkeln Gängen und hohen Hallen, in die der Fremde tritt, für einen Augenblick vergessend, indem ihn die Stille und Heiligkeit des Ortes anweht, daß er nur gekommen ist, um zu schauen. Zuweilen, mitten auf unsern Wanderungen, überkommt uns solch ein Gefühl der Andacht vor Dem, was gewesen: so gut in einer Kirche, als auf einem Kirchhofe oder in einem alten Hause, dessen Geschlechter dahingegangen sind.

Der Chor der Kathedrale ist von einer imposanten Wirkung, wenn man seine Pfeiler, seine Bögen zuerst erblickt und unter seine Wölbung tritt, wie unter die Wölbung eines Eichenhaines, denen der germanische Heimathsgeist diese Art zu bauen abgelauscht hat. Er ist in anglo-normannischem Styl, welcher sich von unserer Gothik wesentlich nicht unterscheidet. Es sind dieselben germanischen Grundelemente in beiden. Auf der Nordseite der Kathedrale sind die Kreuzgänge, das Kapitelhaus und die Reste des erzbischöflichen Palastes. Die Schatzkammer befindet sich in einem viereckigen Thurme von anglo-normannischer Bauart am östlichen Ende, und hier, vor der Aufhebung des katholischen Glaubens, wurden der Hirtenstab Becket’s und die zahlreichen Reliquien niedergelegt, welche noch

[369] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[370] Wilhelm der Eroberer, auch Wilhelm der Bastard genannt (frz. Guillaume le Conquérant; engl. William the Conqueror; 1027/28–1087), seit 1035 als Wilhelm II. Herzog der Normandie und ab 1066 als Wilhelm I. auch König von England.

Erasmus[371] beschrieben. Im Schiff, in den Flügeln und der Krypta liegt ein König von England[372], eine Königin[373], ein Prinz von Wales[374], Kardinäle und alle Erzbischöfe von 1162 bis 1502 begraben – eine lange Reihe von Männern, nun zu Staub geworden, aber in ihrer Zeit für groß erachtet und herrlich und heilig. Viel steinerne Figuren mit der Mitra auf dem Haupte, mit Gesichtern, als ob sie schliefen, mit gefalteten Händen, ruhen hier unter den Pfeilern, in der Dämmerung, die durch gemalte Scheiben fällt. Man empfängt hier kaum den Eindruck des Todes – aber man wandert hier in einer andern Welt, in einer, die zu Stein geworden. Stein ist Alles: Stein der Boden, Stein die Decke, Stein das Leben selber. Mein längster Aufenthalt war vor dem Grabe des schwarzen Prinzen – jenes Unerschrockenen, Lebenslustigen, Siegesfrohen, den die Sage, das Volk und Shakespeare[375] lieben. Er war ein Prinz von Wales und derjenige, der zu dem stolzen Titel das stolze Emblem gewann: den Stirnreifen mit den Straußenfedern und der deutschen Devise: „Ich dien!“ Das war in der Schlacht von Crecy[376], ruhmreichsten Andenkens für England, wo er die Truppen und Heeresvölker seines königlichen Vaters, des dritten Eduard[377], zum Siege führte auf französischer Erde. Da, nach gewonnener Schlacht, fand er erschlagen den König von Böhmen[378], der seinem Vetter von Frankreich[379] zu Hülfe gezogen war. Von dem Haupte des Gefallenen nahm er dessen Stirnschmuck – jenen Goldreifen, dessen deutsche Inschrift den Träger als einen Vasallen des Kaisers deutsch-römischer Nation[380] bezeichnete. Auf die schwarzen Locken – nach denen das Volk ihn nannte – drückte da der ritterliche Prinz den goldenen Reifen mit Spruch und Federn, die nachher allen Prinzen von Wales in ihrem Wappen bis auf diesen Tag verblieben sind. –

Dieser Prinz ist noch immer der Liebling des englischen Volkes und das Buch aus alter Zeit, welches seine Kriegsthaten, seine Liebesabenteuer und seinen frühen Tod erzählt, ist noch heute, neu gedruckt „in diesem Jahre“, zu finden in all’ jenen Läden Londons und der Landstädte, welche mit Aepfeln, Honigfladen und Balladen handeln, unter dem Titel: „Geschichte von Eduard, dem schwarzen Prinzen, zusammen mit der Eroberung von Frankreich“. Einen interessanten Theil desselben, und derjenige, welcher am populärsten ist, bildet des Prinzen Liebesgeschichte mit Johanna (*Joan*), „dem schönen Mädchen von Kent“[381]. Der alte Chronist beschreibt das Paar folgendermaßen: „Er, die Glorie seines Geschlechtes wegen seiner kriegerischen Thaten und aller fürstlichen Tugenden; und sie, die Blume des ihrigen, wegen einer höchst überraschenden Schönheit.“[382] – Auf ihrer Rückkunft von der Normandie, so erzählt das alte Buch, wurden der König und sein Sohn von Wales mit einem großen Bankett zu Dover begrüßt. Das „schöne Mädchen von Kent“ ist gegenwärtig und der Prinz, bezaubert von ihrer Schönheit, kann sein Auge nicht abwenden. Der Prinz, welcher seinen Vater durch eine zu offene Kundgebung seiner Leidenschaft zu erzürnen fürchtet, reist mit dem königlichen Zuge ab, unterwegs aber stiehlt er sich fort und eilt nach Dover zurück, wo er um eine heimliche Zusammenkunft mit Joan

---

[371] Erasmus von Rotterdam (niederl. Desiderius Erasmus; ca. 1467–1536), z. B. in seiner „Peregrinatio Religionis Ergo“ (Basel 1526).

[372] Heinrich IV. (engl. Henry IV; ca. 1366–1413), seit 1399, nachdem er Richard II. (1367–1400; ermordet) entthront hatte, König von England.

[373] Johanna von Navarra (span. Juana de Navarra; engl. Joan of Navarre; ca. 1370–1437), seit 1403 Queen Consort von England.

[374] Edward of Woodstock (eigentl. Edward Plantagenet; 1330–1376), seit 1343 2nd Prince of Wales und von 1362 bis 1372 Herzog von Aquitanien.

[375] William Shakespeare (1564–1616).

[376] Besagte Schlacht vom 26. August 1346, in der die Blüte des frz. Adels fiel, markierte den Anfang des „Hundertjährigen Krieges“ zwischen England und Frankreich auf dem europ. Kontinent.

[377] Siehe hierzu S. 9, Anm. 14.

[378] Johann von Luxemburg, genannt der Blinde (tschech. Jan Lucemburský; 1296–1346), seit 1311 König von Böhmen, Markgraf von Mähren, Graf von Luxemburg und von 1311 bis 1335 Titularkönig von Polen.

[379] Philipp VI. (frz. Philippe VI; 1293–1350), seit 1328 König von Frankreich.

[380] Siehe hierzu S. 212, Anm. 863.

[381] Joan of Kent (auch Joan Plantagenet, Joan of Woodstock, the Fair Maid of Kent; 1328–1385), seit 1352 4th Countess of Kent und 5th Baroness Wake und ab 1361 Princess of Wales und von Aquitanien.

[382] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

nachsucht, welche sie ihm auch bewilligt. In einer „kühlen Laube“ gesteht er seine Leidenschaft und die Liebenden geben sich das Wort der Treue. Staatsgeschäfte rufen den Prinzen nach Frankreich zurück, aber er unterhält einen Briefwechsel mit seiner schönen Herrin, welchen das alte Buch auch getreulich mittheilt. In einem von ihren Briefen ermahnt die Holde den theuern Mann, „sich in Acht zu nehmen und um ihretwillen sich keiner Gefahr auszusetzen.“ Diesen guten Rath scheint der Prinz befolgt zu haben, denn bald darauf kommt er im Triumph nach seinen vaterländischen Küsten zurück, der König, in einem Anfall von guter Laune, nimmt Joan als Schwiegertochter an und so schließt die Geschichte – wie jeder gute Roman soll – „mit der Heirath“. – Es schadet der Romantik des alten Buches nicht viel, daß die historische Kritik ein weit verschiedenes Bild von dem schönen Mädchen von Kent entwirft, – daß sie nicht ein „überschäumendes junges Ding“ gewesen, wie das alte Buch es will, sondern eine Wittwe mit vier Kindern, und Alles in Allem beinahe das Ideal jenes andern Prinzen von Wales hätte sein können, jenes, dessen unsere Zeitgenossen sich noch recht wohl als des „feinsten Herrn in Europa“ erinnern, des nachmaligen Georg IV.[383], dessen Wahlspruch in Bezug auf das schöne Geschlecht gewesen: „fett, vergnügt und vierzig.“

Nun – da liegt er in der Kathedrale von Canterbury begraben, in dem Boden, den er liebte, in der Stadt, in welcher er gestorben – es sind nun bald fünfhundert Jahre, ein halbes Jahrtausend. Auf seinem Sarkophage ausgestreckt ruht seine Figur von vergoldetem Erz, vollständig bewaffnet, mit einer Krone auf dem Haupte, aus welcher die Steine gebrochen, mit geschlossenen Händen, aus welchen Cromwell[384] („der Frevler“ sagt mein Guide-Book) das Schwert gestohlen. Ueber ihm von der Wölbung herab hängen seine Trophäen – seine Handschuhe, vergoldet, aber schwarz geworden von der Farbe der Zeit, sein Panzer, mit Leinen gefüttert und gestickt mit Gold – fünfhundert Jahre alt, ein halbes Jahrtausend! Und eine Inschrift in dem Normanno-Französisch jener Zeit sagt:

„Hier liegt der sehr edle Prinz Eduard, ältester Sohn des sehr edlen Königs Eduard III., Prinz von Aquitanien und Wales, Herzog von Cornwall und Earl von Chester, welcher starb auf dem Sonntag nach Trinitatis, den 8. Juni 1376. Der Seele desselben gewähre Gott Gnade. Amen.“[385]

Und nun wollen wir noch ein Wort hinzufügen über den Erzbischof von Canterbury, welcher noch heute die vornehmste Person in England nach dem königlichen Hause ist. Er ist „*Primas Regni*“ (*Primate of all England*), der Primas von ganz England, während der von York nur Primas von England ist. Er ist der erste Peer des Reiches, daher er auch sogleich nach den Prinzen von Geblüt seinen Rang hat und allen Herzogen und vornehmen Kronbedienten vorgeht. Er hat das Vorrecht, sich acht Kapläne zu halten, während ein Herzog nur sechs haben darf. Sein Titel ist: *Your Grace* (Ew. Gnaden) und „*most reverend father in God*“ (hochwürdigster Vater in Gott). Er schreibt sich „von Gottes Gnaden“ (*by divine providence*, *Divina providentia*) und empfängt auch diese Titel vom Könige. Er krönt die Könige und Königinnen von England im Westminster und 21 Bischöfe stehen unter ihm. Der Bischof von London ist sein Provinzial-Dechant, der Bischof von Winchester sein Unterdechant, der Bischof von Lincoln sein Kanzler und der von Rochester sein Kaplan. Seine jährlichen Einkünfte belaufen sich auf mehr denn 100,000 Thaler und seine Stadtresidenz in London ist der Palast von Lambeth, jener stattliche Bau in der frühen englischen Gothik, den Parlamentshäusern gegenüber, auf dem rechten Themseufer, den der Fremde mit Recht bewundert, wenn er auf einem von den Themseböten an seinen Grundmauern vorüberfährt.

Ein solcher Mann ist der Erzbischof von Canterbury – und zu denken, daß der Geringste aus dem Volke durch Gelehrsamkeit, Gottesfurcht und persönlichen Werth sich zu diesem Platze, welcher dicht hinter den Königen von England ist, emporarbeiten kann: das erfüllt uns auf’s Neue mit Achtung und Ehrfurcht vor der Verfassung dieses Landes, welches zwar streng hält an den Vorrechten der Geburt,

---

[383] Georg IV. August Friedrich (engl. George IV; 1762–1830), seit 1811 Regent und ab 1820 König des Vereinigten Königreichs Großbritannien und Irland sowie König von Hannover.

[384] Siehe hierzu S. 50, Anm. 217.

[385] « Cy gist le noble Prince, Monsieur Edward, aisnez Fils du tres noble Roy Edward Tiers, jadis Prince d’Aquitain et de Galles, Duc de Cornwaille, et Compte de Cestre; qui morust en la feste de la trinité le VIII jour de Juin, l’an de grace mil trois cenz septante sisme. l’Alme de qui Dieu eit mercie. Amen. »

aber daneben auch diejenigen des Geistes und Verdienstes in weltlichen sowie geistlichen Dingen wohl anzuerkennen weiß.

Aber fast zu lange schon bei dem letzteren haben wir verweilt. Und doch ist Canterbury im eminentesten Sinne die geistliche, die erzbischöfliche Stadt. Ihr mittelalterlicher Charakter, mitten in der Zeit, in der wir und ihre Einwohner leben, kann gar nicht anders verstanden werden. So viele Kirchen, so viele Klosterreste sind übrig geblieben, die nun, nicht wie sein Abbild, sondern wie das Mittelalter selber in dieses Jahrhundert hineinragen. So viele Abtei- und Priorei-Höfe, so viele Thorwege, so viele Thürme! Kirchen aus jedem Jahrhundert, von den frühesten nach kirchlicher Rechnung angefangen. Die ersten christlichen Briten, die Sachsen, die Normannen haben der Stadt ihre kirchlichen Monumente hinterlassen. Da ist auch eine, von all' diesen alten Kirchen die älteste, in einer Vorstadt von Canterbury, die Kirche des heiligen Martin, von einigen Christen der römischen Armee erbaut, welche Britannien dem fernen Rom unterjochte. Diese Kirche, in welcher die gute Königin Bertha[386] einst betete und darin begraben ward, sieht den Fremden mit jenem Blick an, den das Herz versteht – ernst und traulich, als ob man wünschen sollte, einst hier auch ruhen zu dürfen, als ob sich's hier heiliger ruhte unter den uralten Eichenbäumen und den zeitgebeugten Mauern, welche ganz von Epheu umhüllt sind. Und so viele Hospitäler und Armenhäuser sind da – das des heiligen Johann und das des heiligen Nicholas von Harbledown, hochgeehrt in den Pilgertagen von Canterbury und noch heut mit seinem Epheu und wilden Mauerblumen, mit seinen grauen Steinen, seinen Rissen und Sprüngen in hohem Grade malerisch, wenn man es aus den Schluchten des Hohlwegs betrachtet, welcher einst die Straße nach London war. –

Aber die Stadt selbst hat diesen Charakter, – die Giebelhäuser, die engen Straßen, die Winkelgassen, obgleich sich nun mit ihnen auch der Eindruck des soliden Reichthums und der Behaglichkeit des Lebens mischt, für welche Kent berühmt ist. Und eine andere Erinnerung wird in mir lebendig, indem ich im Geiste noch einmal an diesen altmodigen Gebäuden dahingehe, durch die Straßen, welche voll sind von dem warmen Augustsonnenschein und Schatten, von dem Gedränge der Menschen und dem bunten Marktgewühl des Vormittags – eine Erinnerung von ganz anderer Art, aber mir nicht minder werth. Denn welcher lesende Mann unserer Zeit könnte in Canterbury sein, ohne an den Roman zu denken, dessen rührendste Scenen in dieser Stadt liegen, und an den Verfasser desselben – an David Copperfield und Charles Dickens? Mit dem ihm eigensten Zauber von Wehmuth und Humor hat er für mich jedes dieser Häuser umkleidet – auch das dort, das „sehr alte Haus, welches sich über die Straße vorneigt; ein Haus mit langen, niedrigen Gitterfenstern, welche sich noch weiter vorneigen und Balken mit geschnitzten Köpfen an den Enden, welche sich auch vorneigen, so daß ich mir einbildete, das ganze Haus lehne sich vorwärts, um sehen zu können, wer auf dem engen Pflaster darunter vorübergehe."[387] Dieses ist ein ächtes Canterbury-Haus, und kann als ein Muster für alle andern gelten; und in diesem besondern, mit seinem altmodigen Messingklopfer, seiner niedrigen Bogenthür und Ecken und Winkeln und Schnitzereien und seltsamen kleinen Glasscheiben und noch seltsameren kleinen Fenstern („obwohl so alt wie die Berge, doch so rein wie der Schnee, der jemals auf die Berge fiel"[388]) hat die blonde Agnes gewohnt – jenes stille Geschöpf mit der liebenden Seele, welche den Helden des Romans beglückte, als er krank war von all' den falschen Freuden und Täuschungen der Welt; als seine erste Liebe gestorben war – die kleine Dora, dieses Kind von einem Weibe, welches lieben konnte, aber doch nur wie ein Kind, und ihren Hund ebenso liebte, wie ihren Mann, und den Tod ihres Hundes nicht überlebte.

Tausend Erinnerungen werden in mir wach, jetzt, wo ich an Agnes und an Canterbury denke und daran, ob der Mann jemals seine erste Liebe vergessen kann? Aber solch' eine Liebe, die Nichts ist als ein Gefühl, ohne den Hintergrund des wirklichen Lebens und Nichts in sich hat von der hülfreichen Kraft, die das wirkliche Leben verlangt: sie kann nur ein Jugendrausch sein, ein Traum, der mit der

---

[386] Die Hl. Bertha bzw. Hl. Aldeberge (ca. 565–ca. 601), Königin von Kent, die wesentlichen Anteil an der Christianisierung der Angelsachsen hatte.

[387] Hier handelt es sich wohl um eine eigene Übersetzung Rodenbergs (siehe hierzu S. 27, Anm. 92) aus Dickens „David Copperfield" (siehe S. 85, Anm. 350), da diese Formulierung einerseits im Detail von allen zeitgenössischen Ausgaben abweicht, andererseits aber genau so auch in späteren Veröffentlichungen obengenannten Autors (z. B. 1866 im „Deutschen Museum", S. 16 und 1872 in dessen „Studienreisen in England", S. 17) vorzufinden ist.

[388] Siehe S. 91, Anm. 387.

Jugend entschwinden muß. Glücklich Derjenige, der dann gleich unserm Helden in irgend einem abgeschiedenen Hause, gleich diesem von Canterbury, ein Wesen findet mit einer stillen, starken Seele, um ihn empfinden zu lassen, daß die erste Liebe nicht immer die wahre gewesen, welche das Leben von denen fordert, die es gemeinsam in Lust und Leid ertragen wollen.

Spät in der Dämmerung verließ ich Canterbury. Das letzte Bild der schwindenden Stadt, wie es das erste gewesen, war die Kathedrale, welche sich mit dem feinen Spitzenwerk ihrer Thürme und dem grauen Gemäuer ihres Längenschiffs klar gegen den hellen Sommerabendhimmel abzeichnete. Und was Dickens von der Kathedrale sagt, das möchte ich jetzt, wenn ich jenes Tages gedenke, auf ganz Canterbury anwenden: „Der erdige Geruch, die sonnelose Luft, die Empfindung, daß die Welt ausgeschlossen sei, das Dröhnen der Orgel durch die schwarz- und weißgewölbten Gallerien und Flügel sind Schwingen, die mich zurücktragen und mich schwebend halten in einem halbschlafenden und halbwachenden Traume.“[389] –

Julius Rodenberg.[390]

[389] Siehe hierzu S. 91, Anm. 387.

[390] siehe hierzu S. 27, Anm. 92.



CANTERBURY

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 108-111.

Cherbourg[391].

„Zwing-England" würde der Name dieser französischen Seefestung sein, wenn es noch Mode wäre, ein solches Kind beim rechten Namen zu nennen. Da der Zweck dieses großartigen Hafenbaues indeß schon so oft unverhohlen ausgesprochen worden ist, als eben der alte Erbhader zwischen Franzosen und Engländern sich auf der Weltbühne breitmachte, so ist längst jener Name zur Sache nicht mehr nöthig.

Die Anerkennung der Wichtigkeit dieses Platzes gehört der neuern Zeit an. Vor etwa 170 Jahren gab ein damaliger Geograph eine kurze Beschreibung von Cherbourg, die uns den Kontrast mit dem heutigen Bilde desselben am klarsten vor Augen bringt. Sie lautet: „Cherbourg, von den Lateinern *Caesaris Burgum* genannt, weil sie Julius Cäsar[392] solle erbauet haben, ist eine Stadt und Schloß in dem Constantinischen Gebiet, und von König Carln dem VII.[393] Anno 1449[394] denen Engelländern abgenommen worden, als er sie aus Frankreich verjaget, deswegen dann jährlich den 12. Augusti eine general Procession bey allen vornehmsten Kirchen in der Normandie gehalten wird. Vor dieser Stadt liegt eine reiche Abtey, St. Augustini Ordens. Und hat es allhier auch einen kleinen Hafen oder Port, darein die Schiffe, bey anlauffendem Meer-Wasser, gelangen können".[395]

Aus diesem „kleinen Hafen oder Port" ist seit 1783 bis 1857 mit einem Aufwand von über 190 Millionen Francs ein Bollwerk geworden, mächtig genug, um von den Franzosen „der Schlüssel des Kanals" genannt und selbst von den Engländern als solcher mit besorgten Augen angesehen zu werden.

---

[391] Lat. Coriallo bzw. Coriovallo; seit 1. Januar 2016 Cherbourg-en-Cotentin.

[392] Gaius Iulius Caesar (100–44 v. Chr.; ermordet).

[393] Karl VII. (frz. Charles VII; 1403–1461), seit 1422 König von Frankreich. Er vertrieb 1453 die Engländer endgültig aus Frankreich (bis auf Calais, das erst 1558 wiedererobert werden konnte).

[394] Recte: 1450, an eben diesem 12. August wurde Cherbourg als letzter der englisch besetzten Orte in der Normandie von den Franzosen im Zuge der Schlacht von Formigny zurückerobert. Zur Geschichte Cherbourgs siehe vor allem: https://fr.wikipedia.org/wiki/Histoire_de_Cherbourg.

[395] Die Quelle diente offensichtlich „M. Z. Topographiæ Galliæ, Oder Beschreibung und Contrafaitung des mächtigen Königreichs Franckreich, Achter Theil. Die fürnehmste und bekannteste Städte vnd Plätze in dem Herzogthum *Normandie*, fürgestellt." (Frankfurt a. Main: Caspar Merian 1657), S. 11f: „Cherebourg, Cherbourg, Ein fester Platz in dem Constantinischen Gebiet [nach Constantia, der alten Bezeichnung für Coutances], oder *Bailliage*, so die Lateiner *Cæsaris Burgum* vnd *Rueus*, eine Statt vnd Schloß, vom *Julio Cæsare* erbawet, nennen; der auch sagt, daß dieser Orth, amletzten, durch König Carlen, den Siebenden, Anno 1449 den Engelländern seye abgenommen worden, als er sie auß Franckreich verjagt habe: Deßwegen dann Jährlich, den 12. Augusti, ein General Procession, bey allen vornehmsten Kirchen in der Normandi gehalten werde. Es haben gleichwol die Engelländer damalen *Calais* noch behalten. Ausser den Mauren zu *Cherbourg* ligt eine schöne, vnd reiche Abbtey, S. *Augustini* Ordens. Vnd hat es allhie einen kleinen Hafen, oder Port, darein die Schiff bey anlauffendem Meer-Wasser, gelangen können." (s. hierzu Abb. S. 7-9).



Es ist eine ungeheure Summe, welche die verschiedenen französischen Regierungen schon seit Ludwig XIV.[396] auf diesen Kriegsbau verwendet haben; aber gerade die Beharrlichkeit, mit welcher seitdem königliche, republikanische und kaiserliche Herrscher an demselben festgehalten, deutet genügend an, daß er einem nationalen Gedanken dient, ein populäres Ziel verfolgt, und daß er deshalb in der Hand der Gewalthaber eines jener kostbaren Mittel ist, in Wechselfällen der innern Politik die Aufmerksamkeit der Masse auf einen äußern Punkt hinzulenken.

Trotz aller offiziellen Friedens- und Freundschaftsversicherungen und trotz des ernsten Strebens der Fortschrittsmänner aller Kulturvölker, die alten blutigen Kämpfe der Nationen in einen brüderlichen Wettstreit auf den Feldern Bildung und Wohlstand fördernder menschlicher Thätigkeit zu verwandeln, wird es in der Welt beim Alten bleiben, wird es nie gelingen, die eisernen Würfel des Kriegs in den Altarschrein eines ewigen Friedenstempels für immer zu vermauern. Ist doch selbst die stolze Behauptung der Friedensapostel, daß nur durch die Selbstsucht, Eitelkeit und Herrschgier der Dynastien die Flammen der Zwietracht zwischen den Ländern geschürt würden, in unsern Tagen doppelt zu Schanden geworden, wo sich in zwei Republiken gezeigt hat, daß religiöser und politischer Fanatismus auch den Völkern Schwert und Brandfackel in die Hand gibt: der Sonderbundskrieg in der Schweiz[397], der Sklavenkrieg in Nordamerika[398] sind zwei schlimme Zeugnisse dafür, daß selbst die höchste politische Freiheit nicht aus der Gewalt der Leidenschaften befreit, und daß nicht Fürstengebot allein die Völker gegeneinander hetzt.

Zu den gefährlichsten solcher Leidenschaften gehören Nationaleitelkeit und Nationalhaß; wer diese beiden zu nähren versteht, dessen Macht ist nicht zu ermessen. Kein Land der Erde hat dies glänzender gezeigt, als Frankreich, keine Nation kann von dem rothen Schimmer jener Leidenschaften in blindere Kampfgier versetzt werden, als die französische. Dafür sind aber auch keinem Volke die Ziele jener Leidenschaften eifriger fort und fort vor Augen gestellt worden und hat man nirgends die Vorbereitungen zum endlichen Schlag so beharrlich getroffen, als in Frankreich. Diese Ziele gehen nach zwei Richtungen und zwar den einzigen, von welchen seit Jahrhunderten Frankreich Gefahr drohen konnte. Nicht im Westen, nicht im Süden hat es einen Feind zu fürchten, hinter den Pyrenäen liegt ein armes Volk an seinem König- und Priesterthum darnieder, jenseits der Alpen schöpft ein Volk erst Athem, das lange genug darnieder lag, und rings am ganzen mittelländischen Meer ist kein Stärkerer, als es selbst. Dagegen winkt im Osten der Rhein mit unbezwinglichem Reiz, und kein Traum erfüllt jeden Franzosen mit größerem Stolz, als wenn er von der Landung in England träumt. Und diesem großen Nationaltraum zu Liebe sind an Cherbourg die vielen Millionen gewendet worden, und diese vielen Millionen werden wieder nicht wenig dazu beitragen, wenn der kühnste Traum Frankreichs endlich in Erfüllung geht.

Wir haben gesehen, daß in Frankreich so große Träume forterben von Generation zu Generation; von Ludwig XIV. erbten sie durch alle despotischen, revolutionären und reaktionären Regierungswechsel bis auf Napoleon III.[399] herab, und wie nicht er erst sie hervorzauberte, so werden sie auch nicht mit

[396] Ludwig XIV. hatte durch seine aggressive Außenpolitik letztlich den europäischen Großmachtstatus Frankreichs begründet. In diesem Zusammenhang ordnete er auch an, Cherbourg durch Sébastien Le Prestre, seigneur de Vauban (1633–1707) 1680/81 zum Kriegshafen ausbauen zu lassen, eine Unternehmung, die allerdings kurz darauf wieder einem „Rückbau" zum Opfer fiel und ernsthaft erst wieder unter Ludwig XVI. (siehe hierzu S. 98, Anm. 407) in Angriff genommen wurde.

[397] Schweizer Bürgerkrieg vom 3. bis zum 29. November 1847 zwischen den separatistischen kath. Kantonen Luzern, Schwyz, Uri, Zug, Ob- und Nidwalden, Freiburg und Wallis („Sonderbund") sowie den prot. Kantonen Zürich, Bern, Glarus, Solothurn, Basel Stadt und Landschaft, Schaffhausen, Appenzell-Außerrhoden, St. Gallen, Graubünden, Aargau, Thurgau, Tessin, Waadt und Genf, die den Sieg davontrugen und damit letztlich die Bundesverfassung vom 12. September 1848 durchzusetzen vermochten.

[398] Amerikanischer Bürgerkrieg zwischen den in der Konföderation zusammengeschlossenen Südstaaten South- und North-Carolina, Mississippi, Florida, Alabama, Georgia, Louisiana, Texas, Virginia, Arkansas, Tennessee, Missouri, Arizona und Kentucky sowie den in der Union verbliebenen übrigen (Nord-) Staaten der Vereinigten Staaten Amerikas von 1861 bis 1865, in dem die Nordstaaten letztlich den Sieg errangen und damit die Sklaverei endgültig abschafften.

[399] Louis-Napoléon Bonaparte (1808–1873), seit 20. Dezember 1848 Präsident der 2. Französischen Republik; am 2. Dezember 1852 wurde er dann als Napoléon III. zum Kaiser der Franzosen proklamiert.

ihm untergehen. Ja, wie seit den Befreiungskämpfen noch nie ein Rheinkrieg uns näher stand, als heute, ebenso kann die Landung in England noch unser Aller Erlebniß werden. Deshalb ist es wohl das Zweckmäßigste, unsere Abbildung von Cherbourg, das alsdann die Blicke der ganzen Welt auf sich lenken wird, mit einer flüchtigen Beschreibung seiner neuesten See- und Landbefestigungen zu begleiten.

Die Normandie streckt in ihrem Nordwesten eine große Halbinsel weit in den Kanal hinein und wie eine Drohfaust der Südküste von England entgegen. In der Mitte der Nordseite dieser Halbinsel Cotentin, die sich von der Pointe de Barfleur bis zum Kap de la Hague ausdehnt, ergießt sich das Flüßchen Divetto[400] in eine tiefe Bucht, und vor derselben, auf flachem, vom Meere angeschwemmtem Boden, landeinwärts von einer Reihe theils felsiger, theils waldgekrönter Hügel malerisch umgeben, liegt das alte bürgerliche und das neue militärische Cherbourg. Die alte Stadt schämt sich ihres Alters nicht, sie zeigt ihre normannischen Runzeln ohne Scheu, ihre hie und da verfallenen Häuser und engen, schlecht gepflasterten und nach Umständen auch sehr schmutzigen Straßen; Handel und Wandel gediehen doch leidlich in ihr, die Befestigungsarbeiten öffneten ihr reiche Quellen des Erwerbs und ihre Einwohnerzahl ist bis zu 36,000 emporgestiegen. Dieses alte Cherbourg hat an seiner Ostseite seinen besondern Handelshafen, der durch einen Kanal mit dem Meer verbunden ist, und auf der Westseite einen kleinen Winterhafen. An letzteren schließt sich im Nordwesten die neue Militärstadt an. Die Seeseite derselben bilden breite, mit Gebäuden bedeckte Kai's, während auf der Landseite die Befestigungen in einem Halbkreise von 1 ¼ Stunden Länge um die Stadt bilden, die noch besonders von einem Graben umgeben ist.



Karl X. von Frankreich
(siehe hierzu S. 97, Anm. 403).

Innerhalb dieses Raums befindet sich, die Hauptsache von Cherbourg, sein Kriegshafen[401], der aus drei großen, getrennten Bassins besteht. Von der Rhede oder dem Außenhafen gelangt man zuerst in den Vorhafen, der auch „Hafen Napoleons I.[402]“ oder kurzweg „Napoleonshafen“ heißt, weil er unter jenem Napoleon, der überhaupt dem ganzen Hafen seine dermalige Gestalt vorgezeichnet hat, noch im Jahre 1813 vollendet worden ist. Sein Bassin hat eine Länge von 900 Fuß, eine Breite von 750 Fuß, faßt 40 bis 50 große Schiffe und hängt mit der Rhede durch einen 206–530 Fuß breiten Kanal zusammen. Eine 130 Fuß lange und 58 Fuß breite Schleuße verbindet diesen Vorhafen mit dem nördlich davon gelegenen Fluthbassin, das unter Karl X.[403], im Jahre 1829, ausgebaut und deshalb auch „Hafen Karls X.“ genannt wurde. Es ist ebenfalls 900 Fuß lang und 700 Fuß breit. Westlich von demselben nimmt das jüngste Werk, der Hinterhafen oder „Bassin Napoleons III.“, an welchem von 1836 (als dem „Hafen Louis Philipps[404]“) bis 1858 gebaut worden ist, eine Fläche von 1300 Fuß Länge und 650 Fuß Breite ein und steht sowohl

---

[400] Recte: Divette.

[401] Siehe hierzu vor allem: https://fr.wikipedia.org/wiki/Port_militaire_de_Cherbourg.

[402] Napoléon Bonaparte (1769–1821), ab 1799 erster Konsul der Französischen Republik, von 1804 bis 1815 als Napoléon I. Kaiser der Franzosen. Im Zuge des „Décret du 25 germinal an XI“ (15. April 1803), das die Invasion Großbritanniens vorsah, ließ er die Arbeiten am Kriegshafen noch im selben Jahr wiederaufnehmen. Besagter Vorhafen konnte am 27. August 1813 durch Kaiserin Marie-Louise geb. von Habsburg-Lothringen (1791–1847; von 1810 bis 1814 frz. Kaiserin) eingeweiht werden.

[403] Karl X. (frz. Charles X; 1757–1836), vom 16. September 1824 bis 2. August 1830 König von Frankreich. Die Einweihung am 25. August 1829 (Patrozinium des Hl. Ludwig!) erfolgte durch den Bourbonen-Dauphin Louis Antoine d'Artois, duc d’Angoulême (1775–1844). Der nach unbekannter Vorlage von Gustav Metzeroth (1809–1867) gefertigte Stich entstammt dem Verlagsprogramm von Joseph Meyer.

[404] Louis-Philippe (1773–1850), vom 9. August 1830 bis 24. Februar 1848 konstitutioneller König der Franzosen.

mit dem Vorhafen, als mit dem Außenhafen (Rhede) durch Schleußen in Verbindung. Er ist durchweg in Granitfelsen gehauen. Um diese drei Abtheilungen des Kriegshafens her reihen sich die riesigen Bauten, welche alle Erfordernisse einer großen Flotte herstellen oder aufbewahren, als da sind Werften und Zeughäuser, Magazine und Depots, Maschinenbauanstalten und andere große Werkstätten, Ketten- und Ankerschmieden; am Hinterhafen insbesondere finden wir die sogenannten Helgen, d. h. schräge und überdachte Ebenen, auf welchen Schiffe gebaut werden, und acht Wasserdocks, deren größtes 500 Fuß lang ist. Diesen Theil von Cherbourg zeigt uns unser Bild, das uns nun noch auf eine andere Merkwürdigkeit des Hafenbaues hinweist.

Es ist dies der den Außenhafen oder die Rhede begrenzende Wellenbrecher, ein Steindamm von 11,900 pariser Fuß[405] oder ungefähr eine halbe deutsche Meile[406] Länge, welcher die Rhede und dadurch Stadt und Hafen vor den von Norden herandrängenden Wogen schützt. Der Bau dieses Schutzdammes hat erst Millionen vergeblich verschlungen und viele Menschenleben gekostet. Begonnen ward er unter Ludwig XVI.[407] und zwar machte man den ersten Versuch mit ungeheuern, kegelförmigen Holzkästen, die, bei einer Höhe von 70 Fuß, am Boden 142 und oben 60 Fuß breit und lang waren. Diese Kästen, und zwar 18 an der Zahl, wurden mit Steinen gefüllt und dann in das zur Ebbezeit hier 30–40 Fuß tiefe Meer versenkt. Die Räume zwischen den Kästen füllte man mit losen Felsstücken und Steinen aus. Diese sogenannten „Cherbourger Kegel“ wurden jedoch gegen den Rath und Willen des Ingenieurkorps ausgeführt, und ebendeshalb geschah dies in so schlechter und gewissenloser Weise, daß sehr bald von den 18 Kegeln nur noch 8 aufrecht standen. Damit waren Millionen aus dem Staatsbeutel in’s Wasser geworfen. Vom Jahre 1789 an ersetzte man die umgefallenen Kegel durch einen Steindamm; schon 1792 berechnete man das auf diese Art verbaute Material auf 2,665,400 Kubikmeter; nach und nach erhob sich, der Damm in seiner ganzen Länge von einer Stunde aus dem Wasser, an dem stumpfen Winkel der beiden Flügel desselben stand das Fort Napoleon und noch außerdem war es mit schweren Batterien armirt. Und all diese Arbeit von 16 Jahren zerstörte der Sturm einer einzigen Nacht im Jahre 1807. Die empörten Wogen begruben Damm, Fort, Batterien, Arbeiter und Besatzung in der Tiefe des Meeres. Napoleon und die Bourbonen ließen die Arbeiten am Molo liegen, erst Louis Philipp nahm sie wieder auf. Doch verfuhr man nun anders. Man brachte auf den losen Steinhaufen eine Schicht hydraulischer Bindemittel und kleiner Kiesel (17 Fuß dick), und erst darauf errichtete man ein vertikales Mauerwerk von 36 Fuß Breite an der Basis und 30 Fuß Breite an der Spitze. Nach der Seeseite wurde der Fuß des hier im Winkel auslaufenden Molo durch Versenken von 200 Kub.-Fuß starken Blöcken von künstlichem Granit befestigt, auf welche man dann noch Felsstücke von 50–100 Centner Schwere niederließ. Aber auch dieses Werk wäre im Jahre 1836 fast einem Sturm erlegen und bedurfte neuer Verstärkung; gegenwärtig ist der Damm an der Basis 246 Fuß breit, oben, wo er mit behauenen Steinen übermauert ist, 92 ½ Fuß breit und 50 Fuß hoch und trägt als Befestigungswerke 2 Bastionen und 2 Forts. Sein Bau nahm im Ganzen nicht weniger als 66,862,000 Francs in Anspruch. Dafür haben nun allerdings hinter ihm 50 Linienschiffe und ebenso viele Fregatten Platz und Schutz, und das übrige Befestigungssystem zu See und Land, mit Benutzung der Inseln und Vorgebirge, ist ein solches Meisterstück der Kriegsbaukunst, daß man wohl annehmen darf, daß ein gewaltsames Eindringen in den Hafen auch der mächtigsten, zahlreichsten Flotte nur zum Verderben gereichen würde, so geschickt und wirksam sind die Kreuzfeuer aus hunderten von Kanonenrohren angelegt. Im Ganzen zählt man auf der Seeseite nicht weniger als 11 Forts, 2 Bastionen und eine Redoute, und auf der Landseite 7 Forts und 7 Redouten; von den Landforts ist das, von seinen Granitfelsen aus den Bahnhof beherrschende Fort de Roule für eine Besatzung von 10,000 Mann eingerichtet. Die Einweihung des fixundfertigen „Zwing-England“ geschah am 6. August 1858[408].

Es ist vielleicht manchem unserer Leser entfallen, wie eifrig im Jahre 1853 ein möglicher Krieg mit England und die Art desselben öffentlich besprochen wurde. „Es soll,“ so sagte man, „in Cherbourg

---

[405] 32,48 cm.

[406] Hier ist sicherlich die Preußische Meile zu 7,5325 km gemeint.

[407] Ludwig XVI. (frz. Louis XVI; 1754–1793; hingerichtet), von 1774 bis 1792 König von Frankreich. Nach 1776 aufgenommenen Planungen wurde 1784 schließlich mit dem Ausbau zum Kriegshafen begonnen.

[408] Recte: 7. August 1858 (in Anwesenheit des kaiserlichen Paares).

und in Brest eine Flotte zusammengehalten werden, theils zum Schutz, theils zur Deckung einer gelegentlichen Landung in England, im Allgemeinen soll aber der Krieg auf der atlantischen Seite ein Korsarenkrieg[409] werden.“ Und darin stimmten alle, vom Admiral bis zum Schiffbauer, überein. „Im Kanal,“ sagt ein Anderer, „brauchen wir rasche Schiffe mit Schrauben und geringem Tiefgang, so daß sie in jeden unserer Hafen an der atlantischen Küste einlaufen können. Sie sollten wahre Raubvögel sein, um über die feindlichen Schiffe herzufallen, wo sie solche treffen, und um nötigen falls mit Sicherheit entfliehen zu können.“ – Cherbourg und dieser französischer Seits so schwärmerisch gepriesene Korsarencharakter des England zugedachten Seekriegs sind für den Franzosen zwei ebenso unwiderstehliche Reizmittel, jenes durch die Siegeszuversicht, die es ihm einflößt, dieses durch die Aussicht auf Gewinn, – als sie dem Engländer alles Ernstes zu denken und – zu thun gegeben haben. Die schwimmenden Festungen Altenglands sind – trotz Freundschaft und Bündniß – seitdem gegen Frankreich allezeit auf der Wacht.

Fr. Hofmann.[410]

[409] Cherbourg diente bereits unter Napoléon I., nämlich seit ca. 1803, als Basis für Kaperschiffe.

[410] Der Coburger Redakteur und Schriftsteller Friedrich Hofmann (1813–1888), der vor allem für die „Gartenlaube“ schrieb, zählte auch zum engeren Bekanntenkreis von Friedrich Rückert (1788–1866). Als Chefredakteur der „Gartenlaube“, gehörte er gemeinsam mit seinem Verleger Ernst Keil (siehe hierzu S. 69, Anm. 299) dem demokratisch-fortschrittlich gesinnten „Verbrechertisch“ in Leipzig an, der sich dem politischen Erbe des in Wien hingerichteten Robert Blum (1807–1848) verpflichtet fühlte.

Meyer’s Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [112].

Hohenaschau.

Bekanntlich haben nicht die Heiligen allein das Vorrecht, an einigen Dutzend Weltenden zugleich gestorben und begraben zu sein. Auch berühmten Ketzern ist hin und wieder das Nämliche begegnet, und sogar bei ihren Lebzeiten haben sie wohl die selbe Nacht unter mehr Dächern verschlafen, als der Heiland Jünger hinterließ. So ist beispielsweise Luther[411] nach seiner Flucht aus Augsburg[412] in einer hübschen Anzahl von Herbergen gesehen worden; eine der stattlichsten derselben zeigt das beifolgende Bild. Die Sage verschweigt indessen alle nähern Einzelnheiten dieses Aufenthalts, und es steht demnach Jedem frei, sich den kühnen Widersacher des Papstes aus einem der untern oder obern Fenster der alten Veste in das Thal der Prien hinabguckend zu denken oder etwa sich die Betrachtungen auszumalen, welche den Gegner Roms bei dem Anschauen des alten Thurmes beschlichen haben mögen, des uralten Gemäuers, dessen Quadern, so heißt es, ein römischer Baumeister zusammenfügte. Daß nach so viel hundert Jahren in diesem selben Lande ein deutscher Forscher und Lehrer[413] noch durch jenes selbe Rom verdammt werden würde und zwar mit anderm Erfolge, als dem Lächeln verwunderten Staunens über sothane[414] römische Bevormundung, das hat freilich Luther während jenes Nachtlagers sich schwerlich träumen lassen.

Wenn ein Wanderer heute dieses anmuthige Thal des zwiegläubigen Bayerns durchzieht, so stehen ihm übrigens noch Erinnerungen anderer Art zu Gebote. Alte Leute werden ihm von den schönen Erbtöchtern erzählen, deren Ruf von einem Hundertjährigen auf den andern Hundertjährigen forterbte, bis die erste dieser, für die alte Veste und ihre damals hörigen Untergebenen so wichtigen Schönen als eine ziemlich nebelhafte Persönlichkeit von heftiger Gemüthsart dem Wanderer und Frager vor die Augen tritt, der letzte Sprosse des Ministerialen-Geschlechts Derer von Aschau, mit deren Hand und Brautsteuer die Veste in den Besitz Derer von Freiberg[415] kam, und zwar schon im 14. Jahrhundert. Wieder war dann eine Erbtochter, diesmal eine noch viel schönere und dabei taubensanfte, die Ranke, mit welcher sich, um das Jahr 1610, das absterbende Geschlecht Derer von Freiberg an den frischern Stamm Derer von Preising[416], knüpfte. Fünfzig Jahre später wurden die Preising-Aschauer in den Reichsgrafenstand erhoben und die schöne Erbtochter, damals vermutlich schon eine betagte Matrone, konnte nun, wenn sie Abends vom Söller auf den fernen Chiemsee und das Sacharanger Thal[417] hinabblickte, mit

---

[411] Der dt. Reformator Martin Luther (1483–1546).

[412] Am 20. Oktober 1518 nach mehreren Gesprächen mit dem Dominikaner und Kardinal Thomas Cajetan (eigentl. Jacopo de Vio; 1469–1534).

[413] Hiermit könnte Ignaz von Döllinger (1799–1890) gemeint sein, der um diese Zeit zunehmend mit der päpstl. Lehrmeinung in Konflikt geriet.

[414] Siehe hierzu S. 54, Anm. 233.

[415] Die Herren von Freyberg.

[416] Die Herren von Preysing.

[417] Das Sachranger Tal.

ihrem vielwerthen Reichsgrafen von der wachsenden Macht ihres Hauses träumen, das denn auch im Laufe der beiden folgenden Jahrhunderte noch Neubeuren[418] und Wildenwart an sich brachte, nicht minder Braunenburg[419], Falkenstein und gar manch' anderes gesegnetes Stückchen Nachbarschaft. Erst vor zehn Jahren[420] starb der letzte Sprosse dieses wohlbestellten Geschlechts, und diesmal hatte ein nüchternes königlich bayerisches Erbgericht den Verkaufschilling auszumitteln: keine Erbtochter war da, um mit ihrem Herzen die schöne alte Veste zu verschenken.

So liegt sie denn etwas verdüstert da, inmitten der lachenden Natur, und wer den Bau von fern beäugelt, wie er sich immer höher gipfelt, als hätte er an der hohen Lage noch nicht genug und sehne sich nach weiterem Umblick, – dem ist's wohl, als blicke die alte Erbveste traurig nach den Zeiten aus, wo junge, wagende Freier um die schönen Erbtöchter von Hohenaschau warben.

Robert Waldmüller[421].

[418] Neubeuern.

[419] Wohl Brannenburg.

[420] Im Jahre 1853.

[421] Eigentl. Charles Edouard Duboc (1822–1910), Schriftsteller und Maler, der Friedrich Rückert (1788–1866) brieffreundschaftlich verbunden war.



HOHENASCHAU

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [113]-116.

Iburg.

Unter den vielen Tausenden von Burgen, die aus den Zeiten stammen, in welchen das Leben noch viel mehr als heute ein „Krieg Aller gegen Alle" war und die, unsere Berge und Felsen krönend, einen „romantischen" Schmuck unserer schönen deutschen Landschaften bilden – unter ihnen gibt es also auch eine Iburg, hören wir sagen; aber wo liegt sie, welche Bedeutung hat sie einst gehabt, welche hat sie noch heute?

Wir wollen Rechenschaft darüber geben: Iburg liegt am Fuße des Dörenbergs, der letzten bedeutenden, 1092 Fuß über dem Meeresspiegel betragenden Erhebung in dem Höhenzuge, der, vom teutoburger Walde in nordwestlicher Richtung auslaufend, den westfälischen Landbusen gegen den flachen Nordost abschließt und ein Ende findet, wo er das Flußbett der nach Norden strömenden Ems erreicht. Es ist eine jener alten fürstbischöflichen Residenzen, die wir in den geistlichen Staaten des heiligen römischen Reichs immer ein wenig abseits von der Landeshauptstadt und der Hochstiftskirche finden, in der doch der Thron dieser Quasi-Monarchen stand. Denn die Hauptstädte dieser Länder waren eben Hauptstädte, angefüllt mit einem mehr oder weniger wohlhabenden, unabhängigkeitliebenden, männlich kräftigen Bürgerthum, das in sein freies Gemeinwesen nicht gern eine absolute Macht sich mischen ließ und dem Satz: gebt dem Cäsar, was des Cäsars ist[422], eine möglichst vage Deutung zu Ungunsten des Cäsars gab. Konnte man es ihm übel deuten? Da, wo es nicht so war, wo der freie Mann nicht muthig sein Recht vertrat, was ist da nicht am Ende Alles des Cäsars geworden! Und so kam es, daß dies Bürgerthum vor allen Dingen darüber wachte, daß sein gnädigster Landesvater ihm nicht zu nahe rücke, daß es ihn nicht innerhalb der Mauern sich festsetzen ließ, daß es ihm nur Besuche der Hauptstadt auf Wochen, auf Tage, ja zuweilen nur auf 24 Stunden erlaubte, und daß die Fürsten also ihre Residenzen entfernt von ihrer Hauptstadt und von ihrer Hauptkirche und von ihrem Thron und von den Reliquien des Heiligen, den sie als ihren Vollmachtgeber und Patron verehrten, aufschlagen mußten. So wohnte Kurmainz in den älteren Zeiten meist zu Eltville, dem Hauptort des Rheingaues, Kurtrier zu Ehrenbreitstein, später Koblenz, Kurköln zu Brühl und Bonn, Speier zu Bruchsal, Münster zu Sassenberg oder Ahaus, und endlich Osnabrück zu Iburg – der alten Benediktiner-Abtei Iburg, die also ein Stück deutschen Eskurials[423] war, Kloster und Schloß zugleich, aber freilich eines sehr demüthigen und schmucklosen, dem Namen „*escurial*", zu deutsch Stall, viel mehr Ehre machenden, als das spanische Klosterschloß. –

Von dem Ursprunge der Iburg haben wir an anderer Stelle Folgendes geschrieben*)[424]: „Der Sage nach gebot einst ein alter Sachsen-Adaling über das ganze Land am Osning; er hatte drei Töchter, Iva, Theckla und Ravena, denen er als Ausstattung drei Burgen schenkte, und die er nach ihnen nannte.

[422] Mt 22,21.

[423] Die vom span. König Philipp II. (siehe hierzu S.147, Anm. 609) erbaute Palast- und Klosteranlage „Real Sitio de San Lorenzo de El Escorial / Königlicher Sitz des hl. Laurentius von El Escorial".

[424] *) [Levin Schückings (siehe hierzu S. 107, Anm. 459)] Bilder aus Westfalen, Elberfeld 1860, Friedrichs [S. 78].

Ravena erhielt Ravensberg, Iva Iburg und Theckla Tecklenburg." Es scheint, so gemacht diese Sage klingt, Iburg allerdings ursprünglich eine sächsische Befestigung gewesen zu sein, auf deren Grundmauern Bischof Benno II. von Osnabrück[425] in den Jahren 1060–1070 eine geistliche Burg, eine große Benediktiner-Abtei aufführte. –

Bischof Benno II. von Osnabrück ist ein historischer Charakter von eigenthümlich anziehendem Gepräge. Ein Mann von ausgezeichneter Gelehrsamkeit, nicht allein in dem gewöhnlichen historisch-theologischen Wissen jener Zeit, sondern auch in der Architektur und den Realien[426] bewandert wie Berengard von Hildesheim[427] es war, zeichnete er sich zuerst durch eine von ihm geleitete Restauration des Domes zu Speier aus. Kaiser Heinrich IV.[428] ernannte ihn dann zu seinem Major Domus[429] und zum Aufseher über die kaiserlichen Bauten, ein Amt, welches seiner Thätigkeit einen weiten Spielraum bot – man weiß ja, wie fleißig Kaiser Heinrich IV. Schlösser, Burgen und Befestigungen im Sachsenlande baute. Später erhob ihn der Kaiser auf den Bischofstuhl von Osnabrück. Doch hielt er sich zu meist am Hofe des Gebieters auf und theilte mit diesem alle wechselnden Schicksale; er wurde der treue Genosse des flüchtigen, verfolgten, abgesetzten alten Kaisers. Diese Flucht des treuen Mannes hat ein Osnabrücker Dichter von bedeutendem Talente, der am Ende des vorigen Jahrhunderts lebte, Broxtermann[430], nicht ohne Glück in einem erzählenden Gedichte geschildert. Als nach dem Tode Papst Gregors VII.[431] die Macht Kaiser Heinrichs sich neu befestigte, kehrte auch Benno in sein Bisthum zurück, und erbaute unn die Benediktiner-Abtei zu Iburg, die von nun an sein Lieblingsaufenthalt wurde und bis zum Jahre 1680 den Fürstbischöfen von Osnabrück zur Residenz diente. In dem Altar der neuen Klosterkirche ließ Benno eine Höhlung anbringen, wie sie sich unter dem Altare im Dome zu Brixen[432] befindet. Dort hatte nämlich Kaiser Heinrich einst eine Anzahl von Bischöfen, welche ihm anhingen, versammelt und durch sie den Papst Gregor VII. seiner Würde entsetzen lassen – als aber der Augenblick des Abstimmens gekommen, war Benno in die Höhlung unter dem Altare geschlüpft, um nicht seine Stimme wider seinen rechtmäßigen Oberhirten abzugeben; als der kritische Akt vorüber war, saß Benno wieder ruhig an seinem Platze. Weshalb er diese eben nicht rühmliche Schlauheit in seinem Neubau verewigte, ist von dem Chronisten, der uns die Thatsache erzählt, nicht aufgehellt!

Benno starb im Jahre 1088 auf seinem Thurme zu Iburg. Nach seinem Tode wurde dieses bald, wie erwähnt, die gewöhnliche Residenz der Prälaten von Osnabrück. Namentlich war die Iburg dies zu den Zeiten des Bischofs Franz von Waldeck[433], der die Hochstifter Münster, Osnabrück und Minden gerade in der Zeit besaß, als in Westfalen die Wiedertäufer-Unruhen ausbrachen. Franz von Waldeck bot Alles auf, den tollen Eiferern den Krieg zu machen und als er sie endlich, Dank der Hülfe guter Freunde, überwältigt hatte, wüthete er mit der ganzen Barbarei des Kriminalverfahrens des 16. Jahrhunderts wider sie.

Er selber war jedoch in seinem Herzen von der alten Kirche längst abgefallen und hatte sich dem Protestantismus zugewendet. Er lebte in einer Art Gewissensehe mit Anna Prelmans[434], die wie eine Fürstin auf Iburg Hof hielt und, wie man sagte, das Hochstift Osnabrück regierte. Zwei Söhne[435] des

---

[425] Benno II. von Osnabrück (ca. 1020–1088), seit 1068 Bischof von Osnabrück.

[426] Lat., Sachkenntnisse (im 19. Jhd. für die Natur- und Technikwissenschaften verwendet).

[427] Bernhard I. († 1154), von 1130 bis 1153 (Resignation) Bischof von Hildesheim.

[428] Siehe hierzu S. 86, Anm. 358; Heinrich IV. mußte 1077 auch den berühmten „Gang nach Canossa", um von Papst Gregor VII. (siehe S. 86, Anm. 356) den Widerruf seiner Exkommunikation zu erlangen.

[429] Lat. maior domus, eigentl. das frühmittelalterl. Hofamt des Hausmeiers, hier allg. im Sinne eines hohen Beamten verwendet, der sich der besonderen Gunst seines Lehnsherren erfreute.

[430] Theodor Wilhelm Broxtermann (1771–1800).

[431] Siehe S. 86, Anm. 356.

[432] Ital. Bressanone.

[433] Franz von Waldeck (ca. 1491–1553), seit 1530 Bischof von Minden und ab 1532 auch Bischof von Münster und Osnabrück.

[434] Anna Polmann (1505–1557).

[435] Es war der Drost zu Wolbeck, Dietrich von Merveldt († 1564), der Jan van Leiden (s. u.) gefangennahm.

Bischofs und der Anna Prelmans waren es denn auch, welche König Johann von Leiden[436] in seine Gewalt bekommen hatte und die er als seine Pagen seinem Hofstaat zugesellte. Franz von Waldeck vermochte es jedoch dem hartnäckigen Widerstande seiner Landstände gegenüber nicht, die Reformation in seinen Landen durchzusetzen. Er mußte den kühnen Gedanken fahren lassen, wollte er nicht Land und Leute meiden, wie Gebhard Truchseß von Waldburg[437], der Erzbischof von Köln. Auf einem 1548 zu Osnabrück gehaltenen Landtag erklärte der Fürstbischof, daß er der augsburgischen Konfession entsagen und der katholischen Lehre treu bleiben wollte.

In dem westfälischen Frieden[438] wurde die Bestimmung getroffen, daß das Stift Osnabrück abwechselnd durch einen katholischen und einen protestantischen Fürsten regiert werden solle. Unter den protestantischen Bischöfen war gegen Ende des 17. Jahrhunderts Kurfürst Ernst August von Braunschweig und Lüneburg[439]. Dieser erbaute 1680 das Schloß zu Osnabrück, und von nun an wurde Iburg als Residenz verlassen.

Mehrere Jahre vorher jedoch, 1665, war Iburg Zeuge eines bewegten und anziehenden kleinen Familiendrama's, das damals die fürstlichen Kreise Deutschlands in einige Aufregung versetzte. Im Jahre 1639, am 7. Januar, war auf dem Schlosse Olbreuse bei Usseau zwischen Niort und Rochelle in Poitou dem Alexander II. d'Emiers[440], Seigneur d'Olbreuse und der Inguline la Poussard de Vaudal[441] eine Tochter geboren worden, welche den Namen Eleonore[442] erhielt, und berufen war, die Stammmutter der Königshäuser von England und Hannover und auch des preußischen Hauses zu werden – sie, die aus niederm Adel hervorgegangene Frau, der noch obendrein an den zur Stiftsfähigkeit erforderlichen 16 Ahnen einer fehlte, und die dadurch eine beklagenswerthe Verwirrung in die allerhöchsten Stammbäume bringen sollte! Im Uebrigen, wenn das neben einem solchen betrübenden Faktum erwähnt zu werden verdient, war Eleonore schön, wohlgebildet, edeldenkend und eine vortreffliche Frau, an der nicht der leiseste Flecken haftet, von „großem Verstand und sonderbarer Tugend." – Alexander d'Olbreuse gehörte zu den von den Jesuiten verfolgten Anhängern des Protestantismus in Frankreich; es ist jedoch nicht festgestellt, ob er als Flüchtling seine Heimath verließ; man weiß nur, daß seine Tochter Eleonore, als sie 26 Jahre alt war, sich mit einer aus Frankreich geflüchteten Familie, der des Prince de Tremouille[443], Fürsten von Tarent, am Hofe des Oraniers[444] zu Breda in Holland aufhielt; sie war Hofdame der Gemahlin[445] des Prinzen, einer gebornen Landgräfin von Hessen-Kassel. Hier nun lernte sie jenes oben genannten Kurfürsten und Osnabrücker Fürstbischofs Ernst August Bruder, der Herzog Georg Wilhelm von Braunschweig und Lüneburg[446], kennen und faßte eine heftige Leidenschaft für das schöne Fräulein aus dem Lande Poitou. Er warb um sie und sie mag Anfangs manchen innern und äußern

---

[436] Jan van Leiden (eigentl. Jan Beuckelszoon; 1509–1536; hingerichtet), „König" des Reichs der Wiedertäufer zu Münster.

[437] Gebhard Truchseß von Waldburg-Trauchburg (1547–1601) von 1577 bis 1583 als Gebhard I. Kurfürst und Erzbischof von Köln.

[438] Siehe hierzu S. 68, Anm. 296.

[439] Ernst August von Braunschweig-Calenberg (1629–1698), seit 1662 als Ernst August I. Fürstbischof von Osnabrück, und ab 1679 Herzog zu Braunschweig und Lüneburg; 1692 wurde ihm die 9. Kurwürde des Heiligen Römischen Reiches verliehen, womit er der erste Kurfürst aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg war.

[440] Alexandre II Desmier, seigneur d'Olbreuse (1608–1660),

[441] Jacquette Poussard du Bas-Vandré et de Saint-Marc (1610–1648).

[442] Éléonore Marie Desmier d'Olbreuse (1639–1722).

[443] Henri de La Trémoïlle, prince de Talmont et prince de Tarente, comte de Laval. 3[e] duc de Thouars (1598–1674).

[444] Wohl Wilhelm III. von Oranien-Nassau (niederl. Willem III van Oranje; engl. William III; 1650–1702), ab 1672 Statthalter der Niederlande und ab 1689 aus eigenem Recht gemeinsam mit Maria II. (engl. Mary II; 1662–1694) und auch nach ihrem Tod in Personalunion König von England, Schottland und Irland, in England als Wilhelm III., in Schottland jedoch als Wilhelm II.

[445] Éléonore (siehe hierzu S. 105, Anm. 442) war Ehrendame von Marie de la Trémoïlle geb. de La Tour d'Auvergne, duchesse de Thouars (1601–1665).

[446] Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg (1624–1705), von 1648 bis 1665 Herzog von Braunschweig-Lüneburg.

heftigen Kampf zu bestehen gehabt haben, denn um die Sache zum Austrage zu bringen, ließ Ernst August sie aus Holland nach Iburg abholen; dort wurde sie von dem Letzteren und seiner Gemahlin, der Kurfürstin Sophie[447], so lange bearbeitet, bis sie sich darein fand, dem Herzoge Georg Wilhelm anzugehören, ohne Stand und Namen seiner Gemahlin zu beanspruchen. Georg Wilhelm stellte eine Urkunde aus, worin es heißt: *Comme l'affection que j'ai pour mon frère m'a fait résoudre de ne me jamais marier, pour son avantage et celuy de ses enfants, dont je ne départiray jamais, et que Mademoiselle d'Olbreuse s'est résolue de vouloir vivre avec moy, je promets de ne l'abandonner jamais et de luy donner 2000 mille écus par an et 6000 écus par an après ma mort.*[448] Sodann verlieh Georg Wilhelm seiner Geliebten den Namen Madame de Harburg und schenkte ihr das Gut Nilhorn[449] auf der Elbinsel bei Hamburg, die er Wilhelmsburg nannte, so daß sie auch den Namen Frau (und später Gräfin) von Wilhelmsburg erhielt. In dem Abschiede der lüneburgischen Stände von 1676 heißt sie Eleonore von Harburg, Gräfin von Wilhelmsburg; die Stände bewilligten ihr 120,000 Thaler; 1680 aber heißt es in einem solchen Abschiede: „da nach der Hand der Frau Gemahlin Sr. Durchlaucht der Titel einer Herzogin von Braunschweig beigelegt worden."[450] Es hatte nämlich Kaiser Leopold I.[451], durch den herzoglichen Agenten Praun[452] gewonnen, am 22. Juli 1674 Eleonoren von Harburg zur Reichsgräfin von Wilhelmsburg ernannt; und nun ließ Georg Wilhelm durch den Großvoigt von Hammerstein[453] seinen Bruder Ernst August um dessen Einwilligung zur priesterlichen Einsegnung seines Verhältnisses angehn. Dieser ließ sich dazu bewegen, nach eingeholtem Gutachten einer Juristenfakultät und unter der von den Ständen bekräftigten Bedingung, daß an der Erbfolgeordnung des Landes nichts geändert werde. Es fand nun 1676 die öffentliche Trauung in Celle unter vielem Glanze Statt, und Eleonore galt von diesem Augenblicke an als die vollberechtigte Gemahlin des Landesherrn.

Schon am 15. September 1666 aber hatte Eleonore ihrem Herrn eine Tochter, Sophie Dorothea[454], geboren; noch drei Töchter folgten, die aber unmittelbar nach der Geburt starben. Sophie Dorothea war unzweifelhaft ein außerehelich geborenes, wenn auch später legitimirtes Kind; nichts desto weniger wurde sie um ihres großen Allodialvermögens[455] willen und zur Sicherung der Erbfolge in sämmtliche hannoversche Lande dem Sohne des Kurfürsten Ernst August angetraut, jenem fatalen Georg I.[456], – trotz dem, daß Eleonoren d'Olbreuse fast das Herz darüber brach, als man ihr einziges geliebtes Kind

---

[447] Sophie von der Pfalz (1630–1714), seit 17. Oktober 1658 Gattin des Herzogs Ernst August von Braunschweig-Lüneburg (siehe hierzu S. 105, Anm. 439).

[448] Frz.: „Nachdem meine Liebe zu meinem Bruder mich dazu bewogen hat, um seines und seiner Kinder Wohl niemals zu heiraten, wovon ich niemals zurücktreten werde, und da Mademoiselle d'Olbreuse beschlossen hat, mit mir zusammenzuleben, verspreche ich, sie niemals zu verlassen und sie mit 2000 Taler jährlich und 6000 Taler per anno nach meinem Tode auszustatten." So erstmals in „Meyer's Universum"; der gesamte vorliegende Text samt einiger Passagen aus der Erstauflage von 1842 wurde später veröffentlicht in dem von Levin Schücking (siehe hierzu S. 107, Anm. 459) und Ferdinand Freiligrath (siehe hierzu S. 20, Anm. 49) herausgegebenen Werk „Das malerische und romantische Westphalen. […]. Zweite umgearbeitete Auflage. […]" (Paderborn: F. Schöningh ^{2}1872), S. 144-150; hier bes. S. 148f.

[449] Nillhorn.

[450] Schücking/Freiligrath, Malerisches und romantisches Westfalen, wie S. 106, Anm. 448, S. 149.

[451] Siehe hierzu S. 59, Anm. 256.

[452] Tobias Sebastian von Praun († 1710).

[453] Georg Christoph von Hammerstein (1624–1687).

[454] Sophie Dorothea von Braunschweig und Lüneburg (1666–1726); sie wurde wegen ihrer Affäre mit Philipp Christoph Graf von Königsmarck (1665–1694; verschollen) von 1694 bis Lebensende auf Schloß Ahlden gefangengehalten.

[455] Das Allod (altniederfränk. allōd, „volles Eigentum", von all, „voll, ganz" und ōd „Gut, Besitz"; mlat. allodium), auch Eigengut, Erbgut bzw. freies Eigen; der Begriff bezeichnete im mittelalterl. und frühneuzeitl. Recht ein Eigentum (fast immer Land oder ein Stadtgrundstück oder -Anwesen), über das der Eigentümer frei verfügen konnte.

[456] Georg Ludwig von Braunschweig-Lüneburg (1660–1727), seit 1698 Kurfürst von Braunschweig-Lüneburg (auch Kurfürstentum Hannover bzw. Kurhannover); gemäß dem „Act of Settlement" von 1701 ab 1714 als Georg I. auch König von Großbritannien.

an einen solchen Menschen aus der Familie fortgab, welcher sie so manche Bitterkeit verdankte, die sie ihre niedere Herkunft so schonungslos hatte fühlen lassen. Welches Ende diese Verbindung nahm, wie die arme Sophie Dorothea als Prinzessin von Ahlden 32 Jahre lang in der Gefangenschaft schmachtete, ist bekannt genug. Weniger bekannt ist, was Eleonore dabei litt, während Georg Wilhelm sich seiner Tochter gegenüber fühllos und ohne Herz zeigte. Der Mutter wurden nachher spärliche Besuche der gefangenen Tochter verstattet, bis ihr Gemahl starb, 1705. Nun war Eleonore ohne Schutz und Schirm, und der cellische Minister von Bernstorff[457] suchte sich dem neuen Gebieter, dem Kurfürsten-König Georg I., dadurch gefällig zu erweisen, daß er die edle Frau auf alle Weise beschimpfte, ihr den Aufenthalt auf dem cellischen Schloß unmöglich machte und sie nach Lüneburg vertrieb. Hier hatte ihr Gemahl ihr ein Schloß als Wittwensitz erbauen lassen, und hier wohnte sie, wie es heißt, von den Thränen, die der Kummer ihr erpreßte, in den letzten Lebensjahren erblindet. Sie starb am 3. Februar 1722 im 83. Jahre ihres Alters. Neben ihrem noch im Sarge prunkenden Gatten wurde ihre sterbliche Hülle in der cellischen Familiengruft in einem ganz schmucklosen Sarge von Zinn beigesetzt, dem am 16. November 1726 die irdischen Ueberreste der unglücklichen Tochter in gleich unfürstlicher Ausstattung beigesellt wurden.



Levin Schücking
(siehe hierzu S. 107, Anm. 459).

Das ist in kurzen Umrissen die Geschichte eines armen französischen Weibes, das zuerst in unserm Iburg den Boden deutscher Fürstenschlösser betrat!

Das Schloß ist jetzt Sitz der hannoverschen Behörden und seine Gemächer bieten nichts Sehenswerthes, außer den Bildern der Osnabrückschen Fürsten, welche um 1653 von dem Römer Vitus Andreas Aloysius[458] gemalt, durch Kunstwerth nicht gerade ausgezeichnet, den großen, ein wenig verwahrlosten Hauptsaal schmücken, aus dessen Fenstern eine weite und freundliche Landschaft zu überblicken ist.

Levin Schücking[459].

---

[457] Andreas Gottlieb von Bernstorff (1649–1726).

[458] Diese Zuschreibung erfolgte wohl erstmals in „Neuer Zeitungen von Gelehrten Sachen, auf das Jahr M DCC XXI – Erster Theil“ (Leipzig: Post-Zeitungs-Expedition [1721]), Nr. XXXIX, S. 311.

[459] Der Schriftsteller und Journalist Levin Schücking (1814–1883). Der Stahlstich wurde von August Weger (1823–1892) nach einen „Original-Gemälde“ geschaffen.



IBURG.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [117]-120.

Das Ilsethal und seine Umgebung.

Die Ilse entspringt hoch am Brocken und der Heinrichshöhe und eilt im tiefeinschneidenden Granitbette der Ebene zu. Ehe das eiskalte Wasser des Schneeloches sich mit der Ilse vereinigt, bildet diese schon ihre berühmten Wasserfälle. Da finden wir bald in einem schattigen Buchengrunde einen großen dreieckigen Stein, den das Wasser silbern umfließt. An einem andern engen Wasserfalle unter Buchen und Tannen sehen wir eine ganz kleine Insel in dem Flüßchen. Dann wieder erblicken wir, sehr groß, eine bemooste Felsenplatte, zu deren Seite, nur wie ein breites Silbergewebe, das Wasser hinabrinnt. Mondscheinartig, das ist der Charakter des Ilseflüßchens und insonderheit ihrer Wasserfälle. Deshalb denkt man sich auch bis zu den Wasserfällen herauf vom Ilsensteine die Prinzessin Ilse wandeln.

Nach dem hochgelegenen Ilsensteine, der mit der Umgebung der prächtig sich wölbenden Wälder unter einer herrlichen Eiche im Ilsethale sich am besten ansieht, winkt das hohe gußeiserne schwarze Kreuz*)[460], welches vom Ilsensteine aus über dem Grün thront und viel dazu beiträgt, der Natur dort ihr eigenthümliches Gepräge zu geben. Es gemahnt uns an eine uns nahe Vergangenheit und führt uns einen Harzgrafen[461] aus dem hier regierenden stolberg-wernigerodischen Geschlechte vor, welcher als jüngerer Bruder die väterlichen Jagdgründe verließ und in den Freiheitskrieg zog, am 19. Oktober 1814[462] aber dies Kreuz zum Gedächtnisse von sechs gefallenen Freunden und Waffenbrüdern (darunter die Prinzen Leopold von Hessen-Homburg[463] und Christian von Anhalt[464]) setzte. Am Ilsensteine beschenkt Ilse die Köhler mit Tannenzapfen, welche, unwillig weggeworfen, auf dem Steingrunde der Ilse als lauter Silber und Gold erklingen. Eine schöne und alte, aber zugleich wunderlich und gelehrt klingende Sage setzt die Prinzessin Ilse mit der ganzen jetzigen Gestaltung dieser reizenden Landschaft in Verbindung. In alten Zeiten, so erzählt sie, schmückte die Ilse noch nicht den nördlichen Brockenabhang und ihre beiden Felsenufer, der Ilsenstein und der Westerberg, waren ein einziger noch geschlossener Bergkamm. Zur Zeit aber, da Gideon[465] Richter über Israel war, kam ein vertriebener König mit Namen Ilsung aus Rom und baute hier ein blankes Schloß auf steiler Felswand. Da klomm Rolf, der Sprößling eines uralten deutschen Grafengeschlechtes, im tiefen Schnee auf der Jagd, wie die alten Deutschen sie trieben, im Gebirge empor und sah staunend von dem Schlosse die Tochter des ersten römischen Königs oder Kaisers in Deutschland, die Prinzessin Ilse herabschauen. Der Jäger aus Norddeutschlands Wäldern fand Eingang in dem schönen Römerpalaste; dort vergaß er am behaglichen Herdfeuer der ganzen rauhen Heimath, die ihn umgab, und ein schönerer Süden ging ihm auf in den Armen der römischen Jungfrau. König Ilsung hoffte durch die Vermählung dieses Paares bereits, wie lange nach ihm Karl der

[460] *) Es ist durch eine hier sich zeigende Abweichung der Magnetnadel merkwürdig.

[461] Der preuß. Regierungspräsident und Staatsminister Anton Graf zu Stolberg-Wernigerode (1785–1854).

[462] Am 16. Oktober 1814.

[463] Leopold von Hessen-Homburg (1787–1813; gefallen).

[464] Christian Friedrich von Anhalt-Köthen-Pless (1780–1813; gefallen).

[465] Hebr. גִּדְעוֹן, gidʾōn, „Hacker, Holzfäller, Zerstörer"; griech. γεδεων, gedeōn (Ri 6,11-8,35).

Große gethan hat, eine mächtige deutsche Herrschaft an die römische Herrschaft anzuknüpfen. Eine furchtbare deutsche Seherin, wie sie den Römern öfter entgegengetreten sein sollen, vereitelte seine Hoffnung. Sie wohnte in einer ärmlichen germanischen Hütte am Fuße des Brockengebirges, wo nachmals das Ilsenburger Kloster stand. Ihre Tochter Trute war dem Harzgrafen Rolf vermählt, ehe er in dem Römerpalaste verschwand, wo er sich von einem Zauber erlöst glaubte und der rothen germanischen Haare seines deutschen Weibes spottete. Der deutsche Winter verging im Römerschlosse voll Freude und Wonne und die gewaltigen Schneemassen auf dem Dache des Römerschlosses, auf den Felsen und Tannen ringsum, wurden feucht und beweglich. Da ließ die Zauberin, welche ihre Tochter rächen wollte, den Thauwind so gewaltig daherstürmen, daß ungeheure Wassermassen vom Brocken herabstürzten. Sie höhlten das Felsenbett der Ilse aus und als sie sich gegen die Felswand warfen, auf der das Römerschloß stand, rissen Blitze und Gewitter diese auseinander. Seit dieser Zeit ragt im Westen des Ilsethales der Westerberg, im Osten der Ilsenstein empor. Nicht nur Rolf, sondern auch Trute, sein deutsches Weib, kamen in den Fluthen um und beide lagen im Tode vereint zu den Füßen der Seherin. Der Römerpalast war verschwunden und in den Ilsenstein versunken. Dort sitzt Ilsung, der älteste römische König in Deutschland, und sind auch, wie man hört, andere deutsche Kaiser, sonderlich aus dem sächsischen Hause, nach ihrem Tode bei ihm eingekehrt. Deswegen singt Heinrich Heine von der Ilse:

Ich bin die Prinzessin Ilse,
Und wohne im Ilsenstein;
Komm mit nach meinem Schlosse,
Wir wollen selig sein. – – –

Ich will dich küssen und herzen,
Wie ich geherzt und geküßt
Den lieben Kaiser Heinrich,
Der nun gestorben ist.

Komm in mein Schloß herunter,
In mein krystallenes Schloß;
Da tanzen die Fräulein und Ritter,
Es jubelt der Knappentroß.[466]

Die römische Jungfrau Ilse rettete sich zunächst auf die Spitze des Ilsensteines und büßt durch ein spukhaftes Leben noch jetzt dafür, daß sie den Gemahl einer deutschen Ehefrau verführte. Jedoch ist ihre Erscheinung gar lieblich und sittsam. Als die Wassersnoth vorüber war, stieg sie hinab in's Thal und lebte unter den Blumen des Flusses, welcher nach ihr genannt wurde. Am Morgen tritt sie aus ihrer Wohnung, dem Ilsensteine, hervor, wenn nach einer lauen Sommernacht ein reines Morgenroth im Osten schimmert; aber nur bis der erste Sonnenstrahl hervorbricht, weilt sie auf der Erde. Sie badet in der Ilse und wer sie belauscht, wird in eine Tanne verwandelt. Ihre Kleidung ist glänzend und weiß und ihr Walten weiht mitunter in wenigen sehr schönen Sommertagen die Ufer der Ilse, als ob hier ein italischer Himmel sich mit dem Himmel Germaniens mischte. Wer, der oft dort verweilte, hatte nicht dies Gefühl schon einmal, und war es auch unten im Garten der „rothen Forelle"[467] in den Lauben an dem vom Blau prächtiger Berge umgebenen Hütteneiche? Die Teiche sind die eigentlichen Perlen von Ilsenburg. Ein kleiner Teich zwischen Ilsenburg und dem Gebirge spiegelt die Wälder prächtig auf seinem klaren Kiese, die Buchen aber hängen weit über ihn her und verdecken ihn zum Theil.

Wo der Fluß aus dem Gebirge tritt, liegt der Flecken Ilsenburg. Dieser unscheinbare, aber anziehende Ort hat eine gar berühmte geschichtliche Vergangenheit. Das Schloß neben dem Dorfe liegt auf einem Felsenvorsprunge an der Ilse und wird nach einer Seite von weiten Grasgarten umgeben, in welchen ich bei meinem frühesten Aufenthalte in Ilsenburg angenehme Spaziergänge machte, bei denen

[466] Eingekürzt zitiert aus Heinrich Heines „Reisebilder […]. – Erster Theil" (Hamburg: Hoffmann & Campe 1826), S. 244f.

[467] Das Gasthaus „Zu den rothen Forellen" ist heute ein 5-Sterne-Haus in Ilsenburg.

mein Führer, der Lehrer des jetzt regierenden Grafen Otto[468], den Rock über dem Arme trug, während wir zwischen Bäumen und zum Trocknen ausgebreitetem Heu einherschritten. Einst schaltete ein anderer Ottonenjüngling in Ilsenburg, der nicht von Grafen-, sondern von Kaiserwittwen erzogen wurde. Nachdem nämlich Heinrich der Finkler[469] Schloß Ilsenburg 920 erbaut und oft sich hier an der Jagd erfreut hatte, weilte auch Otto III.[470] gern hier. Er schenkte aber Ilsenburg 996 an den Bischof Arnulf von Halberstadt[471] und dieser verwandelte zwei Jahre später das Kaiserschloß in eine Abtei. Obgleich nun seitdem in Ilsenburg mit den Mönchen die Wissenschaften einzogen, so erhielt der von den Sachsenkaisern einst gegründete Ort auch in der Klosterperiode seine höchste Bedeutung durch den alten stolzen sächsischen Geist, der gegen Karl den Großen[472] gekämpft, unter Heinrich I. Deutschland erzogen und beglückt und gegen Heinrich IV.[473] sich nochmals empört hatte. Zu den Häuptern der Empörung gehörte der Bischof Burchardus oder Buko von Halberstadt[474], der in dem bekannten Kinderliede vorkommt, in welchem er aufgefordert wird, den Kindern goldne Schuhe mit Ringen heimzubringen. Seine Reisen aber waren blutig und endlich fehlte ihnen auch die gemüthliche Heimkehr nach Halberstadt, denn er ward bei einem Streite im Dome zu Goslar erschlagen. Die Leiche dieses sächsischen Volksfreundes wurde nach der Ilsenburger Abtei geschafft. Hier war damals sein Freund Herrand[475] Abt. Als Herrand zu Buko's Nachfolger ernannt worden, war ihm der Kaiser feindlich gesinnt. Herrand zog sich daher nach Reinhardsbrunn zurück und starb dort wahrscheinlich am 22. November 1101. Unter Herrand erstand 1070 die berühmte Klosterkirche, die nachmals im Bauernkriege[476] zerstörte Bibliothek und eine weitgepriesene Schule für die vornehmen sächsischen Jünglinge, indem „viel feine Leute ihre Kinder der Lehre und Zucht halber in dies Kloster“[477] thaten. Die Glanzperiode des Klosters war jedoch, wie sich leicht errathen läßt, zugleich eine Periode des Kampfes. Neben dem Klostergebände standen noch die frühern Burggebäude und in sie warf der Kaiser 1080 eine kaiserliche Besatzung. Diese belegte Papst Paschalis II.[478] im Anfange des 12. Jahrhunderts mit dem Banne; der Erzbischof von Magdeburg[479] und der Landgraf von Thüringen[480] zerstörten die Burg. Nun hatten die Benediktinermönche von Ilsenburg gute, wenn auch ruhmlose Tage bis zur Reformation. Indem die Grafen von Stolberg-Wernigerode sich an die Reformation anschlössen, gewannen sie auch hier die Klostergüter, obgleich ihnen dies der vorletzte Abt von Ilsenburg[481] dadurch erschwerte, daß er nun gleichfalls sich zur Reformation bekannte. Nach dem Tode seines Nachfolgers[482], des neununddreißigsten Abtes, zog die wernigerodische Dienerschaft in das Kloster ein, welche noch jetzt dort wohnt. Ja, das umgewandelte Kloster war lange Zeit die Residenz der Grafen, welche erst 1680 durch die Pest in ihre Residenz Wernigerode getrieben wurden. Neuerdings war Ilsenburg der Aufenthaltsort des Erbgrafen Hermann[483]. Dieser war ein trefflicher Mann

---

[468] Der nachmalige dt. Vizekanzler unter Otto von Bismarck (1815–1898) Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode, ab 1890 Fürst zu Stolberg-Wernigerode (1837–1896).

[469] Siehe hierzu S. 178, Anm. 710.

[470] Otto III. (980–1002), seit 983 römisch-deutscher König und ab 996 Kaiser.

[471] Arnulf († 1023), seit 996 Bischof von Halberstadt.

[472] Karl der Große (747 o. 748–814), seit 768 bis 814 König des Fränkischen Reichs, ab 800 Kaiser.

[473] Siehe hierzu S. 86, Anm. 358.

[474] Burchard von Veltheim (ca. 1028–1088) seit 1059 als Burchard II. Bischof von Halberstadt.

[475] Herrand (ca. 1040–1102), seit 1074 3. Abt des Klosters Ilsenburg.

[476] 1525.

[477] Zitiert aus dem von Friedrich von Sydow (1780–1845) herausgegebenen Werk „Thüringen und der Harz, mit ihren Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden. – […]. Sechster Band […]“ (Sondershausen: F. A. Eupel 1842), S. 140.

[478] Paschalis II. (eigentl. Raniero di Bieda; † 1118), seit 14. August 1099 Papst.

[479] Wohl Rudgar von Veltheim († 1125), seit 1119 Erzbischof von Magdeburg.

[480] Wohl Ludwig der Springer (1042–1123), Graf in Thüringen.

[481] Dietrich Meppis († 1560), seit 1546 der 39. Abt des Klosters Ilsenburg.

[482] Henning Dittmar († 1572), seit 1560 der 40. Abt des Klosters Ilsenburg.

[483] Hermann Erbgraf zu Stolberg-Wernigerode (1802–1841).

und ein echter Volksfreund. Als einst der Forstmeister ihm den Vorschlag machte, den Lohn für die Waldarbeiter herabzusetzen. bestellte er ihn auf den andern Tag an eine bestimmte Stelle im Ilsethale, wo die gräflichen Arbeiter Holz zu ziehen pflegten. Als der Forstmeister dort die Berathung fortsetzen wollte, forderte der Erbgraf ihn auf, sich mit ihm vor den Wagen zu spannen. Mit großer Anstrengung zogen sie ihn beide eine Strecke weit und erst, als der Forstmeister keinen Athem mehr schöpfen konnte, hielt der junge Erbgraf inne. „Nicht wahr," sprach er, „die Arbeit dieser Leute ist zu mühsam, als daß es billig wäre, ihnen den Lohn zu verkürzen?" Der Forstmeister – stimmte ihm bei. – Aber „die Guten sterben jung". Erbgraf Hermann kam nie zur Regierung. Seine Wittwe[484] wohnte im Flecken Ilsenburg auf dem Marienhofe. Sein Sohn Otto hat erst jetzt die Regierung unter preußischer Oberhoheit selbständig übernommen. Schloß Ilsenburg mit seinen herrlichen Baudenkmalen aus den Klosterzeiten her läßt er mit großem Kostenaufwande restauriren.

Die Beziehungen zu der jetzt wieder sehr reichen gräflichen Familie, welcher in allen industriellen Angelegenheiten unbegrenzte Betriebskapitale und weitgreifende Verbindungen zu Gebote stehen, haben viel dazu beigetragen, daß hier die Hohöfen [sic!] und sonstigen Eisenwerke die 2300 Einwohner gut ernähren, was nicht mehr überall am Harze der Fall ist. Die kunstvolleren Arbeiten der strebsamen Eisengießerei haben selbst auf der Weltausstellung zu London[485] Lob geerntet. Die einfachen gußeisernen ilsenburger Kreuze aber erkennt man weit herum auf allen Kirchhöfen, wie man die zur Aufstellung im Freien nicht geeigneten Marmorkreuze aus dem Mühlthale bei Wernigerode in mancher rothen und weißen Predigerstube bis Berlin hin wieder findet. So versorgt die fromme Grafschaft Wernigerode einen großen Theil von Preußen mit Kreuzen verschiedener Art. – Vor Allem aber ist es das kräftige starke Gefälle des Brockenflusses Ilse, welches hier Segen und Unsegen verbreitete; mit andern trefflichen Privatunternehmungen rief dieser Fluß eine Pulvermühle hervor, welche an den Ufern des friedlichen Flusses explodirte[486]. Der Fluß selbst hat es bei der ersten sagenhaften Ueberschwemmung keineswegs bewenden lassen; selbst die kleinen gestrichenen Häuser an den Ufern der Ilse, die, von Obst- und Blumengärten umgeben, jetzt so Viele zum Monate langen Sommeraufenthalte anlocken, könnten ein Lied davon singen; allein sie sind verschwiegen und Niemand sieht ihnen im Sommer an, was im Frühjahre vorher geschehen ist, als Trutens Mutter die Wasser des Brockens löste.

H. Pröhle[487].

[484] Emma Gräfin zu Erbach-Fürstenau (1811–1889).

[485] Die erste Weltausstellung in London fand vom 1. Mai bis 11. Oktober 1851 im Hyde Park in dem berühmten, eigens hierfür erbauten „Crystal Palace" statt.

[486] Im Ilsetal samt Umland gab es insgesamt mehr als zwei Dutzend Pulvermühlen, in denen es wiederholt zu Explosionsunglücken kam. In den meisten Fabriken wurde nach dem 1. Weltkrieg der Betrieb eingestellt, da der Versailler Vertrag die Herstellung von Pulver zu militär. Zwecken untersagte.

[487] Der Lehrer und Schriftsteller Heinrich Pröhle (1822–1895).



Der ILSENSTEIN im HARZ.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [140]-143.

Engelhartszell.

Donaufahrt oder Rheinfahrt? Welche ist schöner, genußreicher? Ueber diese Frage ist schon oft in Reisegesellschaften auf dem süddeutschen Strome eine lebhafte Erörterung entstanden. Wenn man von Regensburg stromauf die Walhalla[488] passirt hat, wo die Dampfer nicht anlegen, und auf der Fahrt durch die große niederbayerische Ebene, die sich zur Rechten ausbreitet, begriffen ist, schert es allerdings gewagt, für die Donau gegen den Rhein aufzutreten. Hier erklären Viele die Frage für längst entschieden: wie könne der Vorrang des Weltstroms mit seiner Großartigkeit, seinen blühenden und mächtigen Städten, den erhabenen Meisterwerken der Kirchenbaukunst vom Münster zu Straßburg bis zum Kölner Dome bestritten werden! Mehr Klöster gebe es hier, auch vielleicht mehr Burgen – aber der deutsche Rhein gehe doch über Alles!

Wäre er nur noch deutsch, wie vor Alters, von seinen Quellen bis zu seinen Mündungen! Ist unsere Donau weniger deutsch?

Bis Straubing ist allerdings die Fahrt sehr langweilig. Die Donau, zur Rechten von einer flachen, oft sumpfigen Niederung begleitet, macht so viele Krümmungen, daß man zuweilen schwören möchte, sie fließe zu ihrer Quelle zurück, wenn man denselben Punkt wieder sieht, den man vor einer halben Stunde verlassen hatte.

Die alten Passagierschiffe, „Ordinari"[489] genannt, seit den Dampfern ein überwundener Standpunkt, fuhren freilich acht Stunden von Regensburg bis Straubing, da galt der Schifferwitz: „Kein Wegkommen und kein Ankommen". Wenn schlecht Wetter war und man viel windfeiern mußte, wie die Schiffer es nennen, brauchte man von Ulm bis Wien drei Wochen. Die werden auch in der schönsten Gegend lang. Jetzt hilft wenigstens der rasche Dampfer über diese uninteressante Strecke bald hinweg und hinter Straubing müssen schon die Reisenden, welche für den Rhein Partei ergriffen hatten, gestehen, daß die Donau doch auch ihre schönen Punkte habe. Da zeigt sich links das ehemalige Benediktinerkloster Ober-Altaich, der mächtige Bogenberg, der die Ruinen der Stammburg der alten Grafen von Bogen und eine Wallfahrtskirche trägt; auch rechts erhebt sich nun eine Felsmasse, der Natternberg, welche der Teufel durch die Luft geschleppt, um das hübsche Städtchen Deggendorf zu zerschmettern, beim Läuten des Ave Maria vor Schreck aber fallen gelassen hat! Aber das linke Ufer bleibt vor der Hand das interessantere. Welche prächtigen Ruinen? Das ist Hoch-Winzer, das Hildegardsberg! Die Bergmassen drüben, die bald bis an die Donau herantreten, gehören zum Böhmer- oder Bayerwalde – je nachdem! – dessen Bergkönig, der Arber, von hier nicht zu sehen ist.

Bald aber nimmt die ganze Fahrt einen andern Charakter an. Das rechte Ufer, das bisher ziemlich flach gewesen war, erhebt sich mehr und mehr in wechselnder Gestaltung, die Thalränder zur Linken werden immer mächtiger; das Urgestein in seiner eigenthümlichen Kuppenbildung engt den Strom ein,

---

[488] ᚹᚨᛚᚺᚨᛚᛚᚨ, walhalla; der am 18. Oktober 1842 von König Ludwig I. von Bayern (1786–1868) eingeweihte Ehrentempel für die „Großen Deutschen" bei Regensburg.

[489] Personenschiffahrt (zunächst vor allem von Ulm, Regensburg und Passau nach Wien, später für alle Flußstrekken) zu festgesetzten, regelmäßigen Zeiten, also nach einer Art Fahrplan.



ENGELHARDTSZELL.

Bibliograph: Institut. Hildburghausen.

der hier seinen Durchbruch in den wunderlichsten Krümmungen erzwingt. Diese, in der Ebene so ermüdend, bieten hier die überraschendsten Uferbilder, jedes für sich scheinbar abgeschlossen, bis an der neuen Windung sich dem Blicke wieder eine andere Landschaft, eröffnet, vom reichsten Zauber der Romantik bekleidet. Hier muß aller Widerspruch gegen den Reiz der Donaufahrt verstummen. Vergleichen wir doch nicht immer! Lassen wir Jedem sein Recht! Vergleiche stören immer den Vollgenuß der Gegenwart! Geben wir uns hier dem Reiz der Naturschönheit hin, welche sich immer poetischer, entzückender entfaltet.

Passau! Wie oft hört man dort den Ausruf: „Das ist hochromantisch!“ Und wahrlich, Passau verdient vor allen Punkten, welche man bis jetzt auf der Donau gesehen hat, den Vorzug; Viele nennen es die Krone der ganzen Donaufahrt. Die Stadt auf der Landzunge zwischen der grünen Donau und dem gelben Inn, jenseits des Stromes auf der schroffen Höhe, an deren Fuß die Ilz ihre braunen Wasser in die Donau ergießt, das Felsenschloß, und am rechten Ufer des Inn das hochgelegene Kloster Mariahilf – pittoresker kann man sich keine Lage denken!

Die Glocke erschallt, Reisende scheiden und kommen. Weiter die Fahrt! Noch lange ist das herrliche Landschaftsbild von Passau mit seiner nächsten Umgebung vom Deck des Dampfers zu schauen. Das Donauthal wird nun enger und enger, von den waldbedeckten Uferwänden zuweilen auf eine geraume Strecke in gerader Wasserlinie gehalten, meist aber, wie die Formen der Thalhänge wechseln, zieht es, an manchem Felsenvorsprung sich brechend, in immer neuen Bogenwindungen dahin. Die raschen Wellen des Stromes, dem Zwange zürnend, brausen und branden an den Vorgebirgen, die ihrem Lauf eine andere Bahn geben, die Ufer steigen fast unmittelbar aus den Fluthen empor, welche den Fuß der Berghänge küssen, so daß sich kein Raum für größere Niederlassungen mehr findet. Nur einzelne Hütten mit kleinem Gehöft, hier und da eine halbversteckte Mühle sieht man im Grunde, aber droben auf den weitgeschwungenen Höhen blicken Weiler in reizender Lage hernieder, heben sich Kapellen von dem dunkeln Hintergrunde malerisch ab und schimmert das Kreuz von mancher hochgelegenen Kirche im goldenen Sonnenstrahl. Die Gestaltung der Thalränder wird nirgend einförmig ermüdend, wie es wohl in der Felsenbildung gepriesener Stromthäler der Fall ist; nur von Zeit zu Zeit, gleichsam um dem Auge und dem Geiste Ruhe zu gönnen, bleibt die Waldnacht zu beiden Seiten auf eine längere Strecke unverändert, dann aber entfaltet sich wieder eine so großartige und zugleich anmuthige Scenerie, daß dem Genuß ein neuer Aufschwung gegeben wird: Klippen und Felshörner starren ans der lichten Waldung hervor, graue Ruinen alter Burgen blicken trotzig auf die Wasserstraße herab, welche sie einst beherrscht und tributpflichtig gemacht hatten. Dort auf dem kühnen Vorsprunge der Krempenstein, in dessen Trümmern die Sage – unbegreiflich genug! – statt der alten stahlgepanzerten Ritter später ein armes Schneiderlein gefunden, dessen tragisches Ende der Veste im Volksmunde den Namen des Schneiderschlößl’s gegeben hat. Der Schneider, dessen Kundschaft in dieser Einöde wohl gering gewesen, hatte nämlich eine Ziege besessen, die er nach ihrem Tode in den Strom stürzen wollen, ihre Hörner hatten aber dabei sein Röcklein gefaßt und den leichten Mann mit hinab in das feuchte Grab gerissen. Dann fesseln das Auge die drei Thürme des Fichtensteins auf dem rechten Ufer und der Reisende wird auf den Jochstein aufmerksam, den die Fluth umrauscht. Auf demselben sind die Wappen von Bayern und Oesterreich eingehauen; beide haben ein Recht auf den Strom seit Passau. Bald hinter dieser Stadt wird das rechte Ufer österreichisch, das linke jedoch erst bei Engelhartszell. Der Name wird unterwegs schon zuweilen genannt; Enthusiasten der Donaufahrt vertrösten im prosaischen „Dunkelboden“ bei Straubing auf dies Paradies, dies Eldorado.

Wir haben es endlich erreicht. Das Thal öffnet sich zur Rechten, die Waldberge weichen im Bogen vom Ufer zurück und das lieblichste Landschaftsgemälde zeigt sich den überraschten Blicken. Dort liegt das stattliche Kloster, das nun ein fürstliches Schloß, überragt von der hohen Kirche mit ihrem mächtigen Thurme, wahrlich, die geistlichen Herren hatten auch hier verstanden, für ihre Niederlassung einen paradiesischen Punkt zu wählen. Weiter hin sieht man zwischen malerischen Baumgruppen die Häuser des Markts Engelhartszell, der sich bald in der unmittelbaren Nähe des Klosters gebildet hatte, sie nehmen sich schmuck und wohnlich aus in ihrer landesüblichen Bauart mit Holzgallerien, die Dächer gegen die Thalstürme mit Steinen beschwert. Darüber schauend die schönen Berge, in deren Hut sicher und friedlich Schloß und Markt gelegen war, auf der Thalsohle bis zum Fluß das leuchtende Saftgrün der

Wiesen, und am linken Ufer die kühner aufsteigenden Höhenzüge, die finstere Warte, der Wildbach, der seine klare Fluth in die Donan gießt. –

Engelhartszell war einst ein Cisterzienserkloster, schon unter den ersten Habsburgern, wahrscheinlich gleich nach Kaiser Rudolfs[490] Tode, gestiftet. Jetzt gehört es dem Fürsten Wrede[491]. Napoleon hat es dem verstorbenen Feldmarschall geschenkt, als dieser ihm im Feldzuge von 1809 bedeutende Dienste geleistet hatte: bei Wagram und besonders durch die Unterwerfung Tirols. Davon weiß Tirol zu erzählen. Freilich kann man den Feldherrn nicht ganz für die Greuel verantwortlich machen, welche seine Bayern in Tirol verübt haben[492], Greuel, welche den neuesten in Polen begangenen[493] nicht nachstehen. Wrede hat nach Kräften gesucht, der Unmenschlichkeit Einhalt zu thun; sein Tagesbefehl, in welchem er die Soldaten „mit Thränen beschwört, wieder Menschen zu sein,“[494] liegt der Nachwelt vor. Aber es ist doch immer ein übles Zeugniß, wenn dergleichen geschehen kann. Tirol war aber Bayern, und damit Napoleon wieder unterworfen. Nach dem Frieden ernannte dieser den Feldherrn zum Grafen des französischen Kaiserreichs und gab ihm auf fremde Unkosten eine reiche Dotation. Im vorigen Jahrhundert hatte Bayern an Oesterreich, dessen Verlangen nach dem ganzen Erbe der Wittelsbacher durch Friedrich den Großen zurückgewiesen worden war, wenigstens das Innviertel abtreten müssen; dies „revindicirte“ Napoleon jetzt dem Könige von Bayern[495] als sein Protektor von Rheinbundswegen und schenkte ihm noch das österreichische Hausruckviertel dazu, welches Kaiser Franz[496] im Frieden von Wien hingeben mußte. In diesem Landestheil liegt das schöne Engelhartszell, welches hierauf nebst Mondsee, Ellingen und Suden von dem französischen Kaiser an den Grafen Wrede verliehen wurde. Noch einmal hat ihm dieser dafür in Rußland gute Dienste geleistet, wo er nach Deroy’s[497] Tode den Oberbefehl des bayerischen Korps übernahm, aber er führte nur Wenige, die dem großen Bayerngrabe von Polozk entronnen, wieder in die Heimath zurück und erklärte bald, nicht mehr unter Napoleon dienen zu wollen. Bayern, wo schon längst über das Vasallenverhältniß Unzufriedenheit herrschte und die deutsche Gesinnung, namentlich durch den Kronprinzen Ludwig[498] genährt, mehr und mehr hervortrat, fiel von dem Unterdrücker Deutschlands, unter den Königreichen des Rheinbundes[499] zuerst ab, und Wrede erhielt den Befehl über das österreichisch-bayerische Heer, das Napoleon nach der Völkerschlacht von Leipzig den Rückweg abschneiden sollte. Es gelang bekanntlich nicht. Wie wenig mochte der länderverschenkende Gebieter früher geahnt haben, daß ihn für seine schöne Dotation einst bei Hanau ein solcher Dank gebracht werden sollte! Hanau für Polozk – nicht für Engelhartszell! Dies ist dem

[490] Rudolf I. (siehe hierzu S. 74, Anm. 321).

[491] Carl Philipp Fürst (seit 1814) von Wrede (1767–1838), bayer. Generalfeldmarschall.

[492] Die Greueltaten der bayer. Besatzungstruppen im Jahre 1809 infolge des Aufstands der Tiroler unter Andreas Hofer (1767–1810; füsiliert).

[493] Greuel der russ. Besatzungsmacht während und nach dem poln. Aufstand vom 22. Januar 1863 bis April 1864.

[494] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[495] Maximilian I. Joseph (1756–1825) war bei Regierungsantritt im Jahre 1799 als Maximilian IV. zunächst Herzog von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog von Jülich und Berg sowie Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches. Durch das Bündnis mit dem napoleonischen Frankreich stieg er am 1. Januar 1806 zum ersten König von Bayern auf.

[496] Franz (1768–1835) aus dem Haus Habsburg-Lothringen war von 1792 bis 1806 als Franz II. der letzte Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. 1804 begründete er das Kaiserreich Österreich, das er als Franz I. bis zu seinem Tod regierte.

[497] Bernhard Erasmus von Deroy (1743–1812), Befehlshaber der bayer. Truppen bei Napoleons Rußlandfeldzug.

[498] Der spätere Ludwig I. (1786–1868), vom 13. Oktober 1825 bis 20. März 1848 König von Bayern.

[499] Der am 12. Juli 1806 gegründete, von Napoléon Bonaparte abhängige Rheinbund, mit dem die 16 Erstunterzeichnerstaaten mit Wirkung vom 1. August 1806 aus dem Verband des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“ austraten, woraufhin Kaiser Franz II. (siehe hierzu S. 117, Anm. 496) am 6. August die Kaiserwürde niederlegte. Nahezu alle beteiligten Fürsten wurden hierfür mit Standeserhöhung, Bayern und Württemberg z. B. mit der Königskrone, belohnt.

Hause Wrede verblieben, eine Perle der Donaufahrt, welche Jedem unvergeßlich bleiben wird, den der süddeutsche Strom einmal vorüber getragen hat.

Bernd von Guseck.[500]

[500] Eigentl. Karl Gustav von Berneck (1803–1871), preuß. Militär und fruchtbarer Novellist.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 143-147.

Der Laacher See und das Maifeld.

Die Rheinische Eisenbahn entführt uns in schnellem Fluge dem gastlichen Köln. Bald winken aus dem hellen Grün der Reben und dem dunklern Laube der Obstbäume die altersgrauen Stadtmauern Andernachs, überragt von den stattlichen Thürmen seiner Pfarrkirche, uns entgegen. Wir gönnen uns nur kurze Rast, und besteigen den Wagen, der uns nach dem Laacher See bringt. Wer das Rheinland kennt, weiß auch, welch ein prächtiges Stück Romantik der Schöpfer auf diesem Fleck Erde niedergelegt hat. Nicht blos die Natur hat hier in verschwenderischer Fülle ihre Gaben ausgestreut; auch die Geschichte mit ihrer Schwester, der Sage, entrollen vor den Augen des Geistes farbenprächtige Bilder, gleich den Miniaturen einer mittelalterlichen Handschrift, und dann ruht wieder das körperliche Auge auf der prächtigen Abteikirche, die als Perle im Kranze rheinischer Bauwerke erscheint.

Doch wenden wir uns zunächst dem Laacher See zu. Aus dichtem Buchenwalde tretend, erblicken wir plötzlich die dunkelblauen Fluthen des runden Sees, dessen Spiegel kein Lufthauch bewegt. Alles ist still und ruhig; nur aus dem Walde ertönen die frohen Lieder einer Studentengesellschaft, und eine Taube girrt lustig auf dem Aste einer breitstämmigen Buche, unter der ich, vom lichten Sonnengolde beschienen, Platz genommen habe. Ein eigenthümliches Gefühl, überkommt mich beim Anblick dieses ruhigen Wassers, das einen Flächenraum von 1323 Morgen[501] bedeckt. Allem Anschein nach haben wir einen ausgebrannten Krater vor uns. Die Beschaffenheit der ganzen Umgebung, spricht für die einstige Thätigkeit Vulkans. Die Volkssage berichtet, an der Stelle des Sees habe einst ein Schloß gestanden, das um der Ruchlosigkeit seiner Bewohner willen von der Erde vertilgt wurde.

Als einmal die Sage im Zuge war, strebte sie nach romantischer Ausschmückung. Ans dem Herrenschloß wurde ein Kloster, dessen Mönche ein üppiges Leben führten, und deshalb vernichtet wurden. Zu gewissen Zeiten hört man die Glocken der Klosterkirche in der Tiefe des Sees läuten, und den Gesang der Mönche aus den stillen blauen Fluthen ertönen. So rankt sich der mythenbildende Volksgeist an Berg und Thal, Bach und See, Kreuz und Kirche an. In der heiligen Nacht, wenn dichter Schnee die Eifelberge deckt, verkünden die Glocken der Tiefe die Wiederkehr des Frühlings und das Auferstehen der Mutter Erde aus den Banden des Winterdrachen. Erfüllt von diesem Gedanken, schreiten wir der westlichen Seite des Sees zu, wo die jüngst an den Jesuitenorden verkauften Abteigebäude[502] mit der herrlichen Kirche uns verlockend winken.

Die Höhe gegen Osten trug im 11. Jahrhundert die Burg Heinrichs II., Pfalzgrafen bei Rhein[503], der sich nach dieser Veste Ritter von Laach nannte. Er war mit Adelheid[504], einer Tochter des Markgrafen Otto von Thüringen[505], vermählt. Da seine Ehe kinderlos blieb, so brachte sie der fromme Sinn jener

[501] Der Umfang lag meist bei einem fünftel bis halben Hektar, umfaßte also ca. 2.000 bis 5.000 m².

[502] 1863.

[503] Heinrich II. von Laach (ca. 1050–1095), seit 1085 oder spätestens 1087 erster Pfalzgraf bei Rhein.

[504] Adelheid von Weimar-Orlamünde (ca. 1055–1100).

[505] Otto I. († 1067), Graf von Weimar-Orlamünde und ab 1062 Markgraf von Meißen.

Zeit auf den Gedanken, einen Theil ihrer Habe der Kirche zu geben, und ein Kloster am Ufer des Sees, mitten in der Waldespracht und zwischen den grünen Bergen zu stiften. Als sie sich mit diesem. Gedanken trugen, und nicht mit sich einig über den Ort des Klosterbaues werden konnten, sahen sie in einer dunkeln Nacht vom Fenster ihrer Burg den Spiegel des Sees wie mit tausend Lichtern erhellt. Diese bewegten sich alle nach dem Punkte hin, wo heute das Kloster steht. Der Pfalzgraf erkannte in der wunderbaren Erscheinung den Willen des Himmels, und 1093 wurde der Grundstein zu Kloster und Kirche gelegt. Da aber Heinrich bald hernach starb, und sein Nachfolger sich um den Bau nicht kümmerte, so gerieth er in's Stocken. Erst 1156 wurde die Kirche auf Kosten einer Gräfin Hedwig von Arras[506] vollendet.

Die Mönche gehörten dem Orden des heil. Benedikt[507] an, und machten sich um Urbarmachung des Bodens und um Pflege der Wissenschaften sehr verdient. Die reichen Schenkungen an Weinbergen, Wiesen, Fruchtfeldern, Geldrenten u. dgl., mit denen der rheinische Adel die Abtei bedachte, machte endlich die Mönche üppig. Es kam so weit, daß diese belagert, und nach tapferer Vertheidigung vom Erzbischof von Köln ausgetrieben wurden. Allein auch die neuen Insassen, unter denen sich viele Adelige befanden, verfielen bald der Sittenlosigkeit. Der duftige Rhein-, Ahr- und Moselwein war auch gar zu feurig, und die Mädchen von der Ahr mit ihren goldgestickten Mützen zu reizend, als daß die gut dotirten Mönche in ihrer Waldeseinsamkeit beim Rufen des Kukuks sich nicht erinnert haben sollten, daß sie nicht allein zum Psalmodiren und Bücherabschreiben in der Welt seien. Nach mancherlei Stürmen, von welchen die Abtei in den truchseßischen[508], Schweden- und Revolutions-Kriegen betroffen wurde, verfiel sie 1802 dem Schicksal, aufgehoben zu werden. Die Abteigebäude mit den Ländereien wurden an einen Privaten verkauft. Die Kirche blieb Staatseigenthum, und Friedrich Wilhelm IV.[509] gewährte in seiner bekannten Vorliebe für mittelalterliche Kunst die nöthigen Fonds zu ihrer Wiederherstellung.

Sie ist nach einem einheitlichen Plane im Rundbogenstyle aus Tuffstein aufgeführt, und, wie gesagt, in ihrer Art eine der schönsten Kirchen der Rheinlande. Am Aeußern wie im Innern machen sich die Spuren reicher Ornamentik bemerkbar. Leider ist von dem Reichthum nicht viel mehr übrig. Nur das Denkmal des Gründers der Kirche, des Pfalzgrafen Heinrich, ist erhalten. Es besteht aus einer Art Sarkophag, auf dem das bunt gemalte, aus Holz geschnitzte Bild des Pfalzgrafen, das Modell der Kirche auf der Hand tragend, ruht. Die kostbare Bibliothek der Abtei ist mit den gebrannten Fenstern, Skulpturen, Oelbildern, Monumenten und andern Kirchenschätzen in alle Winde zerstreut, den öffentlichen oder Privatsammlungen Deutschlands, Frankreichs oder Englands einverleibt.

Besteigen wir eine der Anhöhen in der Nähe, so ruhen die Blicke auf einem hügeligen Lande, das sich von Andernach bis Mayen erstreckt, und unter dem Namen Maifeld bekannt ist. Zahllose Bäche sind von lachenden Wiesen und Obstgarten eingefaßt. Diese wechseln mit Fruchtfeldern, Hecken und Baumpflanzungen. Wohlhabende Dörfer breiten sich auf dieser Hochebene aus. Da sie tiefer, wie die Berge der Eifel liegt, so ist das Klima milder und das Land fruchtbarer. Die Nette strömt, Mayen berührend, in vielen Windungen dem Rheine zu, während das Elzflüßchen ein liebliches Thal durchfließt und in die Mosel mündet.

Als Julius Cäsar am Rheine erschien, sahen die Fluren und Wälder des Maifeldes die Reiterschaaren der Usipiter und Tenchterer, die dort fouragirten. Es ist das ein Beweis uralter Feldkultur. Der fruchtbare Boden liefert Getreide aller Art. Die Wiesen geben Heu, die Bäche Fische, die Wälder Wild, und viele Mineralquellen bieten den Kranken und Schwachen heilkräftige Wasser. Aus der in der Tiefe ruhenden Lava werden Mühlsteine gebrochen. Ober- und Niedermendig, Ball und andere sind ihrer Steinbrüche wegen bekannt. Weite Gänge, in denen eisige Kälte herrscht, dienen jetzt als Lagerplätze für das berühmte Mendiger Felsenkellerbier, das neben den Mühlsteinen einen beträchtlichen Handelsartikel bildet.

---

[506] Hedwig von Nordgau (ca. 922–nach 993).

[507] Siehe hierzu S. 87, Anm. 367.

[508] Der Truchseßische Krieg von 1583 bis 1588 zwischen kurkölnischen und bayerischen Truppen wurde geführt, um zu verhindern, daß das Erzbistum Köln in ein erbliches, protestantisches Herzogtum verwandelt wird.

[509] Siehe hierzu S. 59, Anm. 257.

Die Bewohner des Maifeldes sind stark und kräftig gebaut. Die Frauen tragen Kappen von weißem Stoffe, mit bunten Bändern am Hinterkopfe; die Mädchen zierliche, mit Gold- oder Silberfäden gestickte Mützchen über dem zu einem Wulste zusammen gebundenen Haare, in dem ein Metallpfeil steckt. Diese Tracht ist von Andernach bis Cochem an der Mosel üblich. Im 13. Jahrhundert war sie den adeligen Fräulein eigen, wie Familienporträts beweisen, so daß der Kopfputz von den höhern Ständen zu den niedern gelangte, und dort haften blieb. An der Ahr und im Jülicher Lande ruht ein Metallreif auf dem Haarwulste, und diesen deckt eine Mütze von Zeug oder Spitzen. Auf den Kirchweihfesten geht es hoch her. Der Bewohner des Maifeldes soll überhaupt dem Wohlleben geneigt und kein Freund des Sparens fein. Die Nette bildet eine Sprachscheide zwischen der oberdeutschen und niederdeutschen Mundart, oder vielmehr, die Gegend zwischen Nette und Ahr ist ein Uebergangsgebiet. Dort bezeichnet der Wechsel in Sprache, Tracht, Sitten und Bräuchen eine uralte Völkerscheide, die sich charakteristisch genug durch das Verschwinden des weißen Brodes und Vorkommen des Roggenbrodes, ferner durch die Kopftücher der Frauen auf dem linken Ahrufer andeutet.

Das Maifeld oder Mayenfeld soll seinen Namen von den Maiversammlungen der Franken haben. Dieser Annahme stehen Bedenken entgegen. Deutlicher tritt die uralte mythische Anschauung zu Tage, wenn wir die schöne Legende oder Sage von der Pfalzgräfin Genovefa[510], die sich an die Frauenkirche von Niedermendig knüpft, in Betracht ziehen.

Wandeln wir durch die grünen Fluren zur Frauenkirche, deren weiße Mauern schon von ferne sichtbar werden! An dieser Stelle rauschten einst die gewaltigen Aeste eines Urwaldes, in dessen Tiefe Ure, Elche und Bären hausten. Aus dem Haften der Sage an diesem Orte, und bei dem mythischen Gehalte derselben, ist anzunehmen, daß sich dort einst die Kultusstätte der heidnischen Maienfelder befand. Verschwunden ist der heilige Ort, gestürzt sind die hohen Eichen, die ihn einst umgaben. Ueber dem Opferplatze der Germanen zieht der Pflug des Bauers seine Furchen. Nur die Kapelle mit dem Kreuze erinnert an den Sieg des Christenthums über das Heidenthum. Die Lieder der Priester sind längst verklungen; aber die Sage webt die duftigen Ranken immergrün um die schlichten Mauern des Kirchleins, und verkündet uns, wie Pfalzgraf Sigfried[511] seine treue Gattin verstieß, wie sie in der Wildniß lebte, wie eine Hirschkuh ihren Knaben säugte, und endlich der Pfalzgraf auf einer Jagd Mutter und Kind wiederfand. Es sind neue Gestalten auf einem alten Bilde; eine gothische Malerei, hinter der die starren Züge eines Byzantiners, halb verwischt, hervorblicken. Was uns hier die Sage von der rheinischen Pfalzgräfin berichtet, erzählt die sächsische Vilcinasage[512] von Sigfried dem Drachentödter und seiner Mutter Sisilia.

Auch diese wurde der Untreue fälschlich beschuldigt und sollte im Walde getödtet werden. Dort bringt sie den Knaben zur Welt, verschließt ihn in ein gläsernes Gefäß, und als dieses in's Wasser fällt, stirbt sie vor Schmerz. Das Glasgefäß geräth bei der Ebbe auf den Strand und zerspringt. Das Geschrei des Knaben lockt eine Hirschkuh herbei, die ihn in ihr Lager trägt, und mit ihren Jungen aufsäugt. Dort findet ihn Schmied Mimer, der den starken Sigfried erzieht. Letztere Züge hat die Volkssage des Maifeldes vergessen. Die Bewohner aber nennen den Blitz „Unserer Lieben Frauen Genovefa Kerze", und erzählen, wie Sonntagskinder ihr Rädchen schnurren hören, wenn sie hinter dem Altare der Frauenkirche spinnt. In frühern Jahren zogen die Bürger der Stadt Mayen am zweiten April in voller Rüstung zur Frauenkirche, schaarten sich in zwei Haufen und lieferten sich ein Scheingefecht. Hierauf ergötzten sie sich an Speise und Trank, und zogen dann wieder nach Hause. Derartige Kampfspiele, bei Frühlingsanfang im grünen Walde begangen, kommen in ganz Deutschland vor. Sie lehren uns die im Walde weilende Frau als die Ahnmutter des Menschengeschlechtes kennen, oder genauer gesprochen, als die Erdenmutter, die im Winter von ihrem Gatten, dem Sonnengotte, getrennt ist, bis dieser im Frühlinge erscheint, den die Frau hütenden Drachen nach hartem Kampfe tödtet, und nun als Frühlingssonne seinen Einzug auf die bräutlich geschmückte Erde hält.

---

[510] Genoveva von Brabant (angebl. ca. 730–ca. 750).

[511] Wohl legendär.

[512] Eine der nordischen Sagas.



KLOSTER LAACH

In unserer Sage heißt der Gemahl der verstoßenen Frau Sigfried. In der Vilcinasage heißt der von einer Hirschkuh gesäugte Knabe so. Es hat das seinen guten Grund, denn Vater und Sohn sind eins; beide stellen die im Winter sterbende, alt werdende Sonne, und die im Frühlinge geborne jugendliche Sonne vor. Das Kind ist nur eine Verjüngung des Vaters; Genovefa die Stammmutter der Franken, jene spinnende Bertha, von der selbst französische Sagen zu berichten wissen. Die Sonne wurde aber als Urkraft, als die alles bewegende Macht von den heidnischen Franken verehrt, und ihr Stammheld Sigfried ist kein anderer, als der Sonnengott, der Herr, Karl, der ja auch *magin*, *magus* oder *meinet* genannt wurde. So erklärt es sich, weshalb wir einen Maiengau, ein Maienfeld mit dem *vicus Ambiatinus*[513] am Rheine haben. Zu Pfalzel bei Trier lebt ebenfalls die Sage von Genovefa, ein Beweis, daß sie sich ursprünglich nicht an das Geschlecht der rheinischen Pfalzgrafen knüpfte.

Von der Frauenkirche mögen wir nach dem Hauptorte des Maifeldes, nach Maien und von hier nach Koblenz auf der Landstraße wandern, oder uns über Polch nach Münstermaifeld begeben, woder Freund des Alterthums und der Kunst viel Interessantes finden wird. Fruchtbare Fluren und wohlhabende Dörfer umsäumen das alte Münstermaifeld, dessen Stiftskirche zum h. Martin einen mehr als flüchtigen Besuch verdient. Sie wurde im 13. Jahrhundert erbaut und zeigt den gothischen Styl mit seinen bekannten Eigenthümlichkeiten. Im Innern befinden sich werthvolle Skulpturen. Vom Hauptthurm hat man eine prächtige Aussicht auf das umliegende Land, das besonders im Frühlinge durch die reiche Mannigfaltigkeit der Landschaft überraschend wirkt. So weit die Blicke reichen, erstreckte sich ehemals die Pfarrei des heil. Martin, dessen Stift schon im Testamente des Königs Dagobert[514] 634 als eines der bedeutendsten genannt wird. Das zwei Stunden entfernte Lonnig, auf der südlichen Abdachung des Kamillenberges gelegen, besitzt ebenfalls eine schöne Kirche, die einstens zu einem Kloster gehörte, und drei verschiedene Bauzeiten aufweist. Dem Freunde des deutschen Rechtsalterthums werden drei Hügel in der Nähe interessant sein, die unter der Bezeichnung drei Tonnen bekannt sind. Sie sollen früher 30–40 Fuß hoch gewesen sein, und dienten als Gerichtsstätte, wie aus verschiedenen Urkunden hervorgeht. Auf gleichen Zweck führt uns der Name des Dorfes Ochtendunk, 963 Ofdemadinge, das heißt „auf dem Dinge“, genannt. Hier befand sich ein Palatium der fränkischen Könige, bei dem die Vogtei von den Grafen von Isenburg ausgeübt wurde.

Bassenheim, Rübenach und Metternich sind die Stammörter bedeutender adeliger Familien. Die Herren von Bassenheim spielen eine wichtige Rolle in der Geschichte des Deutschordens. Ihr altes Schloß ist zerfallen; das neue mit dem schönen Parke und den herrlichen Gartenanlagen vor Kurzem an den Fürsten von Hohenzollern[515] verkauft worden. Immer mehr steigt der Weg bergan, bis wir an einer Kapelle links vom Wege die Glacis[516] der Forts erblicken, welche die Höhen bei Koblenz krönen. Nur wenige Schritte, und wir sehen das Rheinthal vor uns. Im Grunde breitet sich Koblenz aus; zur Rechten steigt der Karthäuserberg empor, während gerade vor uns der gewaltige Ehrenbreitstein kühn die Felsenbirne in die Wolken hebt. Auf der Mosel gleiten Schiffe stromabwärts, während ein Eisenbahnzug über die stattliche Gitterbrücke dahin eilt, und der Ranch sich wie ein riesiger Erlkönig in der Abendluft verliert. Das Idyll des Maifeldes hat dem Epos des Rheinthales Platz gemacht.

N. Hocker[517].

---

[513] Damit ist wohl die Ortschaft Münstermaifeld gemeint.

[514] Dagobert I. (ca. 608 o. 610–639), seit 623 Unterkönig in Austrasien und seit 629 König der Franken.

[515] Bei der Zwangsversteigerung im Jahre 1861 hatte Fürst Karl Anton von Hohenzollern (1811–1885) den Besitz für etwa 465.000 Taler erworben, veräußerte ihn aber wieder bereits 1873 an den Bankier Abraham von Oppenheim (1804–1878).

[516] Das Glacis (frz. ursprüngl. Abhang) war im neuzeitlichen Festungsbau eine von der Feldseite her leicht ansteigende Erdanschüttung vor dem Graben. Es diente den Verteidigern auf den Wällen als Schußfeld, da es durch die Vermeidung toter Winkel Angreifern nur geringe Deckung bot. Das Glacis war aus diesem Grund im Idealfall unbebaut und nicht mit Bäumen bewachsen. Zudem wurden auf einem Glacis oftmals tiefwurzelnde Gewächse angepflanzt, um das Ausheben von Annäherungsgräben zu erschweren. Ab dem ausgehenden 18. Jhd. dienten die Flächen des Glacis oftmals als städt. ‚Kleingartenanlage‘ bzw. als Promenade.

[517] Der Journalist Nikolaus Hocker (1822–1900), der ab 1857 die „Kölner Nachrichten“ leitete.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [149]-155.

Wales und die Waliser.

Das Fürstenthum Wales ist heutzutage eine englische Provinz. Es nimmt die Südwestecke von England ein, ist ein schönes bergreiches Land und wird bewohnt von einem gutmüthigen, biedern Volksstamme, welcher in Tracht und Aussehen, Brauch, Sitte und Sprache von den Engländern verschieden ist. Es hat sich bei den Leuten von Wales neben vielen andern Resten der celtischen Vorzeit ein Rest jener Sprache erhalten, welche die alten Briten redeten, bevor sie von unsern eigenen und den Vorfahren der heutigen Engländer, den blonden, seefahrenden Anglo-Sachsen, aus ihren ehemaligen Besitzungen gedrängt wurden, Schritt vor Schritt und Meile vor Meile, bis sie in den cambrischen Bergen, dem Wales unserer Tage, ihre letzte Zuflucht und Heimath fanden. Aber auch hier, wo sie die schönen Märchen ersannen von König Arthur und seiner Tafelrunde, von der schimmernden Fee Morgana und dem heiligen Graal[518] – Märchen, welche zu uns erst auf dem Wege der normanno-französischen Ritterpoesie kamen – auch hier sollten sie nicht lange mehr sicher sein. Schon bald nach den Zeiten Wilhelms des Eroberers[519] und dem Tage von Hastings siedelten sich normannische Barone auf den walisischen Grenzen an, mischten sich in ihrer Eigenschaft als Markgrafen in die Streitigkeiten des walisischen Volkes (ein Volk, welches zum Untergange reif ist, hat immer Streitigkeiten) und machten ihre Burgen zu Zwingburgen für Wales, bis im 13. Jahrhundert endlich, unter dem ersten der Eduarde[520], der letzte Fürst von Wales, Llewellyn der Gute[521], fiel. Sein einziges Kind[522], ein Mädchen, dessen Geburt der Mutter[523] das Leben gekostet, ward mit seiner Wärterin nach England gebracht, und dort, in dem Kloster von Sempringham, als Nonne, in der Blüthe seiner Jahre, starb der gefangene Vogel aus den walisischen Gebirgen, die letzte Fürstentochter von Wales. Eduard aber versprach dem trauernden Adel von Wales, er wolle ihnen einen andern Fürsten geben, einen, der in ihrem Lande geboren sei, und kein Wort Englisch weder reden noch verstehen könne, worauf er ihnen in feierlicher Reichsversammlung zu Rhuddlan[524] seinen eigenen Sohn Eduard[525] präsentirte, der kurz vorher auf walisischem Boden, in der Burg zu Caernarvon geboren worden, und bei seiner großen Jugend allerdings kein englisches Wort weder reden noch verstehen konnte – freilich auch kein walisisches, denn er war erst vierzehn Tage alt! Aber der schlaue König hatte s e i n Wort gehalten. Seit jenem Tage heißt jeder älteste Sohn und präsumtive

[518] Siehe hierzu S. 30, Anm. 101.

[519] Siehe hierzu S. 88, Anm. 370.

[520] Siehe hierzu S. 49, Anm. 208.

[521] Siehe hierzu S. 49, Anm. 209.

[522] Gwenllian ferch Llywelyn (1282–1337), die letzte, die qua Geburtsrecht „Prince(ess) of Wales“ (siehe hierzu S. 49, Anm. 209) war.

[523] Eleanor de Montfort (walis. Elinor de Montfort; 1252–1282), seit 1275 Gattin von Llewlyn ap Gruffyd (siehe hierzu S. 49, Anm. 209).

[524] Hiermit dürfte das am 3. März 1384 erlassene und am 19. März 1384 verkündete Statut von Rhuddlan gemeint sein, das die Annexion von Wales durch England rechtlich regelte.

[525] Siehe hierzu S. 50, Anm. 212.

Thronfolger des englischen Königshauses: Prinz von Wales[526]. Unser Freund Berckemayer[527], der „*curieuse Antiquarius*“ von anno 1712, dessen wir schon bei einer frühern Gelegenheit Erwähnung thaten, nennt dieses „*Accomodement*“ eine „kluge Methode“. Ueberhaupt ist er nicht gut auf das arme Land zu sprechen. „Es ist,“ sagt er, „ein schlechtes Hertzogthum (?) am Irrländischen Meere, doch hat es die Ehre, daß der Kron-Printz allemahl Printz von Walles creiret wird.“[528] An einer andern Stelle, wo er von der Geschichte des Landes und der Verdrängung der Urbewohner spricht, sagt er: „daß die Briten Gott dancketen, daß ihnen noch die Provintz Wallis zu ihrer Retirade übriggelassen ward, woselbst sie auch lange vor den Engel-Sachsen sicher gewesen sind.“[529] Daher kommt es denn auch, fährt der Curieuse fort, daß die Einwohner noch die alte „brittanische“ Sprache reden „und können von den Engelländern gar schwerlich verstanden werden.“[530]

Nun, dies ist im Wesentlichen noch heute, wie es damals gewesen. Die Bevölkerung des südlichen Theiles von Wales zwar hat sich mit derjenigen der an grenzenden englischen Shires im Jahrhunderte langen Verkehr, welcher nicht durch hohe Gebirge oder ein breites Wasser gehemmt ward, fast gänzlich assimilirt. Aber das Volk in den Bergen und am Meere hat eine zähere Kraft des Widerstandes und zwischen Lancashire und dem nördlichen Theile von Wales gehen die breiten Mündungen des Mersey und der Dee in die irische See und gegen den Andrang derselben aufgerichtet stehen hohe und majestätische Bergketten, deren purpurne Conturen man unterscheiden kann, wenn man bei klaren Abenden den Hafen und die Docks von Liverpool entlang geht.

In unserm eignen Jahrhundert hat die Kraft des Dampfes und die Anlage von Schienenstraßen diese natürlichen Hemmnisse eines langen und spärlichen Verkehrs vollständig besiegt. Der Reisende, welcher heute von Chester nach Bangor[531] fährt, in einem wohlgepolsterten Wagen, dessen Fenster ihm von der einen Seite den Blick eröffnen auf die weite, wogende See und von der andern auf einen Umkreis von Bergrücken, kolossal in ihren Formen, metallisch, mit einem Anflug von Grünroth in der untergehenden Sonne schimmernd, auch Thalstreifen dazwischen, duftig von Wald und Feld, und auf einzelne Schlösser und Edelsitze, welche mit Thürmen und Zinnen durch die Lichtungen schauen – der frägt sich wohl, wenn er am Ende seiner behaglichen Fahrt Quartier macht in einer von den traulichen Städten am Wege: wie es möglich gewesen, daß so viel Eigenart sich erhalten habe in solcher Nähe von England. Denn fremde Trachten begegnen ihm, wenn er in der Dämmerung der Sommernacht die alterthümlichen Straßen durchwandelt – Männer in Kniehosen, in frackartigen Röcken mit Metallknöpfen, Weiber mit langen Mänteln und spitzen Filzhüten von einer außergewöhnlichen Höhe. Fremde Lieder hört er singen mit Melodien, deren wehmüthig klagender Ton ihm das Herz ergreift, und deren Worte er nicht versteht. Eine fremde Sprache hört er reden, mit einem dunkeln und unbekannten Klange, und aus den vorherrschend bleichen und feinen Gesichtern, aus den schwermüthigen braunen Augen Derer, die sie reden, sieht ihn eine fremde Welt und ein vergangenes Zeitalter an. Die Häuser selbst, die sie bewohnen, sind von einer eigenthümlichen und von der englischen abweichen den Bauart, kleiner, zierlicher, mit anders eingerichteten Fenstern und regelmäßig mit einem Wetterdach über der Thüre, welches von geschnitzten Holzstangen getragen wird und oft von Heckenrosen oder den blauen Glocken der Winde umschlungen ist.

Dies ist das Volk von Wales. Die vergleichende Sprachforschung hat längst nachgewiesen, daß sie Celten und nebst den Bewohnern der Bretagne (oder „Klein-Britannie“) auf der französischen Küste die einzigen Ueberreste der alten Urbewohner und ersten Ansiedler von Groß-Britannien sind. Denn

---

[526] Engl. Prince of Wales (siehe hierzu S. 50, Anm. 213).

[527] Paul Ludolph Berckenmeyer (1667–1732), der Verfasser des erstmals 1709 erschienenen Werkes „Vermehrter Curieuser Antiquarius, Das ist: Allerhand auserlesene Geographische und Historische Merckwürdigkeiten/ So in denen Europæischen Ländern zu finden; Aus Berühmter Männer Reisen zusammen getragen/ und mit einem zweyfachen Register versehen/ […]“ (Hamburg: Schiller 1709). Da die Erstauflage nicht einzusehen ist, wird hier für obige Zitate auf die 5. Auflage von 1720 zurückgegriffen.

[528] Berckenmeyer, Curieuser Antiquarius, wie S. 125, Anm. 527, S. 186.

[529] Berckenmeyer, Curieuser Antiquarius, wie S. 125, Anm. 527, S. 164.

[530] Berckenmeyer, Curieuser Antiquarius, wie S. 125, Anm. 527, S. 186.

[531] Das walis. Bangor war am 1. Mai 1848 an das brit. Schienennetz angeschlossen worden.

die celtischen Elemente in den Bergen und um die Seen von Cumberland haben sich gänzlich und fast keine Spur, außer in einigen Namen und Traditionen, hinterlassend, mit den englischen vermischt; und die Celten der schottischen Hochlande gehören einem andern Stamme, als dem cambrischen, nämlich dem ersisch[532]-gaelischen, und einer andern, weit späteren Einwanderung, von Irland aus, an.

Aber sie selber haben weder sich „Waliser“ noch ihr Land „Wales“ genannt. Das sind ihnen noch heute fremde Namen, die sie verachten, weil die „Sachsen“ sie ihnen gegeben. Ihr Name war und ist Cymru für das Land und Cymry für die Bewohner. Die Namen „Wales“ und „Waliser“ (englisch *Welshmen*) sind germanische, deutsche, die erst spät aus dem Zusammenstoß der Angel-Sachsen mit ihnen stammen. Wo immer der Germane, der Deutsche mit fremden Nationen zusammenstieß, da gab er ihnen diesen Namen, den wir noch heute in den verschiedensten Ländern und unter den verschiedensten Formen vorfinden. Gallien, Guallia, Wallonenland, Wales, Wallis und Welschland: das sind Alles dieselben Worte. „Welsch“ oder „wälsch“[533] war eben das deutsche Wort für „fremd“ (so finden wir es auch in Kauderwelsch und Rothwälsch). Zur Rache dafür nannten die Welschen uns Deutschen: „*allman*,“ ein Ausdruck, der sich in den Allemannen erhalten hat, aber auch weit entfernt davon, „Allmänner“ ganze Männer, zu bedeuten, in der That Nichts weiter heißt, als – „fremde Männer“. Das Wort „*allman*“ ist in der walisischen Sprache dasselbe, was in der deutschen das Wort „welsch“ ist; so daß die Schimpfnamen, welche sich die beiden feindlichen Nationen gaben, ihre historischen Namen geworden sind.

Die Geschichte der Waliser ist blutig und finster bis zu der Zeit, wo der erste Tudor, Heinrich VII.[534], den Königsthron von England bestieg. In den Adern der Tudors war ein Tropfen walisischen Blutes, sie stammten von mütterlicher Seite aus einem walisischen Adelsgeschlechte. Unter dem zweiten Tudor, Heinrich VIII.[535], kam die völlige Vereinigung mit England zu Stande. Seit dieser Zeit leben die Waliser unter dem milden englischen Regimente glücklich und zufrieden. Ihre Freiheit, ihre nationale Selbständigkeit haben sie verloren; aber treu bewahrt bis auf den heutigen Tag haben sie ihre alten Sitten, ihre alten Märchen, ihre alten Lieder und ihre alte Sprache. In den walisischen Städten wird allerdings reichlich so viel Englisch als Cymrisch geredet; aber auf dem Lande ist die einzig gesprochene und fast einzig verstandene noch immer die alte, nationale Sprache. Und nicht blos die Uebung des täglichen Gesprächs: auch die Presse ist thätig, sie zu erhalten, und mehr noch, sie rein zu erhalten. Denn was aus einer Sprache werden kann, wenn sie blos gesprochen, aber nicht mehr geschrieben und nicht gedruckt wird, das haben wir in Irland gesehen, wo die gesprochene Sprache des gaelischen Westens sich organisch fortgebildet hat, während die Schriftsprache auf dem Standpunkte stehen geblieben, den sie vor 400 Jahren einnahm, so daß eine fast nicht mehr auszugleichende Kluft beide trennt.

Die Waliser sagten sich, zugleich mit den Engländern, von dem Glauben an Rom los. Dieser Umstand vornehmlich ist es, welchem Wales – im Gegensatze zu dem unglücklichen, katholisch verbliebenen Irland – auch seine politische Gleichstellung mit England zu danken hat. Allein nur der kleinste Theil von Wales bekennt sich zur englischen Hochkirche; bei weitem der größere spaltet sich in zahlreiche Dissenter-Gemeinden, unter welchen (namentlich in den Berg- und Grubendistrikten) die Methodisten[536] vorherrschen. Auch darin zeigt sich der Geist der Unabhängigkeit, der ihnen von Anfang an eigen gewesen; vielleicht auch derjenige des Beschaulichen, In-sich-gekehrten, Einfachen und Ver-

---

[532] Veraltet für die schottisch-gälische Sprache.

[533] Die Bezeichnung „welsch, wälsch“ bezieht sich ausschließlich auf romanische Völker, vor allem auf Franzosen (bezeichnenderweise heißen die französischsprachige Belgier Wallonen), Italiener, Rätoromanen – und Rumänen (Wallachen); siehe hierzu auch DWG, Bd. 27, Sp. 1327ff. Der Begriff Kauderwelsch wurde urprüngl. ebenfalls auffällig häufig im Zusammenhang mit Fremden romanischer Herkunft verwendet (siehe hierzu DWG, Bd. 11, Sp. 308). Dem Rotwelsch, der Gaunersprache, liegt hingegen eine allgemeineres Verständnis von Fremdheit zugrunde, die durch die traditionell negative Konnotation der Farbe Rot, sie steht von alters her für Falschheit, zusätzlich negativ verstärkt wird (Lexer, Mhd. Wb., Bd. 2, Sp. 510).

[534] Heinrich VII. Tudor (walis. Harri Tewdwr; engl. Henry VII; 1457–1509), seit 1485 König von England und Herr von Irland.

[535] Siehe hierzu S. 16, Anm. 37.

[536] Eine von John Wesley (1703–1791) in England gegründete prot. Reformbewegung, die in Amerika rasche Verbreitung fand.

ständigen. Es gibt, in seinen häuslichen Verhältnissen, kaum ein ordentlicheres und im besten Sinne nüchterneres Volk. Trunkenheit, die in dem angrenzenden England namentlich an den streng-kirchlichen Sonntagen eine so große und widerwärtige Rolle spielt, wird hier nicht gesehen; die einzige Tafelfreude des Sonntags pflegt eine Schüssel Fleisch zu sein, während in den Wochentagen die unschuldigsten Gerichte von der Welt abwechseln, bei welchen Milch die Hauptsache ist.

Neben all diesen Tugenden in Haus und Leben zeichnet das Volk von Wales noch ein besonderes starkes Heimathsgefühl aus, welches zwar allen Bergvölkern eigen zu sein pflegt, aber bei keinem heiliger erscheint, als bei diesem. Denn jeder Hügel, auf welchem ihre Schaafe weiden und ihre Ziegen klettern, trägt noch die Trümmer jener Vesten, in welchen ihre Vater gekämpft haben; jeder Schritt Landes hat vom Blute jener Edeln getrunken, die durch die volkstümliche Tradition, durch Lied und Wort, unsterblich geworden sind. Und wenn der Mann von Wales sich umschaut nach den Gebirgen, welche seine Thäler begrenzen, wenn er den Acker düngt, wenn er das Gras der Marschen mäht: so kann er mit Stolz und mit Wehmuth sagen, daß kein Volk der Erde um das Vaterland mehr gelitten habe, als das seine!

In diesem Land und unter diesen Leuten habe ich im Herbste des Jahres 1855 mehrere sehr angenehme und mir unvergeßliche Wochen verlebt. Ich wohnte in einem jener reizenden Farmhäuschen, die in ihrer Bauart und Einrichtung eine gewisse Aehnlichkeit mit den Schweizer Chalets[537] haben, bei einer guten ehrbaren Pächtersfamilie. Ueberaus anmuthig lag die Farm unter dem Abhang eines der weithin sichtbaren Felsköpfe von Wales, dem Pen-maen-mawr[538], gegenüber einem Meeresarm des St. Georgs-Kanals, aus dessen dunklem Blau die schimmernden Häuser von Beaumarris[539] und die lachenden Gartengelände der Insel Anglesea[540] auftauchten. Zwei Stunden rechts lag das liebliche alte Städtlein Conway mit den malerischen Schloßruinen, jetzt fast ganz in Epheu versunken, und dem reizen den Seebade Llandudno; zwei Stunden links lag die ehrwürdige Bischofsstadt Bangor mit der Kathedrale aus alter Zeit und zwei Brücken, welche das Wunder der neuen Zeit sind, über dem Meeresarme hin die beiden Ufer des Festlandes und der Insel mit einander verbindend: eine Kettenbrücke und eine eiserne Röhrenbrücke. Diese letztere ist die in der Geschichte der Baukunst epochemachende Menai-Brücke.

Hier ist es auch, wo man die Hörner des Snowdon, dreizackig, wolkenumflattert zuerst in den Himmel ragen sieht. Dies ist der höchste Berg in Wales, er ist 3658 Fuß hoch. Er bildet den Mittel- und Knotenpunkt gleichsam der ganzen Berg- und Hügelkette, welche den nördlichen Theil von Wales durchziehen und ihm den Namen der „englischen Schweiz“ verschafft haben. Nicht ohne Schwierigkeit ist dieser Berg zu ersteigen, aber die Aussicht von seiner Spitze ist über alle Beschreibung herrlich – wenn man nämlich eine Aussicht hat, was in den meisten Fällen, wie bei hohen Bergen die Regel, nicht der Fall ist. Wenn aber der Horizont und der Berg frei von Wolken ist, dann liegen zu den Füßen des Beschauers zwei Meere ausgebreitet; er sieht die Küste von Irland und die Küste von Schottland, die Insel Man, die Berge der englischen Seen in Westmoreland und Cumberland, er sieht Lancashire und Cheshire und alle Berge und Bergseen von Wales in einem bunten, reichen Panorama. Wie unser Brokken, so ist der Snowdon der Berg der Sage und des Märchens in Wales; hier bis zuletzt flatterte die Drachenfahne der Cymry, als im Thale längst schon das weiße Roß der Sachsen herrschte. Hier opferten die letzten Druiden, hier sangen die letzten Barden und die Namen von Vortigern[541] und Merlin, dem „Wilden“, dem „Zauberer“, sind mit demjenigen des Snowdon in der Poesie und Tradition von Wales verbunden. Und Ueberreste genug einer untergegangenen Welt liegen um den Gipfel herum zerstreut: gewaltige Stücken von Lava und säulenartige Steine von ungeheurem Umfang, welche die Alterthumsforscher beschreiben als Tempelreste und Opfertische des düstern Druidenthums.

---

[537] Siehe hierzu S. 21, Anm. 69.

[538] Penmaenmawr.

[539] Beaumaris.

[540] Anglesey.

[541] Vortigern (walis. Gwrtheyrn; altengl. Wyrtgeorn; breton. Gurthiern; ir. Foirtchern; lat. Vortigernus), vermutlich ein romano-brit. Warlord des 5. Jhd.s.

Aber anmuthig am Fuße des Snowdon liegt das Hafenstädtchen Caernarvon[542] mit dem wohlerhaltenen Schloß, in welchem der erste englische „Prinz von Wales“ geboren worden, und nicht weit davon, auf einem köstlichen Gebirgsweg zu erreichen, das Dorf Llanberris[543] und der See Llynberis[544]. Von hier aus wird in den meisten Fällen die Snowdon-Tour gemacht, weshalb das hübsche Dörflein – welches unser Bild zeigt – in der guten Jahreszeit von Fremden und dem lustigen Schwarm, der denselben überall zu folgen pflegt, von Ponies und Eseln und Eseltreibern und Harfenspielern voll ist. – Wo die Tannen und Buchen des Thales sich zusammenschließen, da auf einem malerischen Hügel liegt das Victoria-Hôtel, unter Garten und Wald, ernst überragt von den Trümmern des Dolbadarn-Schlosses. Man kann sich nichts Reizenderes denken, als die Aussicht von der Terrasse dieses Hotels. Gegenüber, hoch und dunkelblau die von der Sonne gefärbte Masse des Snowdon, seine Gipfel zuweilen glänzend in wolkenloser Höhe und Reinheit, zuweilen finster umlagert von zusammengeballtem Gewölke. Ueber graue Felsen, welche in allen Farben schillern, sowie Sonne und ziehende Wolken sie abwechselnd mit Licht und Schatten bedecken, erblickt man rechts den Llynbadarn[545], den ersten der Seen in diesem wasserreichen Hochlande, der dunkelblau und ohne Regung stets daliegt. Zur Linken, zwischen Felsenschluchten schimmert der Llynberris, einer der lieblichsten Seen, die zu finden sind – von Farrenkraut und Rosmarin an seinen Ufern umflüstert und umduftet, mit Tannen besäumt, durch deren Wipfel die Snowdonspitzen glühn und starren, während in der Tiefe das Wasser des Sees stahlblau zittert, so oft der Wind darüber hinsäuselt.

Einen ganz andern Charakter, südlicher in seinen Farben, weicher in seinen Formen, hat das Thal und die Stadt Llangollen, welches unser zweites Bild zeigt. Aus dem Felsenpaß der Snowdonia tritt man hier in das lieblichste Idyll; – das üppig bewaldete Pengwern- und Berwyn-Gebirge, in weichem Schwunge von Kuppe zu Kuppe steigend, umschließt das Thal, das wohl mit Recht „das süßeste der Thäler“ und „das glückliche Thal“ genannt wird. Hier ladet Alles zum Frieden, zu genießender Ruhe, zu beschaulicher Einkehr in sich selber ein. Es ist eine wunderbare Harmonie in diesem Gedichte der Natur, eine sanfte Musik der Landschaft – eine frauenhafte Weichheit. Und wie sonderbar, daß es auch nur Frauen sind, an deren Namen und Andenken sich die Traditionen von Llangollen knüpfen! Die eigenthümlichsten dieser Frauengestalten, deren Bilder noch heute zu den Penaten[546] dieses glücklichen Ortes gehören, sind die unter dem Namen der „Damen von Llangollen“ („*the ladies of Llangollen*“) ihrer Zeit hochgefeierten Lady Eleanor Butler[547] und Miß Ponsonby[548], die sich um das Jahr 1778 hier ansiedelten und bis tief in unser eigenes Jahrhundert hinein in einem reizenden Häuschen, das man noch heute zeigt, ein Leben lebten, welches ganz und ausschließlich der treuesten Freundschaft gewidmet war. Aus Furcht, durch Heirath jemals geschieden werden zu können, entflohen diese beiden Damen, welche der hohen Aristokratie von Irland angehörten, den Glanz und die Pracht der elterlichen Häuser, entflohen sie hierher, weit ab von der Welt, um ganz der Freundschaft für einander, ganz dem Wohlthun, ganz der Beschäftigung mit Allem, was schön und gut ist, zu leben. In seinen „Briefen eines Verstorbenen“ schildert Fürst Pückler-Muskau[549] einen Besuch, den er den „Jungfrauen vom Thale“ abgestattet. Sie gingen damals im Reifkleid[550] und Hut (so wie sie auch heute noch abgebildet sind), einer Art männlicher Kleidung, die sie zum Andenken an ihre Flucht beibehalten hatten. Sie waren mit Großkreuz und

---

542 Siehe hierzu S. 49, Anm. 207.

543 Llanberis.

544 Llyn Peris.

545 Llyn Padarn.

546 Die Penaten (lat. Dii Penates) waren in der röm. Religion die Schutzgötter der Vorräte und gehörten zu den privaten Schutzgöttern eines Haushalts.

547 Eleanor Charlotte Butler (1739–1829).

548 Sarah Ponsonby (1755–1831).

549 Hermann von Pückler-Muskau (1785–1871) in seinem Werk „Briefe eines Verstorbenen. – Ein fragmentarisches Tagebuch aus Deutschland, Holland und England, geschrieben in den Jahren 1826, 1827 und 1828. – Erster Theil“ (Stuttgart: Hallberger 1831), S. 18-24.

550 Recte: Reitkleid, frz. la redingote; selbst die Redingotes für Damen zeichneten sich durch einen eindeutig die männlichen Gehröcke nachahmenden Schnitt aus.

Kordon auswärtiger Monarchen geschmückt, welche dieses seltene Paar besucht hatten. Noch heute – nachdem sie schon mehr als dreißig Jahre in einem Grabe und unter einem Grabsteine auf dem Kirchhofe von Llangollen ruhen – sind sie von einer kaum glaublichen Popularität in diesem Thale, in dem sie so lange Schutzengel der Armen und Bedrängten gewesen. –

Daß in diesen romantischen Bergen und bei den ebenso gemüth- als phantasievollen Bewohnern derselben sich ein ganzer Schatz von Volkspoesie und Volksmusik erhalten haben sollte, ist nicht zu verwundern. Ja, das ganze Leben der selben, von der Wiege bis zum Grabe, Freierschaft und Hochzeit eingeschlossen, ist von dem poetischen Hauch alt-nationaler Sitte umweht. So viel schöne Gebräuche, die sich auf den Wechsel der Jahreszeiten beziehen, werden hier beobachtet: ein heiterer Frühlingskult, eine wehmüthig-bedeutungsvvolle [sic!] Einweihung des Herbstes. Stark in seinem Zusammenleben mit der Natur ist dieses Volk geblieben, und dieses ist die nie versiegende Quelle, die das Märchen nährt und frisch erhält, diese lieblichste Blume in dem duftigen Kranze der Volkspoesie. Hier lebt das Märchen noch, hier wird es täglich neu geboren. Erzählte mir doch eine Frau während meiner Herbsttage in Wales, als wir über eine Wiese nicht weit von der Farm gingen, daß dies ein Lieblingsaufenthalt der Feen gewesen, bis die Eisenbahn sie vertrieben habe – da seien sie fortgezogen und selber habe sie gehört, wie die Feen in einer Nacht gesungen hätten:

Lebe wohl, du schöne, schöne Wiese,
Ach! so lieb war keine uns, als diese.[551]

Volkslieder im eigentlichen Sinne, wie deren in den irischen und schottischen Hochlanden so viele hunderte leben und gesungen werden, gibt es nicht in Wales. Der Grund liegt in dem Druck, durch welchen der zunftmäßige Zwang des Bardenthums, der bis in eine späte Zeit fortdauerte, das dichtende Vermögen des Volkes niedergehalten und in seinen Keimen geradezu erstickt hat. Erst aus verhältnißmäßig viel neuerer Zeit, höchstens aus dem vorigen Jahrhundert, stammt eine Reihe von Versen – Lieder kann man sie kaum nennen –, welche gleich den bayerischen „Schnadahüpfl'n" entstanden sein mögen Und gleich ihnen noch täglich neu entstehen. Sie heißen in Wales „Pennillion"[552], ein Wort, welches sie sogleich als Improvisationen bezeichnet, da es wörtlich übersetzt ungefähr heißt: das, was aus dem Kopfe gesungen oder wiederholt wird. Von diesen Pennillion lebt ein großer Vorrath in der Erinnerung eines jeden Walisers, und es ereignet sich wohl kaum eine fröhliche oder festliche Gelegenheit, bei welcher sie nicht zu Hunderten nach alten Melodien und zum Klange der Harfe gesungen würden. Die Harfe ist immerdar das alte, nationale Instrument gewesen und hat sich als solches erhalten, während sie in den andern Celtenländern, Irland und Schottland, vollständig dem Dudelsack gewichen ist. Die Volksmusik von Wales, im Gegensatz zu der Musik der andern Stammverwandten, ist daher reine Harfenmusik geblieben. Und dieses ist es, was ihr den eigenthümlichen Charakter des Vollen zugleich und Dahinschmelzenden verleiht. Die Melodien von Wales zeichnen sich insgesammt durch einen Hauch reinster Natürlichkeit aus, ob sie nun klagend in Moll tönen, oder dem Ausbruch der Freude über die Wiederkehr des Frühlings und des Kuckucks (der ihr Lieblingsvogel ist) in Dur Luft machen.

Wer weiß, und wer kann es sagen, wie lange dieses Völkchen sich noch in seiner so hochpoetischen Besonderheit erhalten wird? Dieses ist keine Zeit, weder für die Poesie, noch für die Individualität der Völker; denn das Princip der Nationalitäten, obwohl von Freunden der Freiheit zuerst ausgesprochen, ist doch ein reaktionäres. Der Zug der Zeit geht auf das Nivelliren; ihr Symbol ist die Lokomotive, die sich auch ihren Weg nur bahnen kann, indem sie Berge abträgt, Felsen durchwühlt und Seen, ja Meere überbrückt. Macaulay[553] sagt einmal, an einer Stelle seiner berühmten Geschichte, von allen Erfindungen, die der Menschengeist mache, erschienen ihm diejenigen als die tiefeingreifendsten, welche die Entfernungen abkürzten. Nun, was die Entfernungen zwischen den Völkern aufhebt, das muß zuletzt und bis zu einem gewissen Punkte auch die Unterschiede zwischen ihnen aufheben. So lange die Waliser

---

[551] Zitat aus Julius Rodenbergs (siehe hierzu S. 27, Anm. 92) Werk „Ein Herbst in Wales. Land und Leute, Märchen und Lieder […]" (Hannover: C. Rümpler 1858), S. 92. Der vorliegende Artikel ist ein Auszug daraus.

[552] Von walis. pennill, der Vers.

[553] Die engl. Historikerin Catharine Macaulay geb. Sawbridge (1731–1791).

den Schutz der Berge und des Meeres genossen, so lange die Wege durch ihr Land so schlecht und so gefährlich waren, daß Swift[554], der große Humorist, der sie auf seiner Reise von Irland nach England hinreichend kennen lernte, für zwei Wirthshäuser, die sich auf beiden Seiten eines der schlechtesten und gefährlichsten Gebirgspässe befanden, zwei Inschriften vorschlagen konnte, für das erste:

Eh' du dich wagst in diesen Paß,
Trink Muth dazu mit einem Glas![555]

für das zweite:

Nun, da du durch bist, greif zum andern, –
So schwach darfst du nicht weiter wandern![556]

– so lange, in der That, konnte das Völkchen von Wales sich frei von allen äußeren Einflüssen erhalten. Nun aber, wo die Reise von London nach Conway eine der anmuthigsten Spazierfahrten und der gefährliche Paß, den Swift besungen, zugleich von einer vortrefflichen Chaussse und der Schienenstraße durchschnitten wird: nun ist Wales ein Sommeraufenthalt der Engländer und LIandudno eines von den fashionablen Seebädern der Londoner geworden. Das Ende ist ohne Prophentengabe [sic!] abzusehen. Uns aber ist es ein erhebender Gedanke, ein Volk gesehen und kennen gelernt zu haben, das die Schätze seiner Vergangenheit so treu gehütet; und lange noch in unserer Erinnerung werden die schönen Märchen, die lieblichen Melodien fortleben, die wir dort vernommen in dem Lande der Seen und der Berge!

Julius Rodenberg[557].

---

[554] Der ir.-engl. Schriftsteller Jonathan Swift (1667–1745).

[555] „Before you venture hence to pass \ Take a good refreshing glass."

[556] „Now you are over, take another, \ Your drooping spirits to recover." Angeblich hatte Jonathan Swift (siehe hierzu S. 130, Anm. 554) beide Gedichte in das Fensterglas des Gasthauses von Penmaenmawr geschnitten (Quelle: The History of Wales. – Written originally in British by Caradoc of Llancarvan; translated into English by Dr. Powell; […]. Shrewsbury: J. Eddowes 1832. S. 17; nach anderen Quellen Jonathan Swift lediglich zugeschrieben).

[557] Siehe hierzu S. 27, Anm. 92.



P. Ahrens gez. & gest.

THAL von LLANGOLLEN

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.



LLANBERIS

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [161]-165.

Funchal
auf der Insel Madeira.

Ein grünes hochbordiges Eiland mit waldgekrönten Bergen, die frisch und üppig im glänzenden Sonnenscheine lagern, so steigt Madeira aus dem dunkelblauen Meere herauf. Das Herz des Schiffers, der vom kalten Norden herabkommt, erfüllt sich, schon während er den Anker fallen läßt, mit stiller Sehnsucht nach jenen warmen sonnigen Höhen, auf denen er die eisige Kälte und die Winterstürme der Biscayischen See vergessen wird. Der Schiffer aber, der von Süden heraufkommt und wochenlang in Sonnengluth und Windstille im Aequatorial-Gürtel verschmachtend gelegen hat, der träumt von grünen Laubhallen, von kühlem Schatten dort oben in denselben Bergen. Anmuthstrahlend, glückverheißend liegt es vor Aller Blicken da – ein gelobtes Land.

Hier auf der Südwestseite der Insel ist die Kraft des Nordwest-Monsuns, mit dem wir herab gekommen, an den hohen Bergen gebrochen und wir treiben nur langsam dem Ankerplatze zu. Die Zeit erscheint uns unbegreiflich lang, denn schon seit Stunden liegt das weiße Häusermeer Funchals so deutlich vor uns, daß man glaubt, man könne es mit den Händen greifen; die Luft ist offenbar von einer merkwürdigen Klarheit und Durchsichtigkeit. Die Stadt liegt vor uns aufgeschlagen, wie ein Buch, wir sehen ihr Entstehen, ihr Wachsthum durch Jahrhunderte. Als Gonzales Zargo[558] im Jahre 1421 Madeira entdeckte und die portugiesische Kolonie Funchal gründete, da hatten die Entdecker nicht nöthig, das Land erst zu erobern und durch Fortifikationen sicher zu stellen, denn das Land war unbewohnt; ja, auf der ganzen Insel fand sich auch nicht ein einziges jagdbares Thier vor, alles animalische Leben fehlte bis auf einige Vögelgeschlechter. Darum fehlen auch in der Kulturgeschichte der Madeirenser die ersten Entwickelungsstufen des Jäger- und des Nomadenlebens und die Geschichte beginnt sofort mit dem gesitteten Ansiedler. Deshalb ist auch das Fort[559], welches wir jetzt auf der felsigen Landzunge auf der Westseite des Hafens sehen, viel jüngeren Datums; es entstand erst Jahrhunderte später, als die Rivalität der seefahrenden europäischen Nationen Schutzwehren nothwendig machten.

Ein Fischerdorf unten am Meeresufer und oben auf einem vorspringenden Granitfelsen ein Altar, den man der Maria „*Nossa Senhora do Monte*" (unserer Herrin vom Berge) errichtete, mit noch bestehender Kirche und Kloster[560] zu seinem Schutze, das waren die noch sichtbaren Anfänge der Kolonie.

Allmälig füllte sich der Zwischenraum zwischen dem Kloster und dem Fischerdorfe aus und ward zu einer wachsenden, wohlhabenden Stadt, die ihre Einwohner nicht mehr zu fassen vermag; darum quillt sie seitwärts zu allen Fugen heraus, und die nach allen Seiten hin sich ausbreitenden Villen lassen sie vielleicht noch größer erscheinen, als sie in Wirklichkeit ist. Sie enthält gegenwärtig etwa 30,000 Einwohner.

---

[558] João Gonçalves Zarco (ca. 1380–1467).

[559] Fortaleza de São Tiago; die Befestigungsanlage war im Jahre 1614 fertiggestellt worden.

[560] Mit dem Bau der Kirche war im Jahre 1741 begonnen worden, doch wurde der Neubau bereits 1748 durch ein Erdbeben zerstört, so daß sich die endgültige Fertigstellung bis ins Jahr 1818 hinzog; dort fand übrigens der 2004 seliggesprochene österr. Kaiser Karl I. (1887–1922) seine letzte Ruhestätte.

Doch nun ist der Anker endlich gefallen, und ehe wir noch zur Stadt gelangen, ist ein Theil der Stadt schon zu uns gekommen. Gegen 40 Boote umschwirren das Schiff; der Nordländer, der zum erstenmale nach dem Süden kommt, und zwar nach einer Seereise so plötzlich ohne alle Vermittelung in den Süden hineintritt, weiß nicht, wohin er den Blick zuerst richten soll. Soll er zu erst die Physiognomien der seltsamen braunen Gesichter mit den schwarzen Haaren und den schwarzen blitzenden Augen studiren, soll er die massenhaft aufgestapelten Südfrüchte in den buntbemalten Kähnen bewundern, oder soll er endlich von der Brüstung des Schiffes die wenigen preußischen Viergroschenstücke[561], die er in England zu wechseln vergaß, in hohen Bogen in's Meer werfen und sich daran ergötzen, wie von jedem Boote in der Runde mit Blitzesschnelle ein brauner Knabe kopfüber in's Meer springt, und wie diese Taucher-Kobolde mit bewundernd würdiger Geschicklichkeit das Geldstück jedesmal dem Meere entreißen und mit der Beute zwischen den Zähnen lachend und triefend sich wieder in's Boot schwingen!

Aber wenn nun das seltsame Erstaunen, welches alle die neuen Dinge in dieser fremden Welt in uns wachrufen, gesättigt und überwunden ist, dann wird es Zeil, seine Habseligkeiten, so viele man deren am Land zu gebrauchen gedenkt, einzupacken, ein Boot zu miethen und sich an's Ufer rudern zu lassen. Das ist aber in Funchal mit größeren Schwierigkeiten verbunden, als man denken sollte. Das Ufer flacht sich nämlich so allmälig ab und wird von einem so scharfen Steingerölle gebildet, daß selbst die Boote, welche die Verbindung mit den Schiffen unterhalten, nicht näher als etwa bis 100 Schritte[562] dem Lande sich nähern können; sie legen sich also in einiger Entfernung vom Lande wieder vor Anker, und geben ihren Inhalt an andere, noch flacher gehende Boote ab, welche von den Eingeborenen ruckweise mit der Fluthwelle unter großem Geschrei vorwärts geschoben werden. Die letzten paar Schritte wird man sogar getragen. Es wäre wohl längst die Pflicht der portugiesischen Regierung gewesen, dieser Unbequemlichkeit durch den Bau eines Steindammes abzuhelfen.

Haben uns Gesichtsfarbe und Physiognomie der Menschen, die ihre Dienste anbietend, schaarenweise uns umringen, schon das Gefühl des Fremdartigen erweckt, so steigert sich dies Gefühl bei jedem Schritte, den wir am Lande vorwärts thun. Die Pflanzen und Bauwerke erscheinen uns gleich seltsam. Unser Bildchen zeigt einige der charakteristischen Pflanzenformen. Der große astreiche Baum rechts gehört einer aussterbenden Laurus-Familie an und wird von den Portugiesen „*Vinhatico*“[563] genannt. Unmittelbar neben ihm steht eine der schönsten Baumschöpfungen der Erde, eine Musa (Banane, Pisang), welche eine der werthvollsten, wenn nicht die werthvollste unter allen Südfrüchten erzeugt: eine Venus an Schönheit, eine Ceres an Fruchtbarkeit. Die Musa ist trotz ihrer weichen, üppig weiblichen Formen doch eine Pflanze von ausgeprägt zähem Charakter, von einer starken, bestimmenden Individualität im Landschaftsbilde; wo sie auftritt, ist sie die hervorragendste Erscheinung in der Pflanzengesellschaft. Niedriger am Boden hält sich der Kaktus und dazwischen zeigt sich auch schon vereinzelt eine zu seinem Geschlechte gehörige Euphorbie[564]; aber beide sind in Madeira noch nicht auf ihrem natürlichen Standpunkte, sie sind Eingewanderte. Ihre Heimath liegt noch tiefer herab nach Süden und beginnt erst mit Teneriffa und den kanarischen Inseln. Der Kaktus ist der Kochenillen-Kaktus[565], und erst seit einigen Jahren hat man angefangen, ihn in kleinen Plantagen anzupflanzen, und die Kochenillen-Spinne[566], der wir den Purpur verdanken, kunstgerecht auf ihr zu erziehen.

Doch wenden wir uns aufwärts zur Stadt und ihren Bewohnern. Wir schreiten über die „*Praça Academica*“[567], einer schattigen Allee am Meeresufer, in die eigentliche Stadt hinein. Die Häuser sind in europäischem Style erbaut und doch machen sie einen befremdenden Eindruck auf uns. Das nordische Haus ist ein Abschluß nicht nur gegen die Natur, sondern auch gegen das sociale und gewerbliche Leben.

---

[561] 4 Groschen (Gr.) = ⅙ Taler (Thl.) bzw. 15 Kreuzer (Xr.) der Guldenwährung (fl.; siehe hierzu S. 208, Anm. 852); später 5 Silbergroschen.

[562] 1 Schritt entspricht etwas mehr als 74 cm.

[563] Plathymenia reticulata (portug. vinhático), die jedoch nicht zur Familie der Lorbeergewächse (Lauraceae) zählt, sondern zu der der Hülsenfrüchte (Fabaceae).

[564] Wolfsmilch (Euphorbia).

[565] Die Opuntie (Opuntia).

[566] Die Cochenilleschildlaus (Dactylopius coccus).

[567] Praça Académica, Platz der Akademie.

Unser ganzes Wirken und Schaffen im Norden entwickelt sich in der Stille und Abgeschlossenheit der Steinmauern; die gewerblichen Arbeitsstätten befinden sich gewöhnlich in dunkeln Hinterzimmern oder auf dem Hofe. Im Süden fließt das Produciren und das Leben mehr in einander, das Haus ist keine Scheidewand, denn die Werkstätte des Handwerkers liegt in der geräumigen weitgeöffneten Hausflur nach der Straße heraus, ja, sie drängt sich oft bis in die Straße hinein. Werkstätte, Laden und Markt bilden ein zusammenhängendes Ganze. Unter Plaudern und Scherzen mit den Nachbarn fließt die Arbeit munter fort; sie erscheint nicht wie ein von des Lebens Nothdurft abgerungener Seufzer der Menschennatur, sondern wie der heitere Ausdruck eines natürlichen sittlichen Bedürfnisses.

Es ist ein angenehmer Gang durch die Straßen Funchals. Die hohe Sauberkeit derselben, die sonst kein charakteristisches Merkmal portugiesischer Städte zu sein pflegt, die freundliche Lage, das schöne Basalt-Pflaster, das geschäftige, heitere Leben in allen Häusern zur Seite wirken um so voller und angenehmer auf uns, da über dem Allen eine wohlthuende Stille liegt, da keine Karossen, keine Omnibus[568], keine Droschken über das Pflaster rasseln. Die Straßen sind oft zu steil, die Pflastersteine zu glatt, als daß man das Pferd mit Vortheil und ohne Gefahr vor den Wagen spannen könnte. Wohl trägt es den Reiter über diese schlüpfrige Bahn, wenn dieser es zu führen versteht, und aus diesem Grunde wird wohl, hauptsächlich für die zahlreichen durchreisenden Fremden, welche Madeira besuchen, eine verhältnißmäßig große Anzahl von Reitpferden auf der Insel gehalten. So bald man an's Land getreten ist, sieht man von allen Seiten zerlumpte Senhores auf meistentheils degenerirten Abkömmlingen edlen andalusischen Blutes einhersprengen, die sie mit großer Zuvorkommenheit, natürlich gegen hohe Miethe, zu einem Ritt in die Umgegend anbieten, denn sie kennen den sonderbaren Drang aller Seefahrer, die Mutter Erde vom Rücken eines Pferdes aus zu betrachten.

Es gibt aber noch andere Fortbewegungsmittel, als das ungeduldige Roß, das nicht für jeden Fremden gleich geeignet ist, namentlich aber nicht für die vielen – wenn ich so sagen darf – einheimischen Fremden, die hier ihren Wohnort auf Monate und Jahre nehmen, um von der Gunst des Klima's zu erwarten, was ihnen der heimische Arzt mit allen seinen Medikamenten nicht zu schaffen vermochte, – Heilung ihrer kranken Athmungsorgane. Da begegnet uns eine Sänfte, mit grüner Gaze umhangen; nur von einer Seite ist sie zurückgezogen und zeigt uns einen jungen Mann auf Lederpolstern ruhend, dessen ovales Gesicht, spitze Nase, blonde Haare und wasserblaues Auge den Sohn Albions[569] verrathen, dessen blasse Gesichtsfarbe und abgemattete Haltung aber von tief wurzelndem Leiden zeugen. Ihm wird diese Station wohl die letzte auf dieser Erde sein, denn es sind nur noch Reste von Leben, die er hierher getragen hat. Jene jungen Damen dagegen sind offenbar schon längere Zeit auf der Insel, denn sie plappern, wenn auch gebrochen, portugiesisch mit dem Führer der sonderbaren Equipage, in der sie sich fortbewegen. Man denke sich einen altmodischen großen lackirten Kutschwagen, der sein schweres Leder-Verdeck mit einem farbigen, leichten Zeugdache vertauschte, dem man unterhalb die Räder genommen hat, um an deren Stelle schwere Schlittenkufen anzubringen. Statt der wiehernden Rosse bewegen sich schwerfällig an der Deichsel zwei große rothbraune Ochsen, und so wird das abenteuerliche Fuhrwerk mit dem lieblichen Inhalt schleifend durch die bergigen Straßen gezogen. Es sind diese verdeckten Schleifen das beliebteste Transportmittel der Gesellschaft auf Madeira und vertreten allgemein unsere Equipagen[570].

Buntscheckig genug ist diese Gesellschaft! Ganz Europa und Amerika schicken ihre Kontingente; überwiegend aber sind die Bewohner der kälteren Zonen oder der Länder mit rauhen, naßkalten Winden vertreten, Nord-Amerikaner, Engländer, Russen. Ueberwiegend aber sind die Engländer, die in mehr als 400 Familien fest angesiedelt sein sollen. Es resultirt daraus auch ein auffallender Widerspruch in der

---

[568] Im Linienverkehr eingesetzte pferdebespannte Wagen, sogenannte Pferde-Omnibusse für die kommerzielle Personenbeförderung, sind schon seit 1662 in Frankreich belegt. Das Konzept dieser bis 1680 verkehrenden „Carrosses à cinq sols" („Wägen für fünf Sous") stammt vom frz. Mathematiker und Philosophen Blaise Pascal (1623–1662). 1825 führte der Fuhrunternehmer Simon Kremser (1775–1851) einen nach ihm als „Kremser" bezeichneten komfortabel gefederten Pferde-Omnibus ein, der zehn bis zwanzig Personen Platz bot. In den 1830er Jahren kamen in Großbritannien die ersten, von Goldsworthy Gurney (1793–1875) entwickelten Dampfomnibusse auf.

[569] Klass. Bezeichnung für die brit. Inseln (griech. Ἀλβίων, Albíōn; lat. Albion; wohl zurückzuführen auf schott.-gäl. Alba, ir. Albain, Manx Nalbin, walis. und corn. Alban).

[570] Eine Pferdekutsche gehobener Ausstattung (von frz. équiper, ausstatten, bestücken).

ganzen Erscheinung dieser Stadt, man glaubt den Geist zweier Kulturen mit einander ringen zu sehen; da ist auf der einen Seite der melancholische Geist des Verfalls, der über allen portugiesischen Kolonien mit Alpdruck zu liegen scheint; auf der anderen der energische Geist der angelsächsischen Race, die sich auf fremdem Boden heimisch zu machen versteht und den Stempel ihrer aufstrebenden Kultur überall aufdrückt. In der vorschreitenden Kultur – und das ist das Geheimniß ihrer Erfolge – liegt ein Ansteckungsstoff, welcher Alles um sie her ergreift und mit sich fortreißt. So ist auch der Verfall in Madeira mindestens schon zum Stillstand gebracht, ja es sind unzweifelhafte Zeichen vorhanden, daß er umgekehrt ist.

Diese Abschweifung haben wir uns erlaubt, während auch wir im Sattel eines Pferdes uns befinden, das, zwar von viel Temperament und gut geschult, nur die böse Angewohnheit hat, mehr auf den Zuruf seines Treibers zu achten, der bald neben, bald hinter ihm herläuft, als auf Zügel und Schenkeldruck seines Reiters. Diese Treiber (*burroquero*[571]) sind unvergleichlich malerisch zerlumpte Kerle; das sonderbarste Kleidungsstück an ihnen aber ist die *carapusa*, eine kleine, unendlich kleine Mütze, welche kaum den Wirbel des Kopfes bedeckt und flach wie ein Teller darauf aufliegend sich von der Mitte aus in ein kleines gebogenes weiches Horn verliert.

Wir reiten eine schmale gutgepflasterte Straße aufwärts, um einen Besuch im Kloster *Nossa Senhora do Monte* zu machen. Die Straße hat einen Neigungswinkel von nahezu 25 Graden, ist also außerordentlich steil, und wir müssen die Kraft dieser Pferde bewundern, die uns anscheinend mit Leichtigkeit den Berg hinantragen. Auf einer kleinen Plattform machen wir Halt, um einen Blick auf die Landschaft unter uns zu werfen, die eine Kapelle trägt, während der Führer uns mit der Geschichte zweier Liebender langweilt, welcher die romantisch Gesinnten die Entdeckung der Insel zuschreiben und deren Andenken diese kleine Kapelle ihre Entstehung verdankt.

Lassen wir die Liebenden vereinigt unter dem Schirmdach der Kapelle ruhen und betreten wir die Schwelle des Klosters, wo nicht die Liebenden, sondern die Liebe selber begraben wird. Zwei alte Matronen mit längst verwelkten Herzen empfangen uns an der Pforte und führen uns durch einen langen Gang und eine Treppe hinauf in das Sprechzimmer; gleich darauf erscheinen hinter dem Gitter zwei andere Nonnen, öffnen eine kleine Thüre in demselben, gerade groß genug, um einige Kartons mit buntschillerndem Inhalte hindurchschieben zu können. Sie reichen uns die in der Damenwelt weit und breit berühmten herrlichen Federblumen, mit deren Anfertigung sie sich in *Dei gloriam*[572] beschäftigen. Kann es irgend eine gesellschaftliche Institution geben, in welcher dem Egoismus unverhüllter Altäre gebaut werden, als gerade die Klöster, in denen doch ein Jeder, offen ausgesprochen, nur für sich, nur für seinen Seelenfrieden, nur für sein künftiges Gluck im Jenseits arbeitet? Wie dankbar müssen wir es erkennen, hier eine Ausnahme zu finden, und die frommen Nonnen im Dienste ihrer lebenslustigen Welt-Schwestern thätig zu finden. Die Geschichte der Industrie bildet zuweilen sonderbare Anomalien, und eine solche ist ohne Zweifel auch die Fabrikation dieser Federblumen in Madeira, die sich nicht auf das Kloster beschränkt hat, sondern auch über die ganze Stadt gewandert ist und zahlreiche weibliche Hände in Thätigkeit setzt; der Stoff zu diesen Blumen besteht aus den prachtvoll glänzenden Federn solcher Vögel, wie sie nur in den Tropen vorkommen, und von denen kein einziger in Madeira zu finden ist. Jedenfalls haben diese Kunst Nonnen aus Brasilien herübergebracht, als dieses noch eine portugiesische Kolonie war.

Eine andere Industrie der Insel ist die der feineren Holzarbeiten, für welche allerdings in Madeira die natürlichen Bedingungen vorhanden sind. Das glückliche Klima der Insel gestattet fast den Bäumen aller Zonen sich hier anzusiedeln, und von verständigen Freunden der Natur ist in dieser Richtung hin seit alter Zeit Außerordentliches geleistet. Die einheimischen wie die angesiedelten Bäume bieten Hölzer von sehr verschiedener Farbe und Textur, und liefern somit ein reiches Material für Holz-Mosaikarbeiten, welche denn auch mit vielem Geschmack und großer Sauberkeit ausgeführt werden.

[571] Eigentl. Eselstreiber (von span./portug. el/o burro, der Esel).

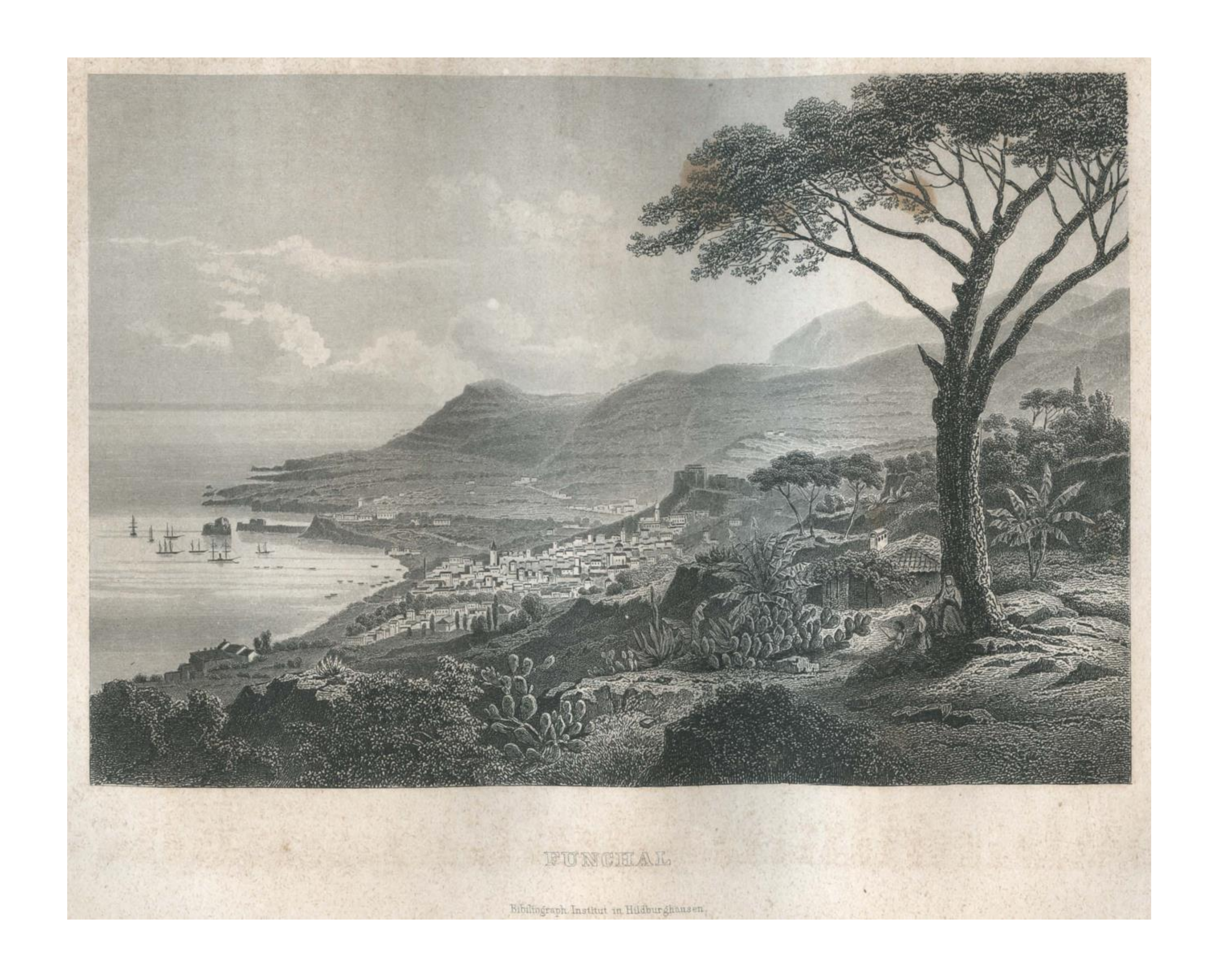
[572] Lat., „zum Ruhme Gottes“.

Wir wenden uns für heute nur noch ein kurzes Stück den steilen Weg aufwärts zu der *Quinta* (Villa) des verdienstvollen Senhor Luiz d'Ornellas Vasconcellos[573], dessen umfangreicher und mit bedeutenden Mitteln unterhaltener Park eine außerordentlich mannichfaltige und reiche Flora aus beiden Hemisphären darbietet. Alle diese zahlreichen Gärten in Madeira stimmen in einem eigenthümlichen Geschmacke überein. Der alte Renaissance-Styl bildet noch heute das Fundament in der Anlage. Ein Theil der Strauch-Gruppen ist nach chinesisch-japanischem Geschmack in wunderbaren Thierformen gezogen und wird durch die Scheere sorgfältig darin erhalten. Das Kleinliche, Nippartige und zuletzt Unnatürliche darin wird überwunden durch den Reichthum der Blattbildung, das üppige Grün, den bunten Blüthenflor, der wie ein Schleier über allen Gruppen hängt.

Auf unserm nächsten Bilde wollen wir höher hinaufsteigen in die Berge, auf die Gipfel des wolkenumgürteten Corral.

H. Maron.

[573] Der Industrielle und Politiker Diogo d'Ornellas de França Carvalhal Frazão e Figueirôa, 1.º Visconde da Calçada e 1.º Conde da Calçada (1812–1906).



FUNCHAL

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 165-169.

Dover[574].

Wer Dover in feinem ganzen Stolze sehen will, der muß es von der Seeseite sehen; und so sah ich's an jenem Sonntagsmorgen, nach kurzer, kaum fünfstündiger Fahrt von Ostende. So rasch, unter dem klarsten Sonnenschein und blauesten Himmel, hatte mich das Schiff herübergetragen, – dasselbe Schiff, welchem ich so oft vom Kursaal nachgesehen, wenn es die See kreuzte und mit seiner immer schwächeren Dampfsäule am Horizonte hinschwand. Auf mehre Meilen[575] Entfernung noch tauchte es, ein bloßer Schimmer, auf am östlichen Horizont, dann wuchs es, meilenweit, in blendendem Weiß, aber obenhin mit einem leisen Anflug von Grün. Wie eine Mauer zuletzt stand es da, eine Riesenmauer, die das Land schützt und dem Anprall des Meeres wehrt. – Ja, wem, der diese Felsen zuerst sieht, schroff und glatt abfallend in's Meer und nur obenhin spärlich bedeckt mit einer grünlichen Erdschicht, kommen sie nicht vor wie Festungsmauern, auf welche dies stolze England gegründet ist? –

Und dieses sind die berühmten Kreidefelsen von Kent, das Wunder der Reisenden, wenn sie, vom Kontinent herüberkommend, die Küsten von England zuerst begrüße. Jeder, wer England sehen will, sollte es von dieser Seite sehen – fest und sicher umgürtet von. seinen eigenen Felsen und stolz überragt von dem Kastell von Dover, welches schon Matthew Paris[576] beschrieb als „*clavis et repagulum totius regni*“[577], als das Schloß und den Riegel des ganzen Reiches.

Jahrhunderte lang berühmt als der wichtigste der „Fünf Häfen“ oder *Cinque Ports* war dies Dover, eine aus den Zeiten der Invasion und Normannenherrschaft stammende eigenthümliche Organisation. Sie hängt mit ihrer Lage längs demjenigen Theile der englischen Seeküsten von Kent und Sussex, welche dem Kontinent am nächsten ist, zusammen. Wie sich aus Domesday-Book, diesem Grund- und Wurzelwerk der englischen Verfassung, ergibt, genossen schon in den Tagen von Eduard dem Bekenner[578] die Hafenstädte Dover, Sandwich und Romnay, in Anbetracht ihrer, dem Staate zur See geleisteten Dienste, einer Freiheit von allen denjenigen Auflagen und Lasten, denen andere Orte unterworfen waren. Aber die eigentliche Institution der Häfen, welchen nun noch Hastings und Hythe hinzugefügt wurden, war ein Werk des Eroberers[579] selber, dessen meisterliche Politik darin ein Mittel erkannte, seine Verbindung mit dem Kontinent zu erleichtern, sowie seine Gewalt über die neuerworbenen Besitzungen fester zu schmieden. Lange bevor er sich zu seiner großen Unternehmung einschiffte, hatte sein scharfes Auge die schwachen sowohl als die starken Punkte der Süd-Ostküste von England entdeckt, und die Uebergabe des Kastells von Dover – jener Festung, welche von frühester Zeit an wegen ihrer natürlichen

[574] Lat. Portus Dubris.

[575] Es ist nicht ersichtlich, ob hier die preuß. Meile zu 7,5325 km, die geogr. zu 7,4204 km, die österr. Postmeile zu 7,5859 km oder gar die engl. zu 1,6093 km gemeint ist.

[576] Matthaeus Parisiensis († 1259), Geschichtsschreiber im Benediktinerkloster St Albans unweit von London.

[577] Lat., „Schlüssel und Schlagbaum“ für das gesamte Königreich.

[578] Eduard der Bekenner (altengl. Ēadpeard Andettere; engl. Edward the Confessor; ca.1004–1066), seit 1042 König von England.

[579] Wilhelm der Eroberer (siehe hierzu S. 88, Anm. 370).

und künstlichen Vortheile als „*clavis et repagulum*“ des Reiches betrachtet wurde – war eine von den Punkten des berühmten Eides, welchen er von dem letzten Sachsenkönig, dem unglücklichen Harald[580] erzwang. In dem er die Seestädte, welche die großen Außenwerke seiner Eroberung bildeten, von den beiden Grafschaften, zu denen sie gehörten, trennte: schuf Herzog Wilhelm sie zu einer Art von pfalzgräflicher Gerichtsbarkeit um, unter einem „*gardien*“ (aus welchem später anglisirt „*warden*“ unser deutsches „Wardein“ wurde). Derselbe hatte seinen Sitz im Kastell von Dover und übte über den ganzen Distrikt die vereinigte Civil-, Militär- und maritime Gewalt. Die hauptsächlichste Gegenleistung der fünf Häfen für die ausgedehnten Freiheiten und Immunitäten, welche sie zu einer Zeit genossen, wo der Rest des Landes unter einem eisernen Despotismus seufzte, bestand in der Ausrüstung und Bemannung von Schiffen für den Transport von des Königs Kriegsvölkern und dem Schutz seiner Küsten. Nach den Ausdrücken der Charte von Eduard I.[581] mußten jedesmal 57 Schiffe bereit sein, so oft der König die See kreuzte; die Anzahl der Seeleute belief sich auf 1137 Mann und 57 „*garcions*“ (Schiffsjungen). Diese geringe Zahl von Schiffen und Leuten ist der Kern der Ungeheuern Seemacht Englands; aus solch kleinen, aber schon damals weise gepflegten Anfängen, hat sie sich zu ihrer jetzigen Weltbedeutung entwickelt. Bis zur Regierung Heinrichs VII.[582], spät im 15. Jahrhundert, genügte diese Handvoll Schiffe zum Schutze der englischen Küsten; aber von da ab begann die Bildung einer National-Marine, welche die Dienste der fünf Hafen überflüssig machte. Der so zu sagen private Charakter des englischen Küstenschutzes wich einer neuen Anschauung und in den Händen des Staates, der jene Verpflichtung übernahm, wuchs die englische Flotte heran.

Aus diesen und andern Gründen haben die fünf Häfen ihre frühere Bedeutung verloren. Einige sind gar keine Häfen mehr, sondern liegen mitten in trockenem Lande. Die See hat im Verlauf von Jahrhunderten ihre alten Landmarken verlassen und Ryn, Romnay und Sandwich liegen heute weitab von ihr, von grünen Feldern umgeben und nur durch Flüßchen noch mit ihr verbunden, auf denen höchstens kleine Böte [sic!] hin- und hergehen können.

Aber die Zähigkeit der Engländer im Festhalten des Alten und Hergebrachten ist fast stärker noch, als die Zeit selber. Obgleich die fünf Häfen keine fünf Häfen mehr sind, so hat sich ihr Name und ein Theil ihrer alten Gerechtsame bis auf diesen Tag erhalten. Noch senden sie, als solche, ihre Vertreter in das Parlament, welche „Barone“ heißen, und wenn ein Monarch von England gekrönt wird, so haben sie das Recht, den Baldachin über dem Haupte desselben zu tragen.

„Sie, die tragen
Das Tuch der Ehre, über ihm sind vier Barone
Von den fünf Häfen.“ (Shakespeare)[583]

Auch das Amt des Lord Wardein (*Lord Warden,* das altfranzösische „*gardien*“), obgleich seiner ursprünglichen Macht und Würde fast ganz beraubt – wie Alles in der That, was mit den fünf Häfen zusammenhängt – hat sich doch wenigstens dem Namen nach in der Gegenwart erhalten, ein Schatten nur, aber doch einer, den der Freund der Vergangenheit zu betrachten liebt und ganz geeignet, historische Erinnerungen in dem Gedächtniß der Mitwelt wach zu rufen. Man gab diesen Titel – denn viel mehr ist es wirklich nicht, außer daß dem jeweiligen Lord Wardein ein kleines Schloß an dieser See-

[580] Harald II. (eigentl. Harold Godwinson; 1022–1066) war der letzte angelsächs. König vor der Eroberung Englands durch die Normannen.

[581] Siehe hierzu S. 49, Anm. 208.

[582] Siehe hierzu S. 126, Anm. 534.

[583] „King Henry VIII.“, Act IV, Scene I: “They that bear \ The cloth of honour over her, are four barons \ Of the Cinque Ports.”

küste, Walmer Castle[584], als Residenz angewiesen ist – verdienten und populären Männern als eine Art von letzter Auszeichnung, wenn alle andern Ehren erschöpft waren. Der jüngere Pitt[585] und der Herzog von Wellington[586], „der eiserne Herzog", waren Lord Wardeine der fünf Häfen. Nach dem Tode des letzten Lord Wardein, des Marquis von Dalhousin[587], dachte man das Amt und den Titel gänzlich aufzuheben. Aber der allgemeine Ruf von Kent war für einen Lord Wardein, und man verlieh noch einmal diese Würde dem populärsten Manne des heutigen Englands – dem Premier, Lord Palmerston[588].



Henry John Temple, 3rd Viscount Palmerston (siehe hierzu S. 141, Anm. 588).

Ich selber war Zeuge des feierlichen Aktes, als „*old Pam*" (1861) in dieses sein neues Amt eingeführt wurde. An jenem Tage sah ich den alten Herrn in seinem ganzen Glanze. In seiner Uniform eines „*Lord Warden*" – blauer Rock mit rothem Kragen und das Großkreuz des Bath-Ordens – kam er von Walmer herübergeritten. Wir waren Nachbarn, wohnten kaum eine Stunde von Dover und ein köstlicher Weg war es hinauf, zuerst zwischen wogenden Kornfeldern, durch ein paar Dörfer, durch einen hohen, kühlen Wald, an einer stillen Kirche unter Bäumen und Epheu – an einem alten, stattlichen Edelsitz, von Mauern umschlossen, vorbei und dann auf der Höhe dahin, über grüne Haidehügel mit dem Ausblick auf die weite, sonnenschillernde, blaue See und den Horizont darüber, so weit nur das Auge reichen konnte. Wie kühl das von unten herauf wehte! Und welch ein wunderschöner Tag das war – und welch ein Bild, Alles bedeckt von bunten Volksschaaren, die gen Dover zogen, und er mitten dazwischen, hoch zu Roß, der „letzte Dandy", grau geworden, aber immer noch jovial und – der „Lord Wardein" im blauen Rock, mit dem grossen Kreuz auf der Brust. Aber nein – er legt jetzt die Tracht eines Ritters des Hosenbandordens an – das runde goldene Schild mit dem heiligen Georg auf der Brust an dem breiten blaugewässerten Bande, welches von der linken Schulter nach der rechten Hüfte hängt, und das güldne und himmelblaue Band um das linke Knie – . „*Honny soit qui mal y pense!*"[589] Ja, der letzte Dandy versteht noch die Kunst der Toilette, und da sehen wir ihn sitzen in einem Zelt auf dem Hügel von Bredenstone, unter einem Baldachin und auf einem Scharlachthron und rings um ihn, im Halbkreis, mit ihren Stäben in der Hand die Mayors der fünf Hafen und „zwei Städte", um in feierlicher Sitte und nach altem Brauch den „*Court of Shepway*" zu halten. Der Seneschall trat vor und entrollte ein mächtiges Pergament, aus welchem er das Mandat zur Berufung der fünf Häfen vorlas im Namen von „Henry John Temple, Viscount Palmerston, Constable des Kastells von Dover, Lord Wardein, Kanzler und Admiral der fünf Häfen,

---

[584] Von 1539 bis 1540 als Teil einer aus 20 Burgen bestehenden Festungskette erbaut, die Heinrich VIII. Tudor (engl. Henry VIII; 1491–1547) zur Abwehr span. bzw. frz. Invasionen hatte errichten lassen. Seit 1708 dient die Festung als Residenz des Lord Warden of the Cinque Ports.

[585] Der zweimalige engl. Premierminister William Pitt d. J. (1759–1806).

[586] Der brit. Feldherr und Politiker Arthur Wellesley, 1st Duke of Wellington (1769–1852).

[587] James Andrew Broun-Ramsay, 1st Marquess of Dalhousie (1812–1860), Generalgouverneur von Indien und 1853 zum Lord Warden of the Cinque Ports ernannt.

[588] Henry John Temple, 3rd Viscount Palmerston (1784–1865), seit 1846 mehrmals engl. Premierminister. Der Stahlstich wurde nach einer Photographie von John Jabez Edwin Mayall (1813–1901) von Thomas William Hunt (Lebensdaten nicht ermittelt) geschaffen.

[589] Frz., „Ein Schelm, wer Böses dabei denkt", die Devise des 1348 vom engl. König Eduard III. (engl. Edward III; 1312–1377) gestifteten Hosenbandordens (engl. The Most Noble Order of the Garter).

zwei alter Städte und ihrer Glieder“ u. s. w. Dann Reden und zuletzt ein Bankett mit neuen Reden in der Stadthalle, „*Maison Dieu*“ genannt, aus der Zeit der Normannenkönige, der Templer und Kreuzfahrer. – Noch lauge in die Nacht hinaus glühte das ganze Meer von Dover bis Deal von Wasserfeuerwerk und dem Widerschein der illuminirten Städte, Dörfer und Schlösser, die ganze Küste von Kent entlang. –

In solch einem Feiertagsglanze wird man Dover lange nicht wiedersehen. Und doch hat diese Stadt immer und an jedem Tage einen Anstrich, der sie von dem Alltagsleben anderer Städte weit unterscheidet. Das macht im Sommer das Seebad, welches eines der fashionabelsten im Königreiche ist, und das ganze Jahr rund der Umstand, daß Dover noch immer die Hauptstation für den Verkehr zwischen dieser Insel und dem Kontinent ist. Jeder, der Dover sieht, sieht es mit einem besondern Blicke an, Derjenige, welcher kommt, mit dem Blicke der Freude, die Heimath wieder zu grüßen oder ein neues Land zu sehen, so schön, wie dieses; Derjenige, welcher geht, mit dem Blicke des Abschiedes. Eine bunte Menge von fremden Gesichtern und eigenthümlichen Trachten, welche an jedem Tage mehrmals wechselt, drängt sich beständig zwischen dem Meere und den Straßen, schlanke Dampfer, ankommend oder abgehend, schaukeln sich fortwährend auf dem weiten Bassin im Hafen und auf zwei verschiedenen Eisenbahnen laufen von hier Stunde um Stunde Personenzüge nach London – die einen nach London-bridge und der City, die andern nach der Viktoria-Station im Westend. –

Die Hafenwerke von Dover sind ein wahres Wunderwerk in ihrer Art. Es hat mehr als zehn Jahre gedauert, bis sie fertig wurden, und die Gesammtausgabe für dieselben beläuft sich auf mehr als 15 Millionen Thaler. Früher war es nicht möglich, bei schlechtem Wetter, namentlich bei Süd-Weststürmen, in Dover einzulaufen; jetzt ist dieser Hafen nicht blos einer der wichtigsten im Königreiche, sondern auch einer der sichersten. Aber die Schwierigkeiten waren ungeheuer; und wenn man nun, nach ihrer Vollendung, auf den festen Dämmen weit in’s Meer hinaus promenirt, und mit der Sicherheit des festen Landes unter sich, die ganze Herrlichkeit des offenen Meeres genießt, so denkt man wohl nicht an die jahrelange, gefahrvolle Arbeit, die es machte, diese Dämme aus einer Tiefe von 7–8 Faden[590] vom Meeresgrunde herauf mitten in Toben und Stürmen, in Ebben und Fluthen des wildbewegten Kanals zu bauen. Am freiesten und deutlichsten hat man den Ueberblick der Hafenbauten und des weiten Meeres mit all seinen Schiffen vom „*Lord Warden*“ aus. Dieser Lord Warden ist ein Hotel, und zwar dasjenige, welches sich rühmt, eines der besten Hotels in England zu sein. Und fürwahr – hier auf den weichen Teppichen des großen Speisesaals, nach stürmischer Seefahrt zuerst wieder festen Boden unter den Füßen zu fühlen, und durch die hohen Spiegelscheiben desselben auf das unten verrollende Meer zu schauen – ihn wieder zu sehen, den alten „*head-waiter*“[591] mit der rothen Nase und der weißen Kravatte, als ob alle Tage Sommer wär’ im Lord Warden von Dover – sich an einen der köstlich gedeckten Tische zu setzen und zum erstenmal wieder aus der dicken englischen Tasse Thee zu trinken und die „Times“ dabei zu lesen: das ist ein Vergnügen, wie man es nur in England haben kann und dessen man auf dem Kontinent noch lange mit einer Art von Heimweh gedenken wird!

Ich will nicht von Dover scheiden, ohne die Leser noch auf eine der kühnsten Klippen aufmerksam gemacht zu haben, welche rechts von der Stadt weitaus sichtbar in’s Meer ragt. Dies ist die berühmte „Shakespeare-Klippe“, welche der Tragöde gemeint haben soll, als er in „König Lear“ seinen Edgar sagen läßt in dem Lande „nah bei Dover“:

Kommt, Herr, hier ist der Ort: steht still! wie grauenvoll
Und schwindelnd ist’s, so tief hinabzuschaun!
Die Krähn und Dohlen, die die Mitt’ umflattern
Sehn kaum wie Käfer aus – halbwegs hinab
Hängt Einer, Fenchel sammelnd, – schrecklich Handwerk!
Mich dünkt, er scheint nicht grösser als sein Kopf.
Die Fischer, die am Strande gehn entlang,
Sind Mäusen gleich; das hohe Schiff am Anker
Verjüngt zu seinem Boot; das Boot zu Tönnchen

590 Nautischer Faden (engl. fathom): 1 fm = 2 yd = 6 ft = 72 in = 182,88 cm = 1,8288 m.

591 Engl., Oberkellner.

Beinah zu klein dem Blick; die dumpfe Brandung,
Die murmelnd auf zahllosen Kieseln tobt,
Schallt nicht bis hier. – Ich will nicht mehr hinabsehn,
Daß nicht mein Hirn sich dreht, mein wirrer Blick
Mich taumelnd stürzt hinab. (Schlegel-Tieck)[592]

Heute geht die Eisenbahn nach London[593] mit einem gewaltigen Tunnel durch diesen Kalkfelsen und große Stücke von seiner Spitze haben die Stürme der Jahrhunderte heruntergerissen und rings um seinen Fuß bis in's Meer verstreut, aber er „wächset nach demselben Maße“ nicht wieder, und vielleicht kommt eine Zeit, wo er nur noch in der Tragödie des großen Dichters leben wird. Da freilich, trotz Eisenbahn und Südwest-Sturm, ist ihm die Ewigkeit gesichert. –

Julius Rodenberg.[594]

[592] „King Lear“, Act IV, Scene VI: “Come on, sir; here's the place: stand still. How fearful \ And dizzy 'tis, to cast one's eyes so low! \ The crows and choughs that wing the midway air \ Show scarce so gross as beetles: half way down \ Hangs one that gathers samphire, dreadful trade! \ Methinks he seems no bigger than his head: \ The fishermen, that walk upon the beach, \ Appear like mice; and yond tall anchoring bark, \ Diminish'd to her cock; her cock, a buoy \ Almost too small for sight: the murmuring surge, \ That on the unnumber'd idle pebbles chafes, \ Cannot be heard so high. I'll look no more; \ Lest my brain turn, and the deficient sight \ Topple down headlong.”

[593] Am 7. Februar 1844 hatte die „South Eastern Main Line“ Dover erreicht.

[594] Siehe hierzu S. 27, Anm. 92.



DOVER

Bibliograph. Institut Hildburghausen

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [170]-176.

Metz[595].

Dies klare, schöne Bild – die stattlichen Häuser, welche sich in dem hellen Flusse spiegeln, überragt von dem herrlichen Dome, einem Meisterwerke gothischer Baukunst, der Eindruck des Ganzen, der Himmel, der sich über ihm wölbt – ist das nicht ganz das Bild einer deutschen Stadt? – Die Stadt aber ist Metz, die Hauptstadt des französischen Mosel-Departements.

In alter Keltenzeit, ehe Cäsar Gallien den Römern unterwarf, stand auf dieser Stelle an der Mosella eine Stadt der Mediomatriker, Divodurum, auch wohl nach dem Volksstamme Mediomatrica genannt, abgekürzt und verderbt später Mattae oder Metis. Der Sturm der Hunnen, als Attila[596], die Geißel Gottes, seine Völkerfluth von Morgen gen Abend wälzte, viel deutsche Stämme darunter! brauste über jene Gegend hin und zerstörte die alte Stadt, an deren Stätte sich nun eine neue Metis erhob, welche bald unter die Herrschaft der eindringenden Franken gerieth. Sie vermischten sich tiefer in Gallien mit den Einwohnern und wurden allmälig Romanen, während in den östlichen Landestheilen, Austrasien[597], ihre deutsche Nationalität vorherrschend blieb. Hier nahm bei der Ländertheilung nach Klodwig's[598] Tode sein ältester Sohn Theodorich[599], von der Heidin geboren, seinen Sitz, und Neustrien, der Westen und Süden, fiel den Kindern der christlichen Burgundern zu. Die Hauptstadt von Austrasien war und blieb Metz, wie es nun von den Franken kurzweg genannt wurde. Hier haben dann bei den vielen Ländertheilungen der Merovinger die Könige von Austrasien stets gesessen, hier hat die furchtbare Brunhilde[600] gehaust, in gegenseitiger Feindschaft mit ihrer Schwägerin zu Soissons, Fredegunde[601], grauenhaften Andenkens. Von den Karolingern liegt Kaiser Ludwig der Fromme[602], der schwache Sohn Karls des Großen, hier begraben; sein Grabmal, wenn auch nur als Ruine, hat sich bis auf unsere Tage erhalten. Seit Ludwig, dem ersten König der Deutschen[603], hat Metz zum deutschen Reiche gehört.

---

595 Lat. Divodurum Mediomatricorum.

596 Attila († 453) seit 434 „König" (rex) des Kriegerverbandes der Hunnen.

597 Austrasien bzw. Austrien, der östl. Teil des Fränkischen Reichs im Gegensatz zu Neustrien, dem Westreich.

598 Der Frankenkönig Chlodwig I. (frz. Clovis Ier; 466–511).

599 Theuderich I. (vor 484–533), seit 511 fränkischer König im Osten des Reichs.

600 Brunichild (ca. 550–613), Tochter des Westgotenkönigs Athanagild († 567) und Gemahlin König Sigiberts I. von Austrasien (ca. 535–575), eines Halbbruders von König Chilperich (s. u.); letzterer ließ seine Gattin Gailswintha (ca. 550–567/68, ermordet), die Schwester Brunichilds, ermorden, um seine Konkubine Fredegunde (s. u.) ehelichen zu können.

601 Fredegunde († 597), eine unfreie Magd aus dem Gesinde des Königs Chilperich von Neustrien (ca. 535–584; ermordet), die bald die Konkubine des Königs und schließlich seine Frau wurde.

602 Ludwig I. der Fromme (frz. Louis le pieux; 778–840), seit 781/814 König des Fränkischen Reiches und seit 813 Kaiser.

603 Ludwig II. der Deutsche (ca. 806–876), seit 817 Unterkönig von Baiern, das er ab 826 selbständig regierte, seit 843 König des Ostfrankenreiches.



METZ.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Es wurde bald eine reichsunmittelbare Stadt. Die Gewalt war zwischen dem Bischof und dem Rath getheilt und es gab viel Hader und Streit darüber. Im elften Jahrhundert errang aber die bürgerliche Macht mit Hülfe des Volks die Oberhand über die geistliche, so daß der Bischof in der Stadt sowohl, wie im ganzen Gebiete derselben, dem Lande Messin, nur das Recht behielt, an der Wahl des Magistrats Antheil zu nehmen und daß dieser den Eid in seine Hand ablegte: immer noch Anlaß genug zu Streitigkeiten! In diese Zeit fällt auch die Grundsteinlegung der Kathedralkirche, deren Prachtbau im edelsten Styl ein stolzes Denkmal deutscher Herrlichkeit geworden ist – fünf Jahrhunderte nahm er in Anspruch, ehe er vollendet wurde. Mit der Entwickelung städtischen Lebens und städtischer Wehrhaftigkeit wurde auch Metz eine mächtige Stadt. Die streitbaren Bürger wiesen jeden Versuch, sie ihrer Freiheit zu berauben, von ihren Mauern ab. Wie es überhaupt die deutschen Städte waren, welche die neuen Feuergeschütze in Deutschland verbreiteten, viel früher, als in Büchern zu lesen ist, so hatte auch Metz deren bald zu seiner Vertheidigung angeschafft. Die Bürger von Metz haben bereits im Jahre 1324 eine Belagerung mit Bombarden abgetrieben. Der kriegerische Erzbischof Balduin von Trier[604], zu dessen Sprengel Metz gehörte, sein Neffe, König Johann von Böhmen[605], und der Herzog Ferry von Lothringen[606], dem die reichsfreien Städte mitten in seinem Lande unbequem waren, hatten sich gegen Metz verbunden, mußten aber von seinen Mauern abziehen.

Mit der Zeit wurden aber die Bürger viel zahmer. Die „Herren“ vom Rath, an deren Spitze der Schöppenmeister stand, maßten sich immer mehr Gewalt an und übten einen Druck in der Stadt, welcher zuweilen unerträglich wurde und die Bürger geneigt machte, sich lieber einem Fürsten zu unterwerfen, von dem sie mehr Gerechtigkeit hofften. Wir wollen nun unsern Lesern erzählen, wie Metz für Deutschland verloren gegangen ist.

Nach dem Siege Kaiser Karls des Fünften[607] über die Fürsten und Städte des schmalkaldischen Bundes[608] trat bei den Protestanten die Besorgniß hervor, daß ihre Glaubensfreiheit ganz unterdrückt werden sollte; alle Versicherungen des Kaisers konnten sie nicht darüber beruhigen, denn die Thatsachen entsprachen den Worten nicht, am wenigsten die offen hervortretenden Bemühungen, seinen Sohn Philipp[609], der in Spanien erzogen war und fanatisch für die alleinseligmachende Kirche dachte, zu seinem Nachfolger auf den Kaiserthron wählen zu lassen. Noch mehr als das regte sich die Befürchtung, daß der Kaiser eine unumschränkte Monarchie in Deutschland aufrichten und die Fürsten und Reichsstände ihrer alten Rechte und Freiheiten berauben wolle. Die Räthe, die ihn umgaben, Spanier und Spanischgesinnte, der Bischof von Arras, Granvella[610], der Herzog Alba[611], welche ihre Geringschätzung für die deutsche Nation wenig verhehlten, ließen sogar Gewaltmaßregeln fürchten: die Gefangenhaltung der beiden Häupter des schmalkaldischen Bundes, das Interim[612] in Glaubenssachen, dessen Name

---

604 Balduin von Luxemburg (ca. 1285–1354), seit 1307 Erzbischof und Kurfürst von Trier, von 1328 bis 1336 (mit Unterbrechung) Administrator des Erzbistums Mainz und von 1331 bis 1337 Administrator der Bistümer Worms und Speyer.

605 Siehe hierzu S. 89, Anm. 378.

606 Friedrich IV. (frz. Ferry IV. le lutteur; 1282–1328), seit 1312 Herzog von Lothringen.

607 Karl V. (span. Carlos I; 1500–1558), seit 1516 König von Spanien und von 1520 bis 1555 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

608 In der Schlacht bei Mühlberg am 24. April 1547, in der Kaiser Karl V. (s. o.) den Schmalkaldischen Bund, ein Bündnis prot. Landesfürsten und Städte unter der Führung von Kursachsen und Hessen, besiegte.

609 Philipp II. (span. Felipe II; 1527–1598), als einziger legitimer Sohn regierte Philipp nach der Abdankung Karls V. (siehe hierzu S. 147, Anm. 607) ab 1555/56 die Länder der spanischen Krone (Spanien, Niederlande, Königreich Neapel, Königreich Sardinien, Königreich Sizilien, Herzogtum Mailand sowie das spanische Kolonialreich) und ab 1580 als Filipe I. in Personalunion auch das Königreich Portugal.

610 Antoine Perrenot de Granvelle (1517–1586), seit 21. Mai 1543 Bischof von Arras, am 26. Februar 1561 zum Kardinal erhoben.

611 Der span. Feldherr Don Fernando Álvarez de Toledo y Pimentel, III Duque de Alba (1507–1582), von 1567 bis 1573 Statthalter der span. Niederlande. Der Stich wurde wohl im Jahre 1640 von Jacobus Neeffs (1610–1660) geschaffen.

612 Das 1548 als Reichsgesetz erlassene „Augsburger Interim“ sollte für eine Übergangszeit die kirchlichen Verhältnisse regeln, bis ein allgemeines Konzil über die Wiedereingliederung der Protestanten in die kath. Kirche

schon verdächtig klang und das Wort, welches der Gesandte des Kaisers an den Markgrafen Johann von Brandenburg[613] geäußert: „der Kaiser verlange Gehorsam, wie in weltlichen, so in geistlichen Dingen,“[614] waren Gründe genug zum Mißtrauen. So bereitete sich denn in aller Stille und Verschwiegenheit ein geheimer Fürstenbund gegen den Kaiser; Markgraf Johann, der Bruder des Kurfürsten von Brandenburg[615], gewöhnlich von seinem Sitze Hans von Küstrin genannt, betrieb die Sache rastlos. Der Herzog in Preußen[616], sein Oheim, schürte das Feuer von fern, Johann Albrecht von Mecklenburg[617], der bald dafür gewonnen wurde, trat in Unterhandlungen mit dem neuen Kurfürsten von Sachsen Moritz[618], welcher im schmalkaldischen Kriege für den Kaiser gegen seinen Vetter, den damaligen Kurfürsten, der nun gefangen saß, gestritten hatte und dem Kaiser seinen Kurhut verdankt. Moritz stand eben mit der Reichsexekution vor Magdeburg, das er belagerte, weil es sich dem Kaiser und dem Interim nicht unterwerfen wollte; er war nicht abgeneigt, dem Bunde beizutreten, da der Kaiser, trotz aller Vorstellungen, auf Grund einer von den Spaniern gefälschten Vertragsurkunde seinen Schwiegervater, den Landgrafen von Hessen[619], noch immer gefangen hielt. Nur Sicherheit wollte er haben und auf welche Seite er auch gerieth, so gedachte er, wie er sich ausdrückte, „seinem Widerpart das Spiel zu verderben, ja die Karten zu zerreißen.“[620] Man hoffte auch den Kurfürsten Joachim von Brandenburg zu gewinnen, der junge gewaltthätige Albrecht von Brandenburg-Kulmbach[621], als Kriegsheld gefürchtet, schien sicher; man richtete die Augen auf die Seestädte, den König von Dänemark[622], ja England. Noch immer glaubte man sich aber nicht stark genug gegen den Kaiser, welchem die Macht der katholischen Reichsstände, der österreichischen Erblande mit Ungarn und Böhmen, die Macht Spaniens, Italiens und der Niederlande zu Gebote stand. Ein Bund mit Frankreich denn! Vom Herzog Otto von Braunschweig[623] war dieser Gedanke bereits im Jahre 1548 ausgegangen und dann von mehrern Seiten eifrig gepflegt und verfolgt worden;



Fernando Herzog von Alba
(siehe hierzu S. 147, Anm. 611).

endgültig entschieden hätte; es regelte vorrangig Fragen des praktischen Glaubensvollzugs wie Zeremonien und die sakramentale Praxis, wobei die Autoren bemüht waren, an die Religionsgespräche von Worms und Regensburg anzuknüpfen und die dort gefundenen Kompromisse in das Interim mit einfließen zu lassen.

613 Johann von Brandenburg-Küstrin (1513–1571), seit 1535 Markgraf der Markgrafschaft Brandenburg-Küstrin.

614 Frei zitiert nach Johannes Voigts (1786–1863) Werk „Markgraf Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach […]. Erster Band“ (Berlin: Deckersche Geheime Hofbuchhandlung 1852), S. 233.

615 Joachim II. Hector (1505–1571), seit 1535 Kurfürst von Brandenburg.

616 Albrecht von Brandenburg-Ansbach (1490–1568), ab 1525 1. Herzog von Preußen.

617 Johann Albrecht I. (1525–1576), von 1547 bis 1556 Herzog zu Mecklenburg im Landesteil Mecklenburg-Güstrow, seit 1556 in Mecklenburg-Schwerin.

618 Moritz von Sachsen (1521–1553), seit 1541 Herzog des albertinischen Sachsens sowie von 1541 bis 1549 Herzog von Sagan und ab 1547 auch Kurfürst des Heiligen Römischen Reiches.

619 Philipp I., genannt der Großmütige (1504–1567), seit 1509/1518 Landgraf der Landgrafschaft Hessen.

620 Voigt, Markgraf Alcibiades, wie S. 148, Anm. 614, S. 232.

621 Albrecht II. Alcibiades (1522–1557), von 1541 bis 1554 Markgraf von Brandenburg-Kulmbach.

622 Christian III. (dän. Christian 3.; 1503–1559), seit 1534 König von Dänemark und Norwegen.

623 Otto I. (1495–1549), seit 1520 Herzog von Braunschweig-Lüneburg, von 1520 bis 1527 Fürst von Lüneburg und ab 1527 Inhaber der Herrschaft in Harburg.

König Heinrich II.[624] ergriff die Hand, die ihm entgegengestreckt wurde, nur zu bereitwillig, aber er verlangte ausdrücklich eine stattliche Gegenverpflichtung und Zusage. Die Verhandlungen zogen sich lange hin. Der Kaiser wußte es bald, daß sich ein Bund deutscher Fürsten gegen ihn bildete und daß Hans von Küstrin die Seele und die treibende Kraft aller darauf zielenden Verhandlungen war. Nicht seine Macht, sondern sein Charakter gab ihm Bedeutung. Der Kaiser wußte diesen Charakter mit gewohntem Scharfblick richtig zu erkennen und wandte sich darum an ihn mit der drohenden Frage: was all' die geheimen, aufrührerischen Praktiken bedeuteten, die er sich, nebst einigen andern Fürsten, gegen ihn unterstanden? Dadurch trieb Kaiser Karl die Sache zur Entscheidung. Der Markgraf entschuldigte sich zwar einigermaßen, verlangte aber nun von seinen Verbündeten einen bestimmten Entschluß. So schrieb er an seinen Vetter von Kulmbach: „Wer nicht mit an's Werk will, sage es nur frei heraus, kurz und rund, denn es gilt nun nicht mehr viel Prangens und Hofirens, sondern Ja und Nein!“[625] Auch Moritz von Sachsen drängte zur That. „Ew. Liebden,“ schrieb er unter Andern, „kennen mich sonder Zweifel, daß mir der Schnabel nicht lang gewachsen ist. Träten jetzt noch Hindernisse und Sperrungen ein, so werden wir in Ewigkeit nie wieder eine so stattliche Hülfe zu hoffen haben, steckten wir auch im Bade bis über die Ohren. Darum halte Ew. Liebden mit Fleiß bei den Ihren an, daß kein fauler, ja unfürstlicher Possen gerissen werde, denn wir stecken so tief im Salz, als wir nur mögen und steht uns nichts mehr als Erstechen und Verjagen darauf.“[626] – Es wurde denn ein geheimer Fürstentag auf dem Jagdschlosse Lochau, jetzt Annaburg, gehalten. Hier fand sich auch in Verkleidung als Abgesandter des Königs von Frankreich, der Bischof von Bayonne[627], ein, der mit glänzender Beredsamkeit zum kräftigen Vorgehen drängte und ein starkes Hülfsheer in Aussicht stellte. Hans von Küstrin war aber nicht für den Angriff, sondern allein für Abwehr, wie es in den bisherigen Verträgen beschlossen worden und es kam zwischen ihm und dem Kurfürsten Moritz darüber zu einem so heftigen Streit, daß Johann, persönlich beleidigt, sogleich aufbrach und dadurch den Abschluß der Verhandlungen störte. Der französische Gesandte war dabei mit seinen Forderungen noch nicht hervorgetreten, hatte aber erklärt, daß sein Herr, in der Hoffnung, daß die Bundesfürsten in allen Dingen unter einander vollkommen einig seien, schwer getäuscht, alle Verhandlungen abbrechen und die Täuschung für eine Injurie ansehen werde. In dieser Gefahr wurde daher eine neue Zusammenkunft auf dem Jagdschlosse Friedeberg in Hessen anberaumt: die Söhne des gefangenen Landgrafen hatten das größte Interesse dabei. In diesem einsamen Waldfrieden wurde Deutschlands erste Erniedrigung von deutschen Fürsten berathen. Freilich, um gerecht zu sein, muß anerkannt werden, daß sie durch Gewaltmaßregeln des Kaisers allmälig zu diesem Entschlusse gedrängt worden waren, und insofern tragen sie die Verschuldung am deutschen Vaterlande nicht allein – immerhin wäre aber deutsche Kraft, einmüthiglich zusammengehalten, stark genug gewesen, sich spanischer Vergewaltigung auch ohne die theuer erkaufte Hülfe des Franzosen zu erwehren, und der Kaiser, wenn er den ernsten Willen dazu gesehen hätte, vorsichtig, wie er zeitlebens gewesen, und alt und krank, wie er jetzt war, würde den Kampf schwerlich aufgenommen haben. Insofern hatte Johann von Küstrin Recht; dieser hielt sich auch, seitdem aus dem Schutz- ein Trutzbündniß geworden war, der Sache fern. – In dem Saale zu Friedewald saßen sie denn zusammen, und es kam der Vertrag mit dem Könige von Frankreich zu Stande, in welchem ihm für seine Hülfleistung gestattet wurde, wenn er es verlange, die zum Reiche gehörigen Städte Metz, Toul, Verdun und Cambray, wo nicht deutsch gesprochen wird, unter Vorbehalt der Reichshoheit als Reichsvikar zu besetzen und inne zu behalten. Ja, es fiel sogar ein Wort von der Kaiserkrone, die man dem französischen Könige in Aussicht stellte! – In diesem Augenblick flammte plötzlich ein Blitz hernieder in den Saal, es war, als wolle Gott der Herr noch in letzter

[624] Heinrich II. (frz. Henri II; 1519–1559), seit 1547 König von Frankreich.

[625] Hier zitiert der Autor, Karl Gustav von Berneck (siehe hierzu S. 153, Anm. 652), offensichtlich aus seinem eigenen Werk „Der Erste Raub an Deutschland. – Historischer Roman von Bernd von Guseck. – Zweiter Band“ (Leipzig: H. Costenoble 1862), S. 8f.; er selbst könnte seine Weisheit zusätzlich noch aus dem von Friedrich von Raumer (1781–1873) herausgegebenen „Historischen Taschenbuch. […]. Dritte Folge. Achter Jahrgang“ (Leipzig: F. A. Brockhaus 1857), S. 36 bezogen haben.

[626] Berneck/Guseck, Raub an Deutschland, wie S. 149, Anm. 625, S. 12; er selbst könnte seine Weisheit zusätzlich noch aus dem von Raumer (s. o.) herausgegebenen „Historischen Taschenbuch“ 1857 (siehe hierzu S. 149, Anm. 625), S. 135 u. 189 bezogen haben.

[627] Étienne de Poncher († 1553), seit 1532 Bischof von Bayonne, seit 1551 Erzbischof von Tours.

Stunde von dem Verrath am deutschen Volke abmahnen. Alle Anwesenden wurden bis in das Mark erschüttert und der Besinnung beraubt, selbst Moritz von Sachsen, der zuerst wieder Fassung gewann, konnte sich eines tiefen Grauens nicht erwehren. Ein Gewitter im Oktober und dies Zeichen vom Himmel! Aber der Bischof von Bayonne gab ihm schnell und gewandt, auf altrömisches Zeugniß gestützt, eine andere Deutung, und der Zwischenfall hinderte den Abschluß des Handels nicht: ein Handel im traurigsten Sinne war es ja, und der verkleidete Bischof hatte sich auch als angeblicher Faktor eines fremden Kaufherrn eingeführt. Kurfürst Moritz begab sich wieder in das Lager von Magdeburg, der „Kanzel Gottes", wie die Stadt wegen ihres Festhaltens an der lutherischen Lehre genannt wurde; er brachte hier die Kapitulation unter günstigen Bedingungen für Magdeburg zu Stande, um seine weitern Pläne verfolgen zu können. Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach[628] reiste unter fremdem Namen nach Frankreich, wo er dem Hofe vierzehn Tage lang auf seinen Wanderungen von Orleans nach Paris und Blois folgen mußte, ehe am 15. Januar 1552 auf dem Schlosse Chambord, dem Prachtbau Franz des Ersten[629], der Vertrag feierlich verbrieft, besiegelt und beschworen wurde. Außer den erwähnten Zugeständnissen trat der französische Gesandte noch mit der Forderung heraus, daß Frankreich im Bunde ein höchstes Imperium in Anspruch nehmen müsse; die Fürsten waren jedoch nicht gewillt, sich für den Kaiser, den der Franzose nach seinem bestimmten Ausdrucke ausgetrieben sehen wollte, einem neuen Herrn zu unterwerfen. Die weitern Vorgänge in Deutschland, wie Kurfürst Moritz dem Kaiser, der nicht an seinen Undank und Abfall glauben wollte, noch lange getäuscht, bis er zur That schreiten konnte, wie er ihn fast zu Innsbruck, wo Karl V. krank lag, überfallen und gefangen hätte, dieser sich bei Fackelschein in einer Sänfte über das Gebirge gerettet und endlich der Vertrag von Passau zu Stande gekommen, welchem der Religionsfriede zu Augsburg folgte – Alles das wollen wir heute unsern Lesern nicht vorführen, wir haben es in anderer Form unlängst anderswo erzählt. Schildern wir vielmehr, wie Heinrich II. sein Faustpfand in Besitz nahm, fest entschlossen, es nicht wieder herauszugeben; wir folgen dabei weniger bekannten Quellen, die uns auch einen Einblick in die weit über den Vertrag hinausgehenden Pläne des Königs gewähren. Er und sein Rath hofften bei dieser Gelegenheit das ganze ehemalige Königreich Austrasien als „Erbtheil des Frankenreichs" zu gewinnen. Die französischen Herrscher bis auf unsere Tage betrachten sich ja als Erbin Karls des Großen, und ihr Gelüst geht danach, sein Reich in vollster Ausdehnung sich wieder zuzuschlagen, wenigstens mittelbar, wie zur Zeit des schmachvollen Rheinbundes[630].

Die französische Nation gab ihren Beifall zu der „Rheinfahrt" zu erkennen; der landsässige Adel, der nicht in die Ordonnanz-Kompagnien eingereiht, jedoch als Arrièreban[631] verpflichtet war, dem Paniere des Königs zu folgen, strömte noch einmal demselben zu; viele junge Edelleute, zu arm, sich Roß und Rüstung zu schaffen, traten in das Fußvolk ein, auch die Stadtjugend ließ sich anwerben. Das Heer sammelte sich zwischen Châlons und Vitry, die Stärke desselben wird von französischen Schriftstellern übertrieben, es mag aber auf 30,000 Mann gestiegen sein, wobei noch 16,000 Deutsche und Schweizer. Den Oberbefehl erhielt der alte Connetable Anne de Montmorency[632], welcher im vorigen Jahre zum Herzog und Pair ernannt war. Als sich der König in Person erhob, um sich an die Spitze seines Heeres zu setzen, übertrug er die Regentschaft an seine Gemahlin, Katharina von Medici[633]; es war das erste Mal, daß sie mit einer gewissen Autorität bekleidet wurde, bisher hatte sie gegen Diane von Poitiers[634], die Geliebte des Königs, und deren Günstlinge zurückstehen müssen. Ihre Klagen darüber zu dem ihr zugethanen Herrn von Tavannes[635] waren so traurig gewesen, daß dieser sich alles Ernstes erboten hatte,

[628] Siehe hierzu S. 148, Anm. 621.

[629] Franz I. (frz. François Ier; 1494–1547), seit 1515 König von Frankreich.

[630] Siehe hierzu S. 117, Anm. 499.

[631] Frz. für Heerbann.

[632] Anne de Montmorency, duc de Montmorency (1493–1567) und Pair von Frankreich.

[633] Caterina Maria Romula de' Medici, duchessa di Urbino (1519–1589), durch Heirat mit Heinrich II. (siehe S. 149, Anm. 624) seit 1547 Königin von Frankreich.

[634] Diane de Poitiers, comtesse de Saint-Vallier, duchesse de Valentinois (1499/1500–1566); sie war Mätresse und Vertraute König Heinrichs II. (siehe S. 149, Anm. 624) von Frankreich.

[635] Gaspard de Saulx, seigneur de Tavannes (1509–1573), frz. Feldherr und Marschall von Frankreich.

der Buhlerin, um den König von seiner Leidenschaft zu heilen, die Nase abzuschneiden, müßte er auch darüber sein Leben verlieren! – König Heinrich war nun in's Feld gerückt. In Joinville kam die Herzogin-Wittwe von Lothringen, Christine von Dänemark[636], eine Nichte des Kaisers, zu ihm und bat um Neutralität für ihren jungen Sohn, den Herzog Karl[637]; sie wurde jedoch abschläglich beschieden. Noch ahnte Metz nicht, daß der drohende Sturm seinen Mauern galt; der König hatte am 15. März der Stadt geschrieben, daß er nur freien Durchmarsch durch ihr Land und Marschproviant verlange, ihr dagegen alle Freundschaft verheißen. Das französische Heer, durch deutsche Söldner verstärkt, erschien vor Toul, dessen Bürger ohne Widerstand die Schlüssel der Stadt überreichten. Dann rückte dasselbe am Tage Mariä Verkündigung[638] in das Gebiet von Metz und fing an, gewaltthätig zu hausen. Selbst Kirchen wurden nicht verschont, die Fruchtbäume umgehauen, die Gärten verwüstet; am ärgsten ging es in St. Pierre aux Champs zu, wo 4–5 Fähnlein Deutsche lagen, welche sogar, wie der Chronist mit frommer Entrüstung schreibt, am heiligen Freitage Fleisch aßen. Auf diese Meldungen und die Nachricht, daß der König selbst im Anmarsche sei, versammelten die „Herren" die Bürger im neuen Saale und ließen sie schwören, treu zu ihnen zu halten. Aber die Franzosen hatten bereits eine Partei unter den Herren selbst gewonnen, durch den Bischof von Metz, Kardinal von Lénoncourt[639]. Der Schöppenmeister, Jacques de Gournais[640], hatte einen Bruder am Hofe des Königs; die Gebrüder Robert und Gaspard de Heu[641] standen in nahen Beziehungen zum Kardinal, dessen Nichte an den erstern verheirathet war; andere Herren, wie Androuin de Roncel[642], Richard de Raigecourt[643], waren französischer Lockung zugänglich. So konnte wenigstens der erste Hebel eingesetzt werden. Am Palmsonntage kam der Connetable von Montmorency vor Metz an. Tags vorher hatte er Gorze genommen und die ganze Besatzung hängen lassen; das Kloster war verbrannt und geschleift worden. Mit Metz knüpfte er aber Unterhandlungen an, da er die starke Stadt mit Gewalt nicht nehmen konnte. Der Maréchal de Camp Tavannes kündigte Heinrich II. als den Beschützer deutscher Freiheit an, und die Bürger willigten auch ein, den König und die Prinzen, aber nur diese, in ihre Stadt zu lassen, sonst aber boten sie für das Heer nur Lebensmittel und beriefen sich auf ihre alten Rechte und Freiheiten. Was kümmerte sich der Connetable um diese! Er kam selbst in die Nähe und ließ um Erlaubniß bitten, im Gasthause „zum rothen Thore", innerhalb der Ringmauern, zu Mittag speisen zu dürfen. Die Herren genehmigten das und gestatteten ihm zwei Fähnlein Geleit. Nach gewöhnlicher Stärke wären das 5–600 Mann gewesen; Montmorency ließ aber aus den besten und tüchtigsten Kriegsleuten 1500 Mann auswählen, die in zwei Fähnlein formirt, unter dem Befehl des zweiten Maréchal de Camp, Bourdillon[644], gestellt wurden. Die Herren, nachdem sie die Bürger von den Straßen nach Hause geschickt, um Unruhen zu vermeiden, ließen das Thor öffnen, an welchem eine starke Bürgerwache unter einem Schweizer Hauptmann aufgestellt war. Die Franzosen zogen ein. Bei ihrer Zahl wurden die Bürger stutzig; Tavannes, der am Thore blieb, hielt sie aber mit schönen Worten hin; als sie endlich den Anschlag merkten, versuchten sie noch das Thor zu sperren, aber sie wurden zurückgedrängt – in aller Güte! – Der Schweizer Hauptmann warf zwar mit dem Rufe: „Alles verkretzelt!" Tavannes den Thorschlüssel an den Kopf, aber der Connetable erschien jetzt an der Spitze der Hauptmacht und Metz war gewonnen. Sofort besetzten die Franzosen alle Thore, deren Wachen sie fortjagten; Montmorency begab sich im vollen Harnisch zu dem- Schöppenmeister,

---

[636] Christina von Dänemark (dän. Christine af Danmark; ital. Cristina di Danimarca; frz. Christine de Danemark; 1521–1590), durch ihre erste Ehe von 1533 bis 1535 Herzogin von Mailand und durch ihre zweite Ehe von 1541 bis 1559 Herzogin von Lothringen.

[637] Karl III. (frz. Charles III de Lorraine; 1543–1608), seit 1545 Herzog von Lothringen und Mercœur.

[638] 25. März.

[639] Robert II. de Lenoncourt (1510–1561), von 1535 bis 1549 Bischof von Châlons-en-Champagne, von 1551 bis 1555 Bischof von Metz, von 1556 bis 1560 Erzbischof von Embrun, von 1556 bis 1560 Bischof von Auxerre, 1560/61 Bischof von Arles und Toulouse, am 20. Dezember 1538 zum Kardinal erhoben.

[640] Lebensdaten nicht ermittelt.

[641] Robert (1497–1553) und Gaspard de Heu (1507–1558).

[642] Lebensdaten nicht ermittelt.

[643] Lebensdaten nicht ermittelt.

[644] Imbert de La Platière, seigneur de Bourdillon (1524–1567).

der sich krank gestellt und zu Bett gelegt hatte, die Schlüssel der Stadt unter dem Kopfkissen verbergend. Alles Sträuben half ihm nichts, er mußte die Schlüssel herausgeben. So wurde Metz, die alte Hauptstadt Austrasiens, zu Deutschland reichsfrei gehörig, unter die Herrschaft Frankreichs gebracht – „den Lilien versichert," sagt die Chronik. Leider auch dem Adler der Napoleoniden!

König Heinrich hielt am Ostermontag[645] seinen feierlichen Einzug in Metz. Am Thore erwartete ihn der Schöppenmeister, der ihm die Schlüssel entgegentrug, mit den Herren, von denen vier den Baldachin für den König bereit hielten. Voran zogen diesem zwölf Trompeter in den königlichen Farben, das Wappen Frankreichs in ihren Trompetenfähnlein flatternd, dann kamen Herolde in sammetnen Wappenröcken von Karmoisin[646] und Himmelblau, mit Lilien besäet, dann drei Kardinäle in ihren rothen Gewändern, die Chorröcke darüber: der Kardinal von Guise[647], der von Chatillon[648] und von Lénoncourt, Bischof von Metz; hierauf der Connetable, ganz gewaffnet, aber mit entblößtem Haupte, welcher dem Könige das Schwert vortrug, der König selbst im vollen Harnisch zu Roß unter dem Baldachin, alle Prinzen und fast der ganze Hochadel Frankreichs. Ihm nach das „Haus des Königs", seine glänzenden und zahlreichen Leibwachen, und ein zahlloses Gefolge, dem sich noch viel Andere angeschlossen hatten, um den Triumphzug zu sehen. An der Kathedrale empfing den König das Kapitel und die ganze Geistlichkeit in Pontificalibus mit allem kirchlichen Pomp und heiligen Reliquien. Die drei Kardinäle saßen zuerst ab, dann der König mit Handreichung des Connetables und der Prinzen. Er nahte dem Eingange der Kirche, legte die rechte Hand auf das Evangelium und schwur, alle Rechte und Freiheiten der alten und blühenden Stadt zu wahren und nach seiner Macht zu vertheidigen. Ein schnell vergessener Schwur! Nachdem der König hierauf sein Gebet in der Kirche verrichtet hatte und ein Hochamt gehalten war, begab er sich nach dem bischöflichen Palaste, wo die „Herren" ihm ihre Reverenz machten, um Verzeihung baten, wenn sie irgendwo ihn beleidigt, und getreue Unterthanen zu sein versprachen. Drei Tage blieb Heinrich II. in Metz, dann zog er weiter, seine Rosse im Rheine zu tränken und ließ zur Besatzung die Ordonnanz-Kompagnie des Herrn von Nanteuil[649], 299 leichte Reiter, 209 Arkebusiere zu Pferd und 12 Fähnlein Fußvolk unter dem Sieur de Gonnor[650] als Gouverneur zurück, denn er war entschlossen, Metz zu einem Bollwerke Frankreichs zu machen.

Man hatte ihm gerathen, sein Wort der Stadt ernstlich zu halten, sonst würden die schönen Städte Straßburg, Speier, Worms, und so viele am Rhein, auf welche er noch sein Absehen gerichtet hatte, besorgt werden und für Frankreich verloren gehen. Montmorency hinderte den König aber, auf diesen Rath zu hören, indem er versicherte, nach Straßburg und den andern hineinzukommen, „wie in Butter." Er verließ sich aber doch zu sehr auf die deutsche Dummheit, als er nicht einmal eine neue List ersann, sondern in Straßburg für angebliche Gesandte italienischer Staaten, die sich nur die Merkwürdigkeiten besehen wollten, mit einem Geleit von 200 Dienern um Einlaß bat. Dieser wurde gewährt, aber man empfing die Schaulustigen mit einem „sehr schönen Kugelhagel", der sie enttäuschte. Hundertdreißig Jahre später fiel auch Straßburg durch Verrath an Frankreich und ist, wie Metz, französisch geblieben. Als sich nach Napoleons Sturze Gelegenheit bot, allen Länderraub zurückzufordern, hat man sie aus schwächlichen Rücksichten unbenutzt gelassen. Hätte nur Blücher[651], der volkstümliche Held, seinen Willen für Deutschland durchsetzen können!

Metz ist ein Bollwerk Frankreichs geworden und geblieben, eine Festung ersten Ranges, welche das Land zwischen Rhein und Mosel deckt und als einer der stärksten Waffenplätze, in Verbindung mit einem befestigten Lager für Offensiv-Unternehmungen gegen Deutschland von großer Wichtigkeit ist. Umgekehrt würde der Fall von Metz den kürzesten Weg nach Paris öffnen. Doch hat es seit Karl V., der

---

[645] 18. April 1552.

[646] Dunkelrot.

[647] Charles de Lorraine-Guise (1524–1574), am 27. Juli 1547 zum Kardinal erhoben.

[648] Odet de Coligny, genannt Kardinal von Châtillon (1517–1571), am 7. November 1533 zum Kardinal erhoben, 1562/63 zum Calvinismus konvertiert.

[649] Wohl Louis de Boham, comte de Nanteuil (Lebensdaten nicht ermittelt), der in den Jahren 1640 bis 1668 Erwähnung findet.

[650] Artus de Cossé-Brissac, sieur de Gonnor († 1582).

[651] Siehe hierzu S. 45, Anm. 183.

die Reichsstadt vergeblich wieder zu erobern suchte, keine Belagerung mehr er fahren. Wäre es aber auch 1814 genommen worden, Deutschland hätte es ja doch nicht behalten!

Bernd v. Guseck.[652]

[652] Siehe hierzu S. 118, Anm. 500.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 176-180.

Der Rottacher Wasserfall.

(In den bayerischen Alpen.)

Man kann gegenwärtig eigentlich gar keinen See, keinen Fluß, keinen Wasserfall mehr betrachten, ohne daß sich in den poetisch-idyllischen Genuß, welchen die prangende Natur gewährt, eine prosaisch-kritische Betrachtung eindrängt.

Diese störende Prosa entspringt der traurigen wissenschaftlichen Einsicht, daß wir allgemein auf unserm ganzen Kontinent schon für die „nächste“ Zukunft (in den Zeitmaßen des Völkerlebens gesprochen) einem drückenden, die Gesundheit und die Kultur gefährdenden Wassermangel entgegengehn.

Wenn diese große Gefahr auch für Deutschland noch, nicht so nahe wie für andere Theile Europa's ist, so wirkt sie doch gerade bei uns am empfindlichsten, am beklagenswerthesten, ja sie ist eine wahre Satyre auf unsere früher gewohnte Wasserfülle; denn die alten Römer fällten kein blindes Urtheil, wenn sie unser Germanien „das strömereiche Land der fruchtbaren Wasser“ und die Alpen „die unerschöpflichen Ernährerinnen unserer Flüsse“ nannten.

Das sind vergangene Zeiten; hat doch der Unverstand der Menschen so lange jenen unerschöpflichen Reichthum vergeudet, bis er fast zur Dürftigkeit geworden ist. Unsere Art, das Wasser ohne Rücksicht auf die Enkel versiegen zu lassen, gleicht ganz der falschen Manier, mit welcher der größte Theil der Welt seit den ältesten Zeiten den Boden bebaut – und unfruchtbar macht. Liebig[653] hat sich erst kürzlich unter der Benennung „das Raubbausystem in der Bodenkultur“[654] über diesen Irrthum ausgesprochen und weist schlagend nach, daß wir die Erde allmälig ihrer guten segensreichen Tragkraft berauben, indem das Maß und die Methode unseres Düngens in gar keinem Verhältniß steht mit dem, was der Acker durch die fortwährende Ernte verliert. Er muß unvergleichlich mehr Lebenskraft, ja dem Gewichte nach mehr Körpertheile hergeben, als ihm neu zugeführt werden. Selbst unsere künstlichen starken Befruchtungsmittel von Guano, – der übrigens binnen zwanzig Jahren gänzlich verbraucht sein und sich nicht nennenswerth ersetzen wird, denn er ist das langsame Produkt von vielen Jahrtausenden, – selbst diese Mittel, zu denen auch Knochen, Gyps, Asche und andere chemische Salze gehören, reichen nicht mehr aus.

Durch dasselbe Raubsystem der Oekonomen, welches nur immer möglichst viel aus dem Boden herausziehen will, ohne ihm Ruhe oder neue Humustheile in gehöriger Quantität zu gönnen, wurde das Land bei den alten indischen Städten des babylonischen, medischen und persischen Reichs zur Einöde; das früher fruchtbare Nubien[655] und ein Theil Aegyptens verwandelten sich in eine Wüste; das sonst

[653] Der Chemiker Justus Liebig (1803–1873);

[654] Der Autor meint hier offenbar Justus Liebigs (s. o.) Publikation „Einleitung in die Naturgesetze des Feldbaus […]“ (Braunschweig: F. Vieweg 1862); diese Publikation behandelt den landwirtschaftl. Raubbau der Vergangenheit und der damaligen Jetztzeit.

[655] Ägypt. kꜣš, Ku'sh, Kusch; lat. Nubia, arab. النوبة, an-nūba bzw. كوش, kūš; das Land beidseits des Nils vom 1. bis zum 5. bzw. 6. Katarakt im Sudan.



ROTHACH-WASSERFALL.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.



Deutschland: 100 Reichsmark, Justus Liebig, Berlin, 1935
(siehe hierzu S. 154, Anm. 653).

blühende Reich der alten Hellenen ist unfähig, die kleine Bevölkerung kümmerlich zu ernähren; viele Theile Italiens sind ausgesogen und die größten Strecken des sonst üppigen Spaniens verfallen der totalsten Sterilität. Ebenso geht es mit der Fruchtbarkeit von Amerika, wie vergleichende Tabellen zeigen, mit Riesenschritten abwärts. Im alten Europa halten sich Frankreich, das Flachland von Italien, Brittanien, Dänemark, Schweden und besonders Deutschland, am meisten Ungarn, noch bewunderungswürdig dauerhaft. Und es ist das sehr erklärlich, denn der Erdboden dieser Länder wird noch nicht wie der fast aller übrigen genannten seit hundert Menschenaltern ausgesogen. Die Länder verfallen bei gleicher Güte des Erdreichs und Klima's nach dem Gesetze der Anciennetät[656] dem Tode. Das wahrhaft tragische Moment der Weltgeschichte ist aber dabei noch eine andere Folge: die nämlich, daß mit der abnehmenden Fruchtbarkeit des Bodens auch die darauf wohnenden Völker herabsinken und physisch wie geistig zu Grunde gehn. Mit der Erdscholle degenerirt der Mensch, und der Rübe gleich, die er immer wieder und wieder auf derselben Stelle pflanzt, wird sein Geschlecht schwächer und kleiner, bis es endlich ausstirbt. In solcher Konsequenz ist ein großer Theil der alten Welt bereits ausgestorben, und das schon erwähnte Spanien werden die kommenden Jahrhunderte, wenn durch bessere Erkenntnisse der Wissenschaft kein Einhalt geschieht, zunächst verlöschen sehen.

Ist dieser Verlauf nun eine nothwendige traurige Folge aller großen Bevölkerungen? Müssen wir uns dabei mit einem unerbittlichen Gesetz der Vergänglichkeit trösten?

Keineswegs! denn die beiden bevölkertsten und vielleicht ältesten Distrikte der Erde, China und Japan, geben darauf die beschämende Antwort, daß sie nichts von ihrer Ertragsfähigkeit in Wiese, Wald und Feld eingebüßt haben, und zwar nur deshalb nicht, weil die von uns so oft und hochmüthig belächelten Chinesen und Japaner schon seit Jahrtausenden sich die Einsicht errangen, daß man durch reichliche Düngungsmethoden und durch eine wohl durchdachte Agrikultur der Erde genau soviel an produktiven Kräften wiedergeben muß, als sie uns an Früchten schenkte.

Aber an dieser Schwächung der Erde, welche Europa und später auch die andern außereuropäischen Lande mit dem Erlöschen bedroht, entstand nicht allein durch die schlechte Ackerpflege, sondern ebenso sehr durch die noch viel mangelhaftere Wasserpflege. Auch das Wasser will gepflegt sein, wenn es nicht verschwinden soll. Das Wasser in allen Gestalten ist das belebende Element, und eine richtige Vertheilung desselben hat größern Werth, als Goldstaub, den man im dürren Sande findet. Wir kennen dieses Heil und wissen genug von den tausend unersetzbaren Wirkungen, die der sich fortwährend wiederholende Prozeß des Verdunstens und Niederschlagens von Feuchtigkeiten direkt für Pflanzen, den

[656] Unter Anciennität versteht man eigentl. die Rang- und Reihenfolge nach Dienstalter (von frz. ancien, ancienne, früher, zuvor); hier einfach im allgemeinen Sinne von Reihenfolge verwendet.

thierischen Körper und somit indirekt für den Menschen und die sichere Existenz seines Geschlechtes zurückläßt.

Wir verstehen das Alles; dennoch aber werden wir nicht müde, die Wälder in unserm schönen, sonst so holzreichen Vaterlande zu lichten und dadurch den Bergen und Thälern ihre Feuchtigkeit zu entziehen. Die Quellen der Bäche haben keine Speisung mehr, die Bäche selbst versiegen in der Gluth der Sommersonne, die auf die kahlen Halden brennt; die Flüsse versanden mehr und mehr und das Niveau der Seen fällt von Jahrzehnt zu Jahrzent [sic!] tiefer.

Am deutlichsten ist dies in den Alpen bemerkbar. Sie waren von der Natur dazu berufen, ganz Süddeutschland und Norditalien mit Wasser zu versehen und leisteten auch diese Aufgabe auf's Vollkommenste. In jetzigen Tagen fehlt es beiden Gebieten an Wasser, und in den mächtigen Bergen selbst ist es auf den Stellen, wo es nur in kleinen Quellen, Bächen und Untiefen vorhanden war, oft spurlos verdunstet, während die größern Seen, z. B. die der Schweiz und salzburger Alpen, im Durchschnitt seit menschlichen Berechnungen um zwei bis sechs Fuß gefallen sind. Port Valais, das Portus Vallesius der Römer, lag zu ihrer Zeit dicht am Genfersee, heute ist es eine halbe Stunde davon entfernt. Man hat durch dieses Zurücksinken der Fluthen zwar viele hundert Quadratstunden zum Theil nutzbares Land gewonnen. In Wirklichkeit aber ist dieser Gewinn für das große Ganze ein eingebildeter, denn die durch solche Austrocknung herbeigeführte Verringerung der befruchtenden Atmosphäre verringerte auch dagegen den Werth von vielen tausend Quadratstunden um mehre Prozent, denn weit mehr, als Entsumpfungen für das animalische Leben nützen, schaden die Verminderungen klarer Wasserspiegel für das vegetative. Und gewiß ist die Pflanze der Menschheit eine wichtigere erste und letzte Stütze, als das Thier.

Will aber der Laie, der Alles gern von der poetischen Seite ansieht und begreift, sich die Abnahme des Wassers recht verdeutlichen, so braucht er nur sein Augenmerk auf die Wasserfälle zu richten.

„Wasser, du allernährende Kraft!
Als feuchte Nebelwolke schwebst du vom hohen Olympos nieder,
Und wenn du die jungen Quellen getränkt,
Die im grünen Moose
Zwischen den goldenen Föhren tanzen,
So labest du Wiesen und Feld
In Thau und Regen
Und strömst in den plaudernden Bächen dahin,
Mühlen treibend,
Und endlich niederbrausend
Ueber Felsen im stäubenden Wasserfall.
O flüssige Fluth!
Erhalter der Menschheit, der unbewußten,
So im tosenden Sturze noch
Erfreust du des Dichters und Denkers Herz,
Das, sie sitzen an deinen Kaskaden,
Dankend und sinnend ob deinem Heil.“[657]

So sang und fand bereits vor dreitausend Jahren ein griechischer Dichter, daß es nicht blos schön und poetisch sei, an einem Wasserfall zu sitzen, sondern auch höchst passend, dort über das Wesen und den Werth des flüchtigen Elements nachzudenken. Daß dafür am Rottacher Wasserfall der rechte Platz ist, werden wir sogleich sehen.

Wenn man sich von dem romantischen Oertchen Tegernsee südlich wendet, so gelangt man in einer halben Stunde, dem kleinen Oertchen Schweighof[658] vorüber, an die Weidenufer des Flüßchens

[657] So nur in „Meyer's Universum“ zu finden.

[658] Schwaighof.

Rottach, und nicht weit davon, nahe bei Interrottach[659], einem einzelnen Bauernhause, erblickt man schon die Wegweiser, die zu den „Fällen“ leiten.

Was mit Recht dabei entzückt, ist nicht die Gewaltigkeit und Größe des Eindrucks, denn diese Fälle sind von mäßigem Umfang; es ist die überaus romantische Gruppirung von Felsen, Bäumen und Gebüsch und das malerisch stufenweise Herniederstürzen des schäumenden Wassers. Erst in geraumer Entfernung entzieht die Biegung der bergigen Waldschluchten den Blicken das letzte Blitzen der herabtanzenden Fluth. Die tiefe Einsamkeit und Monotonie erregen die Einbildungskraft um so mehr, wenn man erwägt, welche Gewalt das früher viel reichhaltigere Element in dieser dampfenden Schlucht vor Jahrtausenden, ja sogar noch vor acht Jahrhunderten haben mußte. Versichert man doch, daß man zu dieser Zeit, Anfang des Sommers, im zwei Stunden entfernten Kloster zu Tegernsee bei stiller Nacht das Wasser der wilden Rottachfälle brausen hörte, wenn der Wind den Schall nach jener Richtung hinführte.

Auf noch Merkwürdigeres deutet eine alte Sage. Ein gutes Stück oberhalb der Rottachfälle nämlich soll in den allerersten christlichen Zeiten ein alter Bauer gehaust haben, welcher als Meßner beim Gottesdienst in der ältesten Kirche der Umgegend, in der Kirche zu Schaftlach, half, und damals habe der See von Gmund, wo er noch heute beginnt, bis nach Interrottach das ganze Thal erfüllt. Einzelne Thatsachen sprechen auch für die Richtigkeit dieser Sage. So wurden hier in einer Gegend, die man Schiffländ nennt, ein altgermanischer Name, der immer nur an Ufern vorkommt, kürzlich im Tuff zwei Ruder gefunden, denjenigen gleich, welche jetzt aus den drei- bis viertausendjährigen Pfahlbauten der Schweizerseen zu Tage gefördert werden. In gleicher Höhe gibt es nicht weit davon noch eine andere Stelle, die Anländ heißt, was gleichfalls lediglich ein Uferortsname ist. Der erwähnte Fundort jener Ruder liegt hundert Fuß über dem heutigen Seespiegel.

Die Tage nun, in welchen der Tegernsee so hoch stand, waren jene der heidnischen Urzeit, und zu Schaftlach mag ein Druidentempel gewesen sein, der später zu Anfang der Bekehrungsperiode in eine christliche Kirche verwandelt wurde, wie das in vielen Gegenden geschah, nach der alten Regel, das Christenthum in die Hüllen des Heidenthums einzukleiden und die ehrwürdigen Stätten und Gewohnheiten der Götzendiener zur leichteren Annahme des christlichen Kultus zu benutzen. Jene Höhe, „der Wechsel“, gewiß zugleich eine Grenze zwischen verschiedenen Stämmen, die sich gern nach Thalzügen oder Wasserscheiden von einander abtrennten, dürfte die Wohnstätte von heidnischen Priestern gewesen sein und sie blieb es auch später, woraus sich denn jener „alte Bauer, der beim Kirchendienst zu Schaftlach behülflich war“, erklären läßt. „Schiffländ“ und „Anländ“ aber sind in jenen Zeiten des „Wuotan“ und „Odin“[660] allemannische Gaue gewesen, die ihre Namen vom Anlanden der Schiffe erhielten. Man würde dort sicher noch mehr Zeugnisse der Vergangenheit ausgraben können, wenn es Mühe und Kosten lohnte.

Ein so merkwürdiges Beispiel von ungeheurem Sinken der Wasserbecken dürfte wohl als eine passende Gelegenheit gelten, nicht blos an den lieblichen Kaskaden eines schönen Gebirgsbaches idyllisch zu träumen, sondern einen kulturhistorischen Seitenblick auf das Wasser und sein Schwinden für die Zukunft zu werfen, denn wir stehen nicht oft vor einem Wasserfall, von dem man mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit behaupten kann, daß die Wiege seiner sprudelnden Wellen einst innerhalb der Fluthen jenes wasserreichen Sees lag, den er jetzt nur noch spärlich ernähren hilft!

Es ist für die Naturfreunde ein Uebelstand, daß sämmtliche Wasserfälle der Gebirgswelt, namentlich der Alpen, zu einer Zeit am schönsten sind, in der man nicht zu reisen pflegt, nämlich im Frühjahre, nach der Schmelzung des Schnees. Freilich dürfen wir für die ganzen nördlichen Alpen, wie so viele Laien thun, nicht die Tage vom März bis Mitte Mai zum Frühjahre rechnen, eine Täuschung, der man so leicht anheimfällt, weil die so beträchtlich südlichere Lage der Alpen, Norddeutschland gegenüber, immer auf ein günstigeres Klima schließen läßt. Wir bringen die Meereshöhe und die Rauheit der Berge zu wenig in Anschlag und so kann man den Touristen nicht oft genug darauf aufmerksam machen, daß in den meisten Theilen der Schweiz, Tyrols und des bayerischen Hochlandes „im wunderschönen Monat

[659] Enterrottach.

[660] Odin bzw. Wotan, der Hauptgott der nordischen Mythologie.

Mai, wo alle Knospen springen“[661] und bei uns in Deutschland die Bäume und so viele Blumen blühen, jene Berggegenden noch ihren Nachwinter haben, reichlich versehen mit Sturm, Regen, Frost und vielem Schnee. Der Lenz ist eigentlich der allerdings sehr unbeständige Juni, und dieser geht dann sehr schnell in den heißesten Sommer über.

Wer in dieser Periode das Reisen wagen will, wird im glücklichen Falle die schönste Ausbeute haben, denn die reicheren Schneedekorationen der höheren Gipfel gewähren im Gegensatz zum jungen Grün den brillantesten romantischen Reiz und die Wasser toben mit ungestümer Gewalt über Steinblöcke und umgebrochene Bäume am staunenden Wanderer vorüber.

Wer dann an den Rottacher Wasserfall tritt, empfängt ein Schauspiel eigenthümlich wilder Art. Oberhalb derselben wird nämlich durch eine Art Balkenthor das Wasser künstlich bis zu bedeutender Menge gestaut. Hierauf führen die Holzfäller auf Schlitten das im Valleggrevier[662] geschlagene Holz herbei, und wenn diese Hunderte von Stämmen in’s Wasser geworfen sind, so öffnet man die Schleuse und die Holzscheite tanzen krachend und zum Theil zersplitternd über das Felsenwehr der Kaskaden, um endlich weiter und weiter gestoßen und von dem bewegten Element bis in den Tegernsee getrieben zu werden.

Otto Banck[663].

[661] Die ersten beiden Verse eines von Heinrich Heines verfaßten Gedichts, das erstmals veröffentlich wurde in dessen „Buch der Lieder […]“ (Hamburg: Hoffmann & Campe 1827), S. 112.

[662] Valepp.

[663] Der Publizist und Schriftsteller Otto Alexander Banck (1824–1916).

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 181-185 u. [197]-200.

Kuxhafen[664].

Alles eilt der Hamburger Dampfschiff-Brücke zu. Es ist halb acht Uhr Morgens. Am Bord des „Patriot“ lautet es zum dritten Male. Kapitän N. steht schon auf dem Radkasten und gibt, rückgewendet zum Steuer, ein Zeichen mit der Hand. Der Dampfer rundet von der Brücke ab und steuert in das Fahrwasser hinein.

„Volle Kraft!“

Dahin fliegt er. „Schöne Gelegenheit, Herrschaft!“ ruft der Steuermann solchen bekannten Passagieren zu, die sich in seiner Nahe blicken lassen. „Ebbe und Wind gehen mit uns. In fünf Stunden sind wir unten.“

Der Mann hat recht. In der von ihm angegebenen Frist sehen wir Kuxhafen vor uns. Da das Wasser so weit abgelaufen ist, daß wir nicht mehr in den Hafen steuern können, legen wir draußen an der großen Landungsbrücke an, welche den Namen die „alte Liebe“ führt, was die Fremden sich nicht erklären können und worauf die Leser bis zum Schlusse dieses Kapitels warten müssen.

Welches Gedränge bei der Ankunft des Schiffes, nicht nur auf der Brücke selbst unten am Stege und oben bei den Pfählen, auch weiter hin, auf dem sich anschließenden Deich, bis an den Fuß des Leuchtthurms[665]! Man ruft und winkt sich schon von Weitem zu. Kommende und Harrende eilen sich mit ausgebreiteten Armen entgegen und die an Bord befindlichen, nicht gerade in der Berliner Kapelle ausgebildeten Musikanten blasen dazu einen Geschwindmarsch.

Die Laufplanken werden von dem Lande auf das Deck geschoben und der Verkehr beginnt. Der Postbote, der den Briefbeutel in Empfang nimmt, ist erst der zweite. Ihm voran geht ein stattlicher Herr mit einem freundlichen Gesicht. Er überschaut die Versammlung mit kundigen Blicken. Uebung bringt Fertigkeit, darum hat er die ihm zusagenden Personen auf den ersten Blick erkannt. Er nähert sich ihnen mit einem verbindlichen Gruße, und indem er eine Karte überreicht, fragt er: „Kann ich Ihnen mein Hôtel anbieten?“

Man sollte nicht glauben, wie schnell manche Leute sind. Noch hat der Schreiber dieses in behaglicher Ruhe den Fuß des Leuchtthurms kaum erreicht, als die obere Gallerie schon mit mehreren Binnenländern besetzt ist, welche noch eben auf dem Halbdeck neben ihm standen. Frei von allen Seiten steht der Thurm aus dem Elbdeiche. Sein Licht ist auf eine Entfernung von sechs Meilen sichtbar. Bis zur Kugelbaak[666] abwärts ist es ein Blickfeuer [sic!], stromaufwärts aber wirft es ein volles Licht. Er ist ein treuer Wächter der großen Wasserstraße bis zur Mündung, wo die rothe Tonne liegt. Das Fahrwasser der Elbe ist nämlich durch schwarze und weiße, vor ihren Ankern schwimmende Tonnen angedeutet. Die letzte derselben ist roth, sie zeigt an, daß hier die Elbe aufhört und die Nordsee beginnt.

---

[664] Cuxhaven.

[665] Der in den Jahren 1802 bis 1804 errichtete, 23 Meter hohe Hamburger Leuchtturm.

[666] Die Kugelbake, ein hölzernes Seezeichen in Cuxhaven.

Man versäume nicht, wenn auch nicht mit der Eile, wie meine Reisegefährten, den Leuchtturm zu besteigen. Es verlohnt sich, oben gewesen zu sein. Welche unbegrenzte Aussicht rings umher! Im Westen die weite, prächtig daher wogende See. Im Osten die strömende Elbe, bedeckt mit Hunderten von Seglern und Dampfern, die nach allen Richtungen hin- und herkreuzen. Nach Norden die breite Stromfläche, begrenzt von einem schmalen, blauen Streif, der die Küste von Holstein darstellt. – Holstein! „Holsetaland“, das Land des Holzes! Wo sind deine schönen Wälder geblieben? – Südwärts in das Land hinein präsentirt sich das Schloß von Ritzebüttel, der ehemalige Herrensitz des uralten Geschlechts derer von Lappe, worin sich jetzt die Dienstwohnung des Amtmanns befindet. Weit da hinter liegen die langgestreckten Marschen. Kuxhafen ist die Scheidewand, welche das Land Hadeln von dem Lande Wursten[667] trennt.

Da das Diner im Hôtel Belvedere beendet und der Kaffee getrunken ist, was können wir Besseres thun, als eine Cigarre anzünden und nach der „alten Liebe“ zurückkehren, wo wir uns behaglich niederlassen und mit Muße das kaleidoskopische Panorama betrachten.

Allein bevor wir dahin gelangen, hat man, den Hafendamm umschreitend, manches zu beschauen, was dem Binnenländer nicht alle Tage geboten wird. Da steht zunächst das Magazinhaus, worin die Reserve-Anker, die Ketten und Tonnen, sowie alles zugehörige Material lagert; denn die Betonnung des Elbfahrwassers ist eine der Stadt Hamburg aufgebürdete Last und alle seefahrenden Völker ihr dafür zum Dank verpflichtet.

Jenes einsame Haus mit der Flaggenstange darauf ist die Quarantaine. Freuen wir uns, daß die Stange auf dem Dache derselben ohne Flagge ist. Sobald sich eine solche zeigt, ist es eine grüne, und das bedeutet, daß ein als verdächtig bezeichnetes Schiff in Quarantaine liegt. Der Verdächtige zeigt ebenfalls eine grüne Flagge am Maste. Die eigentliche Pestflagge ist gelb.

Im Weitergehen werfen wir einen Blick auf die mannigfachen Schiffe, welche hier liegen und Staats-Eigenthum sind. Jenes dreigemastete Fahrzeug ist eine der Lootsgalioten[668]. Sein Posten ist bei der rothen Tonne, und sein Geschäft besteht darin, den einsegelnden Schiffen einen Lootsen zu geben und von den absegelnden Schiffen die Lootsen in Empfang zu nehmen. Die beiden in Dienst gestellten Galioten lösen sich in bestimmten Zeiträumen ab.

Nicht so wohl wird es den Feuerschiffen. Diese müssen hinaus, sobald die Schifffahrt beginnt und auf ihrem Ankerplatz bleiben, bis diese im Spätherbste schließt. Nur in Havarie- und andern Nothfällen werden sie binnen geholt. Sie sind vom Kiel aufwärts bis zur Mastenspitze mit brandrother Farbe angestrichen, damit sie weithin leuchten. Hinten am Spiegel führen sie ein riesiges E in weißer Farbe. Es heißt „zur Elbe gehörig“. Die Feuerschiffe der Weser haben ein W.

Weil die Feuerschiffe ihre Station halten müssen, ist ihnen ein Proviantboot zugesellt, welches zu bestimmten Zeiten ausläuft und den draußen liegenden drei Feuerschiffen Trinkwasser, Proviant, Brennholz, Leuchtmaterial und was sonst nöthig ist, zuführt. Sind Wind und Wasser entgegen und ist Gefahr im Verzuge, spannt sich auch der kleine Dampfer „Neuwerk“ vor und schleppt das beladene Boot hinaus, wie denn der kleine flinke Gesell überhaupt die mancherlei Adjutanten-Dienste bei der Hamburger Staats-Marine versehen muß.

Der größere „Brillant“ hat ein noch schwereres Tagewerk zu vollbringen. Man ist seit lange damit beschäftigt, den Hafen auszutiefen und ihn nach und nach für die größten Seeschiffe nutzbar zu machen. Ein kolossaler Dampfbagger arbeitet von früh bis spät. Der ausgebaggerte Schlamm fällt in die ihm zur Seite liegenden Schuten und der „Brillant“ fährt mit zweien derselben im Schlepptau davon. Durch eine künstliche Vorrichtung weicht, an der geeigneten Stelle angelangt, der Boden der Schuten, die sich in einem Moment entlasten, worauf sie leer nach dem Hafen zurückgebracht werden – eigentlich eine etwas schmutzige Arbeit für einen „Brillant“.

So sind wir denn wieder auf der „alten Liebe“ angelangt. In demselben Augenblicke legt ein aus See zurück gekommener Blankeneser an die Brücke, und ein offizieller Fischmarkt ist eröffnet. Das

---

[667] Die Namen zweier Marschlande im Norden des Elbe-Weser-Dreiecks.

[668] Als Galiote bezeichnet man ein in den Küstengewässern von Nord- und Ostsee als Frachtschiff verwendetes Segelschiff mit spitzem Heck und senkrechter Verlängerung des Kiels; hier Bezeichnung für das Lotsenboot.

Slomannsche[669] Maklerboot segelt einem ankommenden Dreimaster entgegen, welcher an dieses Haus adressirt ist. Der London-Steamer[670], das Amsterdamer Steamboot und das Huller Schraubenschiff, die alle drei heute fällig sind, ziehen, lange Rauchsäulen hinter sich lassend, wie riesige schwarze Schwäne durch die scheu zurückweichende Fluth. Unfern der Brücke legt sich ein Schooner unter spanischer Flagge mit schneeweißen Masten und kohlschwarzen Matrosen vor Anker. Er kommt von der Havannah und die allzeit fertigen Jollenführer, die ihm seitlängs legen, bringen eine Ladung Ananas zurück, die das Stück für acht Schillinge[671] verkauft werden. So wechseln die Bilder mit der Minute und wie interessant es anzuschauen ist, reicht es doch nicht an die stille Scenerie des frühen Morgens, wenn nach einer ruhigen Nacht der Elbspiegel sich glatt ausbreitet und keine Falte schlägt, so weit das Auge reicht. Leise bewegt ihn nur die einströmende Fluth, oder die aussetzende Ebbe. Tausende von Seemöven und Spreen[672] fliegen bunt durcheinander, bald gerade aufsteigend, bald jählings hinabfahrend, wenn sie mit ihren scharfen Augen eine Beute erspähen. Es ist ein Ringeltanz voll der seltsamsten Figuren.

Die Sonne hebt sich und wirft ihren ersten Lichtstrahl auf die glitzernde Fläche. Eine Robbe steckt den Kopf ans dem Wasser und schaut mit klugen Augen um sich. Aber eben so schnell taucht sie wieder unter, denn unfern von ihr beginnt es zu schnauben und ein mehrere Fuß langer Tummler[673] wagt einen Luftsprung, um gleich darauf wieder in sein eigenstes Element zurückzufallen, und in der Entfernung einer Flintenschußweite neuerdings wieder aufzutauchen.

Die Sonne steigt höher und der befiederte, krächzende Chorus zieht land- und seewärts nach allen Richtungen der Windrose.

Des Sitzens müde erheben wir uns und gehen dem Deiche entlang vorüber an dem Herren- und Damenbade, um die Kugelbaak zu erreichen. Auf dem erst genannten dieser Bäder weht gerade eine rothe Flagge. Dies bedeutet, daß jetzt die Zeit zum Baden ist. Wegen der Ebbe und Fluth ist die Badezeit täglich eine andere. Man kann hier keine Stunde leben, ohne von Fluth oder Ebbe zu sprechen. Es wird zur andern Natur.

Dieser Seedeich, auf welchem wir wandern, ist eine mächtige Brustwehr. Sie ist der Schutz und Schirm des Landes; sein Trost und seine Hoffnung bei allen schweren Stürmen und Springfluthen. Er kostet viel, sehr viel, aber er hat auch unendlich viel zu behüten. Und weil er Alle schützen und schirmen soll, ist es nur recht und billig, daß ihm selbst der größte Schutz zu Theil werde. Darum ist die Deichordnung mit vielem Fleiße ausgearbeitet, darum ist das Deichrecht ein strenges und in früheren Jahren ein barbarisches. Der Wahrspruch lautet:

„Wer nicht will deichen,
Der muß weichen“

und darnach wurde das Recht unnachsichtlich geübt. Wehe dem Unseligen, der seine Hand an den Deich legte, um ihn zu schädigen. Die frevelnde Hand war unrettbar dem Beile verfallen. Die Deicharbeit ward so hoch gehalten, daß selbst der flüchtige Verbrecher nicht ergriffen werden konnte, wenn er zur Zeit der Noth an dem beschädigten Deiche mitarbeitete. Er wurde ihm zum Asyl.

Nun sind wir am Ziele. Aus einem in die Elbe quer hineingebauten Wehr, Stack genannt, steht eine aus schweren Balken aufgethürmte schwarzangestrichene Pyramide, die „Kugelbaak“, welche den hereinsegelnden Schiffen als Seemarke dient und mit der gegenüber liegenden Baak von Scharhörn in Korrespondenz steht, dergestalt, daß der Seemann aus der Stellung seines Schiffes zu diesen beiden Baaken das rechte Fahrwasser findet. Innerhalb des Deiches steht das Haus, in dessen Giebel der Leuch-

---

[669] Robert Miles Sloman (1783–1867), Eigentümer der im Jahre 1793 von William Sloman (1744–1800) gegründeten Hamburger Reederei, die noch heute besteht.

[670] Engl., Dampfschiff.

[671] Der Schilling Hamburger Current bzw. Schilling Hamburger Courant war die Hauptmünzsorte der Hamburger Courant-Währung von 1725 bis 1856 (1 Banco- oder Speciesthaler = 60 Schillinge Courant).

[672] Nrdt. für den Star (Sturnus vulgaris).

[673] Der Kleine Tümmler, eigentl. Gewöhnlicher Schweinswal (Phocoena phocoena).

ter angebracht ist, welcher zur Nachtzeit mit dem Blickfeuer des Leuchtthurms von Kuxhafen korrespondirt.

Treten wir näher, um die Sauberkeit dieses Häuschens und die üppige Blumenpracht des Gartens zu bewundern, welche dasselbe von zwei Seiten einfaßt. Der Wächter der Kugelbaak und seine Frau empfangen uns, – ein patriarchalisches Paar: Philemon und Baucis[674] im modernen Gewande. Es wird Jedem wohl bei diesen einfachen, grundehrlichen Leuten. Wenn man in der schattigen Laube neben ihnen sitzt und sie erzählen uns von den einsamen Tagen des Winters, wo sie tage- und wochenlang nur auf sich allein angewiesen sind, die schneebedeckte Ebene im Rücken, vor sich das im Eise erstarrte Meer, mit dem Sturmvogel, der darüber hinfliegt, und man sieht dabei in die zufriedenen Gesichter, sieht die Unverdrossenheit, die sich den schwersten Strapazen ohne Murren hingibt, den überkommt ein seltsames Gefühl in der Nähe solcher Menschen, die so viel thun und so wenig empfangen. Man scheidet mit einer wehmüthigen Empfindung von einem Orte, der in einer kurzen Stunde uns zur Heimath ward, und wenn man wieder mitten in dem Gewühl des Lebens sich befindet, erwacht das Heimweh nach dieser Strandeinsamkeit mit zwiefacher Stärke.

Indem wir von der Kugelbaak scheiden, wandern wir weiter in das Land hinein. Der Marschboden ist zurückgewichen und die Anhöhen der Geest treten uns allmälig entgegen. Plötzlich befinden wir uns an dem Saume eines Gehölzes, das uns mit leisem Geflüster einladet, in seinem Schatten zu verweilen. Es ist Brookeswalde[675], wo Alle, die sich auf der Morgenwanderung von einander trennten, wieder zusammen finden, ein Plätzchen, so lieblich, wie meilenweit keines mehr, stromauf und stromab, zu finden ist.

Sind die Reize von Brookeswalde erschöpft, so fahren wir mit dem bereit stehenden Dampfer zurück.

„Schade!“ sagte mein Nachbar. „Ich wäre gern noch einen Tag geblieben. Freilich geht die Sommerherrlichkeit zu Ende und im Winter muß es hier entsetzlich sein.“

„Glauben Sie das nicht, mein Herr,“ antwortete ein Einheimischer, der den Ausflug nach Brookeswalde mitmachte. „Im Winter ist es hier erst recht lebendig, vorausgesetzt, daß es ein rechter Winter mit schweren Stürmen und strengem Froste ist. Nur ist das Leben, das dann hier herrscht, anderer Natur, als zur Zeit der Badesaison. Die Schiffe, welche die Elbe andienen und wegen des Treibeises mehr an die Stadt kommen können, laufen hier binnen. Deck drängt sich an Deck. Im Belvedere und bei Thomas to Baben[676] entsteht ein reger Verkehr der Kapitaine. Kaufleute, die bei Schiff und Ladung interessirt sind, Schiffsmakler und andere dem Seeleben nahestehende Personen kommen zu Lande von der Stadt hierher und Kuxhafen ist dann Klein-Hamburg.“

„Gut! Wenn wir einmal hier einfrieren sollten, werden wir es uns zur Ehre rechnen, mit den alten und jungen Seebären gute Kameradschaft zu machen. Für dieses Mal fahren wir nach Hause zurück.“ –

Die letzten Spaziergänger haben sich zurückgezogen. Wir sind allein. Unter uns plätschert die leise heranrauschende Fluth; über uns spannt sich der blaue Himmel aus, mit dem Vollmond, der sein magisches Licht auf den Spiegel des Stroms wirft. Der Strom scheint sich zu theilen und ein heller Lichtschein steigt aus der Tiefe empor. Es ist die Nymphe der Elbe, die dort auf ihrem Silberschwan sich wiegt, und der melancholische Klang ihrer Lieder dringt uns tief in das Herz: Eines derselben erzählt uns auch die Geschichte, derenthalben die alte Brücke die „alte Liebe“ heißt:

Zwei herzige Kinder waren es, die liebten sich treu und innig, wie nur zwei Menschenherzen sich zu lieben im Stande sind. Aber die Väter lebten in Feindschaft miteinander und ihr Fluch machte das Bündniß zu Schanden. Der Vater des Mädchens war ein Kaufmann, der all seinen Reichthum dem Meere dankte. Darum liebte er dasselbe über die Maßen und wollte nicht von ihm lassen. Der Vater des Jünglings aber war der See spinnefeind, denn sie raubte ihm einst in einer schlimmen Stunde all’ sein Hab

[674] Philemon (griech. Φιλήμων, Philḗmōn) und Baucis (Βαυκίς, Baukís), ein bejahrtes Ehepaar der griech. Mythologie, das sich als Dank für ihre Gastfreiheit gegenüber den Göttern einen Wunsch ausbedingen durfte, der darin bestand, daß sie ihr in einen Tempel verwandeltes Heim den Rest des Lebens als Priester hüten und zur selben Stunde zu sterben dürfen, so daß keiner von ihnen des anderen Grab schauen müsse.

[675] Brockeswalde.

[676] Nrdt. baben, oben.

und Gut. Da floh er in die Einsamkeit des Waldes und hielt seinen Sohn zum edlen Waidwerk an. Aber um des Mägdleins willen erzürnte sich der Sohn mit dem Vater, indem er den grünen Jagdrock wegwarf und die blaue Seemansjacke anzog. So hoffte er den Vater der Geliebten für sich zu gewinnen. Allein dieser goß seinen bittern Spott über die Landratte aus, die im Seewasser schwimmen wollte und hieß ihn seiner Wege gehen. Da begab sich der junge Mann an Bord eines Schiffes, welches nach Indien versegelte, und dieses Schiff hieß die alte Liebe. Vorher aber nahm er Abschied von der Geliebten und sie gelobten sich Treue bis über das Grab hinaus.

Nun begab es sich im Wechsel der Zeiten, daß der Kaufmann nach und nach verarmte und ein reicher Geizhals, dem er am meisten schuldig war, sprach: „Gib mir die Dirne zum Weibe und ich rette dich.“ So ward die Tochter gezwungen, sich zu opfern. Ihre Lippen sagten Ja, aber mit ihrer Treue brach auch ihr Herz, und am Altar sank sie leblos zu Boden.

Selbigen Tages nahte sich ein Schiff der Elbe. Es kam direkt von Ostindien und hatte reiches Gut am Bord. Das Schiff war die „alte Liebe“. Den Schluß der Tragödie denke sich Jeder selbst. Der heimgekehrte junge Kapitän verzehrte sich vor Kummer, und das entlöschte Schiff lag unbeachtet im Hafen, bis es allmälig zum Wrack ward.

Um diese Zeit[677] geschah es, daß man beschloß, zu Kuxhafen eine Landungsbrücke zu bauen. Um ein genügendes Fundament zu haben, wurden mehrere alte Schiffe angekauft und in den Grund gesenkt. Das erste war „die alte Liebe“ und von demselben führt die Brücke den Namen bis auf den heutigen Tag.

Heinrich Smidt[678].

[677] Im Jahre 1733.

[678] Siehe hierzu S. 47, Anm. 206.


Ahrens gez.
CUXHAFEN
Bibliograph. Institut in Hildburghausen



NEUWERK

Neuwerk.

Wer sich in Kuxhafen befindet, wird auch die Insel Neuwerk besuchen wollen; es fragt sich nur, ob es zu Lande oder zu Wasser geschehen soll? „Eine Insel, die man zu Lande besuchen kann! Wie ist das nur möglich?“ Um nicht in den Verdacht zu gerathen, als wollte ich eine Fabel auftischen – obgleich ich dies Blatt mit einem Märchen schließe – muß ich zunächst den Landweg wählen und gleichzeitig ein Boot nach der Insel beordern, und am Abend mit der einsetzenden Fluth segeln wir nach Kuxhafen zurück.

Da wir keine Wattengänger sind, bestellen wir uns einen Wagen. Es muß ein starker Wagen sein und kräftige Pferde gehören vor denselben, denn die Fahrt ist kein Kinderspiel. Richten wir uns so ein, daß wir kurz vor dem niedrigsten Wasserstande am äußersten Ende der Düne sind. Kuxhafen wird der Länge nach durchschnitten. An hellen, wohnlichen Häusern geht es vorüber. Blumengärten schließen sich zu beiden Seiten an. Schattige Bäume stehen vor den Thüren. Dann kommt das Kirchdorf Döse. Fetter, üppiger Marschboden überall. Die sogenannte Fisole, unhöflich Saubohne genannt, wächst über Manneshöhe hinaus. Die Kohlköpfe nehmen einen Umfang an, der sie für alles Andere eher gelten läßt, als was sie wirklich sind.

Nach der Döse kommt das Dorf Duhnen. Welcher Unterschied zwischen zwei so nahe bei einander liegenden Ortschaften. Dort die üppigste Fruchtbarkeit; hier alles mager, kahl, leer. Der Name Duhnen sagt uns schon, wo wir sind: in den Dünen. Das Grün ist spärlich und dürftig. Grashalme, Steine und Wasser sind jetzt der alleinige Schmuck des sandigen Bodens.

Wir betreten das Haus des Strandvoigts, der sich alsbald bereit erklärt, einen Lootsen zu besorgen. Wir gehen durch den Garten, wenn diese, durch nichts gegen Fluth und Wind geschützte bescheidene Anpflanzung ein Garten heißen kann. Durch ein bewegliches hölzernes Gitter treten wir unmittelbar an den Strand.

Die Ebbe hat sich fast verlaufen. Weithin, so weit das Auge schaut, hat sie den Strand blos gelegt. Nur in den vereinzelten Lachen und in den Prielen ist noch Wasser vollauf. Priele sind mehr oder minder breite und tiefe Gräben, die sich kreuz und quer nach allen Richtungen hin verbreiten. Die Natur hat sich diese Wege gebahnt. Sie fangen an, man weiß nicht recht wo, und noch weniger, wo sie enden. Wenn der letzte Tropfen darin versiegt, ist die tiefste Ebbe. Wenn die erste Welle sie zu füllen beginnt, ist die Fluth bereits im vollen Anzuge.

„Zu Wagen, meine Herrschaften!“

Der Strandvoigt befiehlt, und wir gehorchen. Die Pferde ziehen an, und der Lootse, dem der Kutscher blindlings folgt, nimmt das Kommando. Der große steinerne Thurm[679] mit seinen sieben Fuß dikken, geschwärzten Mauern sieht uns unheimlich düster an. Auf seiner Spitze brennt das große Feuer, während auf dem seitwärts liegenden niedrigen Thurm das kleine Feuer lodert. Beide korrespondiren mit der Leuchte des gegenüberliegenden Feuerschiffes Nummer Zwei, sowie mit den Feuern von Kuxhafen, Kugelbank und Helgoland, welches letztere 20 Meilen weit sichtbar ist.

Man sollte meinen, daß bei solchen Vorsichtsmaßregeln ein Unglück zur See unmöglich sei. Und doch finden hier zur Zeit der Herbst- und Frühjahrsstürme viele Strandungen statt. Neuwerk ist mit Sandbänken und Untiefen umgeben. Westlich von der Insel liegt Scharhörn. Von den Fahrzeugen, die hier scheitern, wird gewöhnlich die Mannschaft geborgen. Nördlich liegt das Vogelsand, und wer das Unglück hat, daß hier sein Schiff strandet, sieht weder dieses, noch seine Mannschaft wieder. Das ist die Meinung hierorts, die durch tausend Beispiele belegt wird. Eine schaudervolle Scylla und Charybdis[680] an unserer norddeutschen Küste, aber ohne die Romantik der Felsenufer von Sicilien.

---

[679] Der im Jahr 1300 begonnene und 1310 fertiggestellte Turm Neuwerk.

[680] Zwei Meeresungeheuer der griech. Mythologie: Während Skylla (griech. Σκύλλα) an der Meerenge zwischen Sizilien und dem ital. Festland hauste, hatte Charybdis (griech. Χάρυβδις) genau gegenüber ihren Unterschlupf. Den Seeleuten war es nahezu unmöglich, den Ungeheuern zu entgehen, da die Flucht vor dem einen sie unweigerlich in die Arme des anderen trieb. Auch Odysseus (griech. Ὀδυσσεύς) kostete die Passage dieser Meerenge das Leben von sechs seiner Gefährten, die Skylla zum Opfer fielen (Homer, Odyssee 12, 222-259).

Wir auf unserm starkgebauten Stuhlwagen, umweht von frischer Morgenluft, wissen nichts von den Gefahren, mit denen ein Wattengänger zu kämpfen hat. Wie genau muß er den Weg kennen, der durch diese Priele und Lachen dem Festlande zuführt. Wie sicher muß er auf den Füßen sein, daß sie nicht ausgleiten, wenn er auf einen schlüpfrigen Stein tritt, oder der Sandboden plötzlich unter ihm weicht. Aber in der ersten Zeit geht Alles gut, bis der Moment kommt, wo das letzte Stadium der Ebbe vorüber ist und ein fernes Gemurmel den Beginn der neuen Fluthzeit verkündet. Wehe dem, der sich verspätete und die größere Hälfte des Weges noch vor sich hat. Unwillkürlich beginnt das Herz zu schlagen. Die Furcht spannt zur übermäßigen Eile an, die allemal verderblich wird, denn die Kräfte erschöpfen sich vor der Zeit. Die Wattengänger sind schnell, allein die Fluth überragt auch den Schnellsten. Von ihr heißt es, wie in der Ballade „König Sabu" von der Pest:

„Klein und dürftig ist sie angekommen,
Wie ein Kind, das um die Gabe bettelt;
Doch sie ist zum Riesen angewachsen
In der kurzen Dauer einer Stunde."[681]

Bis über die Kniee watet der Wanderer schon im Wasser. Die Wellen springen an ihm in die Höhe. Er sieht sie am Strande schäumen; er hört sie rauschen. Sein Auge hängt voll Sehnsucht an dem Thurme, der wie ein vereinsamter Fels in die Luft hineinragt. Er streckt die Arme sehnsüchtig nach ihm aus, aber vergebens.

Allmälig schwinden die Kräfte. Bis an die Brust reicht bereits das Wasser. Die Augen des Wanderers sind geblendet. Er sieht Alles, allein er kann nichts mehr unterscheiden. Ein schwerer Seufzer entringt sich der Brust. Da faßt die letzte Fluthwelle den Erschöpften und trägt ihn mitleidig an das Ufer, wo ihn die Strandwächter finden und den Bewußtlosen in das Leben zurückrufen, oder nach fruchtlosen Versuchen ihn christlich bestatten.

Treuherzig bietet der Neuwerker die helfende Hand zur Zeit der Noth dar. Was bewegt sich denn mit einem Male auf dem Dache des Thurmes? Das ist der stumme Bote, der Telegraph, welcher dem Festlande die Ereignisse verkündet, die an diesem äußersten Küstenpunkte stattfinden.

Der sehr einfache Mechanismus besteht aus zwei Figuren, der länglichen Kugel und dem Quadrat. Mittelst dieser Zeichen, welche zu vierzig verschiedenen Signalen dienen, werden nun die Mittheilungen von dem Neuwerker Thurme zunächst nach Duhnen gemacht.

Aber wir sind am Ziel, ohne daß die Signalstange sich um unsertwillen bemühte, und wir betreten den Strand von Neuwerk; den Strand, den vor uns so mancher Schiffbrüchige betrat, voll Noth und Sorgen, dennoch froh, das nackte Leben gerettet zu haben. Wir werden friedlich empfangen, wie es jedem harmlosen Reisenden geschieht, der hierher kommt. Dies war vordem nicht so. Hinsichts des Strandrechts galten barbarische Gesetze. Noch im dreizehnten Jahrhundert wurden die angeschwemmten Güter das Eigenthum der Küstenbewohner, welche sie aus der See auffischten. Es wurde auch sonntäglich in den Kirchen für einen gesegneten Strand – das heißt, um recht viele Schiffbrüche – gebetet, und die armen Seefahrer behandelte man als Leibeigene, die oft von einem ärgern Loose betroffen wurden, als die Sklaven in den Kolonien zu erdulden haben.

Die damaligen Küstenbewohner verstanden ihr Handwerk. Im Jahre 1404 wurde den Bewohnern des Amtes Ritzebüttel von dem gestrandeten Gute nur der zwanzigste Pfenning verwilligt, jedoch mit der Ausnahme, daß von solchen Gütern, welche aus der Tiefe herausgeholt werden mußten, ihnen nach wie vor zwei Dritttheile des Werthes zugestanden wurden. Jetzt strandete natürlich Alles „buten Keeren un buten Haven"[682]. Wer wollte es kontrolliren? Die Schiffbrüchigen waren froh, wenn sie unangefochten mit dem weißen Stock in der Hand, einen dürftigen Zehrpfennig in der Tasche, davon gehen konnten.

Aber der Abend naht, und es lockt uns der gedeckte Tisch, der für uns in einem der Thurmzimmer hergerichtet ist. Die einfache Kost mundet trefflich und noch besser der dunkelrothe Wein, der in den

---

[681] Reichlich frei zitiert aus der obengenannten Ballade Heinrich von Mühlers (1813–1874) in dessen „Gedichte […]" (Berlin: Voß'sche Buchhandlung 1842), S. 356-363; hier bes. S. 361f.

[682] Nrdt. Bezeichnung für stranden (bedeutet in etwa: „außerhalb geschehen und außerhalb des Hafens").

Gläsern funkelt. Die Wirklichkeit weicht mit dem scheidenden Tag zurück und die Poesie nimmt ihre Stelle ein. Und wenn die Gläser anklingen, hallt es im Echo wieder, als wecke es die frühern Bewohner des Thurms aus ihrem Todesschlafe. Das sind die wilden, bärtigen Gestalten der Vitalienbrüder[683], die einst durch dieselbe niedrige Thüre schritten und an derselben Tafel zu sitzen und zu zechen pflegten. Hier und auf Helgoland hatten jene geflüchteten Piraten, unter den Befehlen des Klaus Störtebeker[684] und Götkemichel[685] ihre festen Standquartiere. Manche dunkle That wurde innerhalb dieser Mauern begangen. Mancher Todesseufzer verklang ungehört und ungerächt innerhalb dieser Wände. Da vermochten die Hamburger endlich diesem Unwesen nicht länger thatenlos zuzusehen. Die Stadt rüstete eine Flotte aus, welche von dem Bürgermeister Simon von Utrecht[686] und dem Rathmann Nikolaus Schock[687] befehligt ward. Diese steuerten dem Ziele gerade entgegen. Ob es aber den Hamburgern gelungen wäre, ihren Zweck zu erreichen, wenn nicht ein halbes Wunder ihnen den Sieg schenkte, steht dahin, denn die Piraten waren starke, seetüchtige Kämpfer und hatten große, schwerbewaffnete Schiffe. Gott sandte den Retter in der Noth. Ein Unbekannter, dem Ansehn nach ein Küstenschiffer, legte an das Hamburger Admiralsschiff und versprach, die Piratenflotte den Hamburgern auszuliefern, wenn sie morgen den Angriff wagen wollten. Und er hat dies Wort in der verwegensten Bedeutung gelöst. Beim Dunkelwerden näherte er sich dem Hauptschiffe der Seeräuber und bat demüthig, unter dem Schutz ihrer Planken die Nacht hinbringen zu dürfen, weil er sich nicht weiter zu fahren getraue. Man ertheilt ihm die Erlaubniß. Die Räuber waren geblendet, als sie es thaten. Er dankte und fing an, seine Suppe zu bereiten. Aber diese Suppe bestand aus geschmolzenem Blei, welches er in die Oesen goß, worin sich die Angeln des Steuers bewegten. Dieselbe Scene wiederholte er, sichtbar unter dem Schutze des Himmels, von Bord zu Bord. Das Blei erstarrte, und die Steuer der Seeräuberschiffe waren nicht zu bewegen. Als nun am andern Tage die Hamburger Kriegsschiffe erschienen und die Piraten die Anker lichteten, gehorchte keines der Schiffe dem Steuer, und alle trieben strandwärts. Die Flotte des Klaus Störtebecker wurde vernichtet; er selbst mit seinen Gefährten hingerichtet. Der kühne Retter in der Noth war und blieb verschollen. Man kennt nicht seinen Namen, noch seine Heimath. Kaum daß ein Bruchstück eines Liedes an ihn erinnert, während die Piratenhäuptlinge in mehreren Liedern fortleben, deren eines beginnt:

„Klaus Störtebecker un Götkemicheel,
Te rooften Beide to linken Deel.“[688]

Wir haben nun den Schauplatz hinlänglich kennen gelernt. Das Boot, welches uns zurückbringen soll, ist angelangt, und es tritt die Fluth ein, welche uns heimträgt. Die Schiffer mahnen zum Aufbruch. Es ist die höchste Zeit.

„An Bord! An Bord!“ Die Segel füllen sich und ein schäumendes, auf leuchtendes Kielwasser bleibt hinter uns zurück, glänzend wie der Schweif eines Kometen.

Heinrich Smidt[689].

---

683 Vitalienbrüder, auch Vitalier genannt (lat. fratres Vitalienses); Selbstbezeichnung einer Gruppe von Seefahrern der Nord- und Ostsee; ursprüngl. war es ihre Absicht, in den Jahren von 1389 bis 1394 als Blockadebrecher die Lebensmittelversorgung Stockholms während der Belagerung durch dän. Truppen sicherzustellen; anschließend waren sie dann als Kaperfahrer unterwegs.

684 Klaus Störtebeker (angebl. 1360–1401; hingerichtet), historisch nicht belegter Pirat.

685 Gödeke Michels († 1401; hingerichtet), einer der Anführer der Vitalienbrüder (siehe hierzu S. 169, Anm. 683).

686 Simon von Utrecht (niederl. Simon van Utrecht ; ca. 1370–1437), seit 1433 Ehrenbürgermeister von Hamburg; er war nicht am Sieg vom 22. April 1401 über die Vitalienbrüder beteiligt.

687 Nikolaus Schocke (Lebensdaten nicht bekannt).

688 Recte: „Störtebeker und Godecke Micheel \ De rovenden beiden to gliken deel / Störtebeker und Gödeke Michael, / Die raubten beide zu gleichem Teil.“

689 Siehe hierzu S. 164, Anm. 678.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [186]f.

Paß Fernstein[690]

in Tyrol.

Die durch ihre großen Naturschönheiten berühmte Alpenstraße, welche von Oberinthal[691] über Nasserreuth[692], Lermoos und Reutte in die bayerischen Gebirgsgauen hineinführt und diese mit Südtyrol verbindet, wird stets ein Lieblingsweg für Reisende von Geschmack bleiben. Bei ihrem Auf- und Absteigen durch ein schönes Bergthal von gigantischen Felsformen und kühnen Höhen bis zu 9000 Fuß umgeben überrascht das Auge, als ein immer frischer Wechsel voll dramatischer Effekte. Durch die Biegungen des Weges verschieben sich die Umgebungen coulissenartig und in einem fast theatralischen Zauber befangen schwebt der Blick über Schneespitzen, schroffe Gebirgskanten, Waldhügel und kleine blaue Seen hinweg, immer unten im Thal den almengrünen Boden kräuterduftiger Wiesen, rieselnde Wasser und rauschende Wälder berührend.

Nur an manchen Punkten wird die Straße schmal und vom trotzigen Gestein der Bergriesen drohend eingeengt; die Natur nimmt eine ernsthaft feierliche Stimmung an und es bemeistert sich des Reisenden der volle dämonische Eindruck des Hochgebirges. Doch bald genug wird dieser Ernst gemildert durch das liebliche Winken lachender Ferne, durch die idyllische Milderung sanfter Höhenzüge, deren Linien vom kühnen Wege nach irgend einer Seite hin in den frischen Grund niedersteigen.

Eine solche Wechselstätte, wo das Große, Erhabene sich mit dem Reiz der Anmuth paart, wo der Blick in der Nähe von drohendem Gestein zurückgeworfen wird, um sich in anderer Richtung versöhnt in die Reize eines freundlichern Hintergrundes zu tauchen, bietet der Paß Fernstein.

Im Jahre 1543 legte Erzherzog Ferdinand I.[693] diesen Weg an. Dieser Fürst war bekanntlich der Bruder Kaiser Karls V.[694], jenes Monarchen, welcher zwar viel angenehme und man kann wohl sagen auch lebenserrettende Stunden in den Alpen verlebt hat, aber dennoch sehr wenig für diese Gegenden that. Ueberhaupt tritt zu so vielen Erscheinungen der Unkultur im frühesten wie späten Mittelalter auch noch diejenige sehr traurige hinzu, daß man zur Erleichterung des Verkehrs fast gar Nichts that. Man verstand es nur überaus trefflich, die Kaufleute hohe Zölle, ja förmliche Blutabgaben zahlen zu lassen,

---

690 Der Fernpass.

691 Hiermit könnte die Gemeinde Imst gemeint sein.

692 Nassereith.

693 Ferdinand I. (1503–1564), ab 1521 war er als Erzherzog von Österreich Herrscher in den habsburgischen Erblanden und ab 1526/1527 König von Böhmen, Kroatien und Ungarn; seit 1558 Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

694 Siehe hierzu S. 147, Anm. 607.



PASS FERNSTEIN.

oder sie auch ganz und gar durch die tapfere Ritterlichkeit burggesesseuer Schnapphähne[695] und Buschklepper[696] auszuplündern. Für ihr Fortkommen auf den schlechten Landstraßen that man nichts und überließ dies der Geschicklichkeit ihrer Erfindungskraft. Der Vorspann von 10 oder 20 Pferden oder Ochsen vor einem gewöhnlichen Wagen war eine alltägliche Erscheinung und wenn es gar den Elementen beliebt hatte, eine Brücke hinwegzureißen, so mußten die armen Fuhrleute nicht selten Tage und Wochen liegen bleiben, um einen Nothbau für ihren Zweck mit eigenen Händen und Unkosten zu errichten.

In dieser wie in manch anderer Kulturfrage hatte man gar nichts von den alten Römern gelernt, welche doch so große Opfer für das allgemeine Wohl zu bringen verstanden, Opfer, welche sich freilich mit hundert Prozent Zinsen, wenn auch erst für die Enkel vergüteten.

Fast das ganze Alpengebiet vom Jura bis nach Grain[697] verdankt seine erste zweckmäßige Kulturanlage den Römern. Ueberall suchten sie zweckmäßige gesicherte Plätze für Befestigungen und Städte heraus und fast alle Hauptstraßen wurden von den Römern erbaut und ihre Erben, die Deutschen, die eigentlichen Grundbesitzer des Landes, welche doch am meisten hiefür interessirt sein sollten, erwarben sich innerhalb eines Jahrtausends kaum das Verdienst, diese so nützlich überkommenen Segnungen nothdürftig aufrecht zu erhalten. Wo sie die großartigen Anlagen, deren Ueberreste uns noch heute ein unzerstörbares Zeugniß sind, ausbesserten, da geschah es mit halben kleinlichen Mitteln und erst nachdem oft hunderte von Rädern in den Wasserlöchern zerbrochen waren, entschloß man sich sie mit Steingeröll flüchtig auszufüllen, damit es baldigst Schlammlöcher wurden.

Die deutschen Gemeinden zeichneten sich immer dadurch aus, nichts Gemeinnütziges thun zu wollen, und wenn wir im Städteleben zum Theil über diesen Zustand hinweggekommen sind, so hat sich doch der Landmann, der gußeiserne Repräsentant der Ueberlieferung, noch in den alten Fehlern treu und stabil erhalten. Sobald ein Bauer sich den Wagen an einem Stein zerbricht, so schafft er ihn nicht aus dem Wege, sondern beschließt, sich das nächste Mal vorzusehen, und überläßt es einem Andern gern und mit gemüthvoller Schadenfreude, durch eine ähnliche Erfahrung gewitzigt zu werden.

Dies traurige Beispiel charakterisirt den Landmann leider noch durchschnittlich, besonders in Mittel- und Niederdeutschland bis tief in den Norden hinein.

Wohl aber darf man sagen, daß auch in dieser Beziehung die Alpenbewohner in der Civilisation dennoch vor uns weit voraus sind, und man ihnen die frühe Urbarmachung ihres Landes anmerkt. Sie haben auch dadurch einen Vorsprung, daß sie durch Erfahrungen rascher und kräftiger geschult werden, weil mit denselben wegen der steilen Gebirgsnatur ihres Terrains größere Gefahren und Nachtheile verbunden sind.

Besonders in neuerer Zeit findet man vielen Fleiß und ungeheure Kosten auf die Anlage und Erhaltung großer und kleiner Verkehrswege verwandt. Sowohl die Gemeinden, als der Staat kommen zu praktisch verständiger Einsicht und Oesterreich hat einige wirklich große Thaten in seinem so lange vernachlässigten Lande Tyrol ausgeführt.

Nicht nur der kühne, wahrhafte Römerweg über Finstermünz[698] gehört dazu, sondern auch unsere Fernstein- oder Fernbergstraße, welche seit dem Jahre 1855 vollständig neu regulirt wurde. So sind alle gefährlichen steilen Führungen durch allmälige schlangenwindende Kurven aufgehoben und man erreicht die Höhe von beinahe 5000 Fuß ohne große Ermüdung. Am Wege steht das alte Kaplaneigebäude[699] mit einem Wirthshaus zu gastlicher Einkehr; dicht auf dem Felsen daneben das verfallene Ge-

---

[695] Schnapphahn war eine im Mittelalter und der frühen Neuzeit gängige Bezeichnung für einen berittenen Wegelagerer, Freischärler oder Raubritter. Eine der bekanntesten Gruppen unter dieser Bezeichnung waren die dänischgesinnten Snapphanar (dän. Snaphaner), die im 17. Jhd. in den von Schweden besetzten ursprüngl. dän. Gebieten Skåne, Halland und Blekinge (im heutigen Südschweden) mit einer Guerillataktik gegen die schwed. Armee kämpften.

[696] Als Buschklepper bezeichnet man eigentl. Wilddiebe; hier jedoch im allg. Sinne von Strauchdieb, Wegelagerer verwendet.

[697] Vom frz./schweiz. Jura im Westen bis zur slowen. Krain (Kranjska) im Osten der Alpen.

[698] Ab 1856 Altfinstermünz (rätorom. Vestmezia).

[699] Wohl das zur Vierzehn-Nothelfer-Kapelle gehörige Niederhaus.

mäuer eines Wartthurms[700]. In ferner Höhe erblickt man die graziöse Bergspitze des Wanneck, des hohen Nachbars von Zugspitz und Wetterstein. Tief darunter blinken zwei kleine Seen und in dem Becken des zunächst sichtbaren erhebt sich auf einem Felsen das Schloß Sigmundsburg und spiegelt seine Zinne in der klaren Fluth.

Otto Banck[701].

[700] Der ehem. Wohnturm der Burg Fernstein.

[701] Siehe hierzu S. 159, Anm. 663.

MEYER’S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [188]-190.

La Chaux-de-Fonts.

Der Jura gehört nicht zu denjenigen Gegenden, welchen die Schweiz ihren Ruhm des Reichthums an landschaftlichen Reizen verdankt. Von Genf bis in den Kanton Bern wie eine Mauer die Schweiz und Frankreich trennend, zeigt dieses Gebirge eine lange Reihe von Parallelketten hoher, einförmiger Bergrücken, deren Abhänge mit Wald und Wiesen, deren Fuß mit Feld und Dörfern bedeckt ist, während der obere Theil gewöhnlich kahl hervorragt. Indeß würde man dem Jura sehr unrecht thun, wollte man ihm alle Romantik absprechen: im Gegentheil, er enthält manche wilde Scenerie, manche malerische Landschaft, wie man sie kaum mit diesem scharf nnd bestimmt ausgeprägten Charakter irgendsonstwo wiederfindet.

Das Klima jener Hochthäler im Jura ist rauh und unfreundlich; dichte Nebelschleier umhüllen während eines großen Theils des Jahres den Himmel, von Anfang November bis oft tief in den April hinein bedeckt ein hoher Schnee den Boden und während der sogenannten „guten Jahreszeit“ ist Regen sehr gewöhnlich. Nur in den Herbstmonaten und im Winter, der überaus kalt ist, kehren die hellen Tage häufiger in diesen öden Gebirgsthälern ein, ja die Winternächte sind oft von einem zauberischen Glanz, wie ihn sonst nur der hohe Norden kennt.

Wie überall, so üben auch hier die klimatischen und Bodenverhältnisse den tiefgreifendsten Einfluß auf den Charakter der Bewohner. Der Menschenschlag im Jura unterscheidet sich wesentlich von den lebensfrohen und heitern Küstenbewohnern des Genfer und Neuenburger Sees. Die „Montagnards“[702] sind mehr darauf angewiesen, die unfreundliche als freundliche Seite der Dinge in’s Ange zu fassen und dieser Umstand hat selbst ihrem Witz das Gepräge größerer Bitterkeit und Schärfe aufgedrückt. Der dürftige Boden gewährt nur wenig Erzeugnisse, der Ackerbau würde die Bevölkerung nicht ernähren. Darum hat sich diese mit all’ der Kraft und Energie, welche Gebirgsleuten eigen zu sein pflegt, auf einen andern Erwerbszweig geworfen und die Uhrenfabrikation, welche seit nun bald zwei Jahrhunderten ihren Sitz in den Jurathälern, besonders den neuenburgischen[703], aufgeschlagen hat, gibt denselben nicht nur für die Schweiz, sondern für Europa, ja weit über die Grenzen unseres Welttheils hinaus eine industrielle Bedeutung ersten Rangs.

In den eigentlichen Centralpunkt der neuenburgischen Uhrenindustrie führt uns unsere Abbildung. La Chaux-de-Fonds ist der Stapelplatz und Hauptsitz dieses großartigen Gewerbfleißes, der so viele tausend Hände beschäftigt. Sein Name deutet uns landschaftlichen Charakter der Umgebung an, *la Chaux* wird von dem französischen *chauve* „kahl“, hergeleitet. Eine öde kahle Wildniß ist in der That der Thalkessel, in welchem der große Fabrikort wie durch Zaubergewalt im Laufe weniger Jahrhunderte entstanden ist. Das Thal liegt 3070 Fuß über dem Meeresspiegel, natürlich, daß das Klima rauh, die Vegetation ärmlich und dürftig ist. Obst reift da. nicht mehr, nur Hafer und Gerste können auf dem Felde gezogen werden. Tannenwald bedeckt die Thalwände, an andern Stellen dehnen sich Sümpfe,

---

[702] Frz., Bergbewohner.

[703] Frz. République et Canton de Neuchâtel.



LA CHAUX DE FONDS

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

Moräste und schwammichter Torfboden, zwischen welchen sich einige Wiesen mit kränkelndem Graswuchs hinziehen.

Es ist begreiflich, daß ein so karger Boden wenig zur Niederlassung einlud. Auch wird der Ort im Mittelalter kaum genannt. Da geschah es im Jahr 1680, als in dem benachbarten Sagnethal ein fünfzehnjähriger Bursche, Daniel Jean Richard[704], Sohn armer Eltern, der sich durch ein angebornes Talent und Geschick für mechanische Arbeiten bemerkbar machte, die erste nach dem Thale von Sagne kommende Uhr, Eigenthum eines von England heimkehrenden Pferdehändlers, zur Ausbesserung in die Hände bekam. Dieser Zufall senkte in des armen Burschen Seele den Keim zu dem kühnen Gedanken, selbst einen solchen Mechanismus herzustellen. Der Gedanke war größer, als er uns jetzt erscheinen mag, denn zu dessen Verwirklichung, an der gegenwärtig eine lange Reihe der verschiedenartigsten Arbeitskräfte wirken, fehlte unserm Daniel Jean nicht weniger als Alles. Aber die Ausdauer und der Scharfsinn des Jünglings vollbrachte das scheinbar Unmögliche: sechs Monate später[705] hatte er seine erste Uhr vollendet.

Dies war geschichtlich der erste Schritt zur Einführung der Uhrmacherei, jener Industrie, welche dereinst der Quell des Wohlstandes und Reichthums der früher so öden und armen Gegenden in den neuenburger Bergen werden sollte. Sie war in kurzer Zeit unter den fleißigen Einwohnern heimisch geworden, wobei diesen selbst die Rauheit des Klima's und die Abgelegenheit ihrer Thäler förderlich wurde. Oft und namentlich im Winter durch Schneefall und Kälte von der Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten, ohne Zerstreuungsmittel und sonstige äußere Anregungen wurden die Leute gewissermaßen darauf angewiesen, alle ihre Geisteskräfte auf das neue Gewerbe zu richten, welches ihnen eine bessere Zukunft verhieß, und in welchem sie in der That durch Fleiß und Beharrlichkeit Außert ordentliches [sic!] erreicht haben. La Chaux-de-Fonds schwang sich bald zum Hauptsitz der Fabrikation und zum Hauptstapelplatz der auszuführenden wie einzuführenden Waaren auf und wuchs rasch zu einem ansehnlichen Orte heran. Im Jahr 1862 wurden von dem Verifikationsbureau 200,335 Uhrenschalen kontrolirt. Das Dorf aber, denn die Einwohner von Chaux-de-Fonds beharren hartnäckig auf der Bezeichnung „*village*"[706] für ihren Ort, zählt gegenwärtig 16,470 Seelen.

So ward dieses Uhrmacherdorf zu einem der merkwürdigsten kulturgeschichtlichen Beispiele von der schöpferischen Kraft der Industrie, die selbst in einer öden Wildniß, wo einst Bär und Wolf ein Stelldichein sich gaben, wo die rauhe Natur selbst jeder menschlichen Ansiedelung zu widerstreben schien, Leben zu wecken und Wohlstand zu verbreiten vermochte. Wohl hat der arme Bauernbursche Daniel Jean Richard es verdient, daß auf dem jüngsten eidgenössischen Schützenfeste in Chaux-de-Fonds eine der Scheiben seinen Namen trug, ja ein ehernes Standbild würde ihm gebühren, wenn er nicht ein noch schöneres Denkmal sich selbst gesetzt hätte in dem fortwachsenden Segen, den seine Schöpfung über die Thäler der heimischen Berge verbreitet.

Auch seiner äußern Erscheinung nach ist La Chaux-de-Fonds ganz und gar ein Kind der modernen Welt. Da sieht Alles neu, glatt, regelmäßig und zweckentsprechend aus und die Romantik alter malerischer Gebäude und krummer Straßen darf man hier ebenso wenig suchen, wie in einer der neugeschaffenen amerikanischen Städte. Vom Marktplatz, der den Mittelpunkt des Ortes bildet, laufen die Straßen sternförmig aus einander, breit, schnurgerade und gut gepflastert. Die Häuser sind im modernen Kasernenstyl erbaut, fünf bis sechs Stock hoch und häufig so geräumig, daß zwanzig bis dreißig Haushaltungen in einem einzigen dieser Uniformitätspaläste genügenden Platz finden. La Chaux-de-Fonds ist im fortwährenden raschen Wachsthum begriffen und der Umkreis des eigentlichen Dorfes selbst hat schon längst der zunehmenden Einwanderung nicht mehr genügt, vielmehr sind bereits auf den umliegenden Höhen zahlreiche neue Ansiedelungen und Bauten entstanden. An eleganten Gasthöfen ist natürlich in einem so vielbesuchten Fabrikorte kein Mangel, ebenso wenig an französischen Kaffeeehäusern [sic!] und deutschen Bierwirthschaften. Da jedoch die gesammte Bevölkerung ausschließlich der Industrie und dem Handel angehört, so kann es nicht fehlen, daß das Leben einer gewissen Einförmigkeit verfallen

[704] Daniel JeanRichard (1665-1741).

[705] Nach 1 ½ Jahren im Jahre 1681.

[706] Frz., Dorf.

ist, trotz der vielfältigen Berührungen mit der Außenwelt, welche durch eine Eisenbahn[707] nach Neuenburg bedeutend gefördert werden.

Während ich diese Zeilen schreibe, ertönen alle Zeitungen von den großartigen Vorbereitungen, welche La Chaux-de-Fonds zum eidgenössischen Freischießen und Empfang fremder Schützen getroffen hat, und erwarten von dem Feste die Bedeutung eines internationalen Ereignisses. Die schweizerischen Schützenfeste hatten schon längst, besonders seit ihrer Neubelebung in den zwanziger Jahren, den Charakter großer Nationalfeierlichkeiten angenommen, an welchen sich die Gesammtheit des Volks, wie einst alle Stämme der Griechen an den olympischen Spielen, beteiligte. Sie sind für die politische Wiedergeburt der Schweiz, für die Erweckung und Belebung des Einheitsgefühls von den tiefgreifendsten Folgen geworden; sie waren der mächtigste Hebel zu der segensreichen Umwälzung des Jahres 1847[708], zu der Umgestaltung der Eidgenossenschaft aus einem lockern Staatenbund in einen auf fester, freiheitlicher Grundlage beruhenden Bundesstaat. Mögen die deutschen Schützen bei Anblick dieses großen Nationalfestes, dieser Einheit und Einigkeit eines freien Volkes sich des hohen Zieles, das im Vaterlande zu erstreben ist, recht klar bewußt geworden sein, und mögen die Schweizer ihrerseits bedenken, daß ein Volk, dessen Ringen nach wahrer Geistesfreiheit und humaner Bildung ein so kräftiges ist, keine gering zu schätzende Waffenbruderschaft bietet, auch wenn es den Kampf um seine politische Wiedergeburt noch nicht ausgekämpft hat.

W. Lampmann[709].

[707] Bereits 1857 durch eine Teilstrecke der projektierten Bahnlinie Neuchâtel–Le Locle-Col-des-Roches an den Eisenbahnverkehr angeschlossen, konnte der Bahnbetrieb von La Chaux-de-Fonts nach Neuchâtel schließlich im Jahre 1859 aufgenommen werden.

[708] Schweizer Bürgerkrieg bzw. „Sonderbundskrieg“ vom 3. bis zum 29. November 1847 zwischen den separatistischen kath. Kantonen Luzern, Schwyz, Uri, Zug, Ob- und Nidwalden, Freiburg und Wallis („Sonderbund“) sowie den prot. Kantonen Zürich, Bern, Glarus, Solothurn, Basel Stadt und Landschaft, Schaffhausen, Appenzell-Außerrhoden, St. Gallen, Graubünden, Aargau, Thurgau, Tessin, Waadt und Genf, die den Sieg davontrugen und damit letztlich die Bundesverfassung vom 12. September 1848 durchzusetzen vermochten.

[709] Siehe hierzu S. 69, Anm. 299.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 200-204.

Goslar.

Goslar, die alte ehrwürdige Kaiserstadt, die Tochter des großen Heinrich[710] und Liebling der deutschen Kaiser, übertrifft an Alter alle ihre Nachbarschwestern und war ehedem die Fürstin der Städte weit umher, eine zweite kleine Roma. Dieser Glanz ist entschwunden, aber ein Bild bürgerlichen Fleißes liegt die Stadt in dem friedlichen Thale, von den hohen Bergen des Harzes umkränzt, wie eine freundliche Matrone, welche stillsinnend vergangener Zeiten gedenkt, und gern lenkt der Wanderer seine Schritte zu ihr.

Versteckt zwischen den Abdachungen des nordwestlichen Harzes, in einer grünen fruchtbaren Aue ruhend, tritt Goslar dem Wanderer, der von Harzburg kommt, mit seinen vielen Kirchen und Thürmen, alten Mauern, Thoren und Zwingern überraschend entgegen. Raschen Schrittes eilt er auf sie zu, und bald ist er vor ihren Thoren angelangt. Glück auf!

Ein Dämmerlicht umfängt uns, wenn wir uns in die Zeiten der Gründung Goslars versetzen. Der Harz war noch spärlich bewohnt und das ungestörte Lager von Bären und Wölfen. An den nördlichen Abhängen hausten die Sachsen und an den südlichen die Thüringer. Damals verlebte der Sachsenherzog, der nachmalige Kaiser Heinrich I., genannt der Finkler, hier seine Jugend. Er liebte die Jagd und den Vogelfang und durchstreifte Tage lang mit Lanze und Bogen die dichten Wälder, und hatte gar viele Finken- und Holztaubenherde[711] aufgestellt. Noch heute wird dem Reisenden bei Quedlinburg der „Finkelherd" gezeigt, wo die Gesandtschaft der Franken, Eberhard an ihrer Spitze, den Sachsenherzog bei diesem seinen Lieblingsvergnügen angetroffen haben soll, wie die römischen Senatoren den Cincinnatus[712] auf seinem Rübenfelde. Um das Jägerwamms legt sich der Königsmantel und um die unbedeckten Locken der goldene Reifen.

Aber Heinrich muß sein Volk einer höheren und deshalb auch äußerlich reicheren Stufe zuführen. Aus den Wäldern und dem schweifenden Jägerleben führt er die freien Bürger in feste Wohnungen ein. Kaiser Konrad[713] der Franke hatte sich nicht geirrt, wenn es sterbend sein Vermächtniß war, den Sachsenherzog, „dem Glück und rechte Sinnesart zugefallen", zum König zu erwählen, und ebenso wenig sein Bruder Eberhard[714], wenn er die fränkischen Großen von sich auf das Haupt der Sachsen wies. Heinrich einigt die deutschen Stämme und Territorien zu einem festen Reichsverbande. Er erneuert dem Auslande und den Vasallen gegenüber den Glanz und die Machtfülle der königlichen Majestät und emancipirt sie von den Einflüssen der Kirche, denen unter den Karolingern ein nur zu weites Feld offen

[710] Heinrich I. der Vogler (ca. 876–936), seit 912 Herzog von Sachsen und ab 919 König des Ostfrankenreiches.

[711] Siehe hierzu S. 180, Anm. 717.

[712] Der röm. Adelige und Politiker Lucius Quinctius Cincinnatus (ca. 519–430 v. Chr.), der als Musterbeispiel der Bürgertugend gilt.

[713] Konrad I. (ca. 881–918), seit 906 Herzog von Franken und seit 911 König des Ostfrankenreichs.

[714] Eberhard († 902; gefallen), Graf im Niederlahngau und in der Ortenau.



GOSLAR

gestanden hatte. Die Wenden[715], die Ungarn, die Dänen erliegen der Wucht seines Schwertes. Er gründet das deutsche Städtewesen und schafft den deutschen Bürgerstand, und hinterläßt ein nicht von seinen Vorfahren ererbtes, sondern selbst gegründetes weites großes Reich.

So ward er auch Goslars Gründer. Im Glanze des Kaiserthrones und unter seinen glänzenden Siegen vergaß er des Schauplatzes seiner Jugend nicht. Am Fuße des nordwestlichen Harzes, an den freundlichen Ufern der Gose, legte er drei zerstreut liegende Dörfer, in deren Nähe er ein hübsches Jagdhaus hatte, zu einem Orte zusammen, machte ihn zu einem festen Wehrlager zur Abwehr räuberischer Einfälle benachbarter Barbarenhorden, und nannte ihn Goslar (Gose-Lar, d. i. Lager an der Gose). Dies geschah um das Jahr 924. Goslar war Heinrichs Freude und Sorge; er erweiterte und befestigte es mit jedem Jahre mehr und mehr und freute sich seines wachsenden Flors. Auch seine Nachfolger wandten dem Städtchen alle Liebe und Sorgfalt zu und bauten emsig weiter. Gern zogen sie sich, die Bürde der Regierungsgeschäfte abwerfend, jeweilig in dieses stille romantische Asyl am Harze zurück, und hielten oft und lange ihr Hoflager in der aufblühenden Stadt. – Otto I.[716], Heinrichs glorreicher Sohn, war nicht mehr der schlichte Sachsenherzog am Vogelherde[717]. Die Seele dieses gewaltigen weitblikkenden Helden schwang sich mit ihrer ganzen Frömmigkeit und ihrem vollen Eifer zu großen, gewaltig durchgeführten Plänen über das ganze deutsche Land und zum Himmel empor, und ihm vornehmlich gebührt der christliche Aufbau des deutschen Vaterlandes. Aber er zog den Schimmer, den die Sonne des Südens seiner Krone verlieh, der Ausbreitung deutscher Kultur im Norden vor und verschwendete, das oberherrliche Recht über Rom beanspruchend, die deutsche Kraft nach Italien. Auch seine Nachfolger ließen sich verlocken, dort Lorbeeren zu suchen; aber die deutsche Ehrlichkeit ward von der italienischen Schlauheit überlistet, vergeblich waren die wiederholten Versuche, die kaiserliche Gewalt über die Macht des Papstthums zu erheben, bis der letzte Hohenstaufe, der unglückliche, jugendliche Konradin[718], als Opfer der Verlockung bluten muß.

Kehren wir zu Goslar zurück, dem Denkmale des Ruhmes deutscher Kaiser. Otto I. eröffnete das reiche Gold- und Erzlager des nahegelegenen Rammelsberges, wie viele andere Bergwerke des Oberharzes, die bald weit und breit berühmt wurden und den Kaisern reiche Schätze zuführten. Die Schätze des Oberharzes blieben fortan das Erbe des reichen Hauses der kaiserlichen Ottone. Darum konnte Otto I. das mächtige Erzbisthum Magdeburg gründen[719], ein steter Brennpunkt für die deutsche Geschichte. Mit dem Reichthum der Kaiser wächst auch die Herrlichkeit Goslars. Unter Heinrich II.[720] dem Heiligen erhebt sich in der Mitte der neuen Stadt der schon unter Otto I. begonnene Kaiserpalast, in welchem fortan glänzende Reichsversammlungen gehalten werden. Zahlreiche Kapellen, Kirchen und Klöster werden erbaut; sechs Thore führen zur Stadt, tiefe Gräben und hohe Wälle geben Schutz, und feste Thürme ringsum dienen zur Zierde und Sicherheit. Heinrich III.[721] gründet hart an der kaiserlichen Burg jenen prächtigen Kaiserdom, an welchem Papst Leo X.[722] 1051 die feierliche Weihe vollzog. Des Kaisers Leichnam wurde nach Speier geführt, sein Herz aber nach seiner Anordnung dem neuen Dome in einer silbernen Kapsel anvertraut. Sein Sohn Heinrich IV.[723] hing mit großer Liebe an seiner Vaterstadt, baute das 1065 abgebrannte Kaiserhaus mit neuem Glanze wieder auf, und brachte Goslar zu solchem

---

[715] Veraltete Bezeichnung für Slawen im deutschsprachigen Raum.

[716] Otto I. der Große (912–973), seit 936 Herzog von Sachsen und König des Ostfrankenreiches, ab 951 König von Italien und ab 962 römisch-deutscher Kaiser.

[717] Eine Örtlichkeit zum Vogelfang.

[718] Konradin (1252–1268; hingerichtet) als Konrad IV. ab 1262 Herzog von Schwaben, als Konrad III: seit 1254 König von Jerusalem und als Konrad II. von 1254 bis 1258 König von Sizilien.

[719] Im Jahre 968.

[720] Heinrich II. (973 o. 978–1024), war als Heinrich IV. von 995 bis 1004 und wieder von 1009 bis 1017 Herzog von Bayern, von 1002 bis 1024 König des Ostfrankenreiches, von 1004 bis 1024 König von Italien und ab 1014 römisch-deutscher Kaiser.

[721] Heinrich III. (1016 o. 1017–1056), seit 1039 König und seit römisch-deutscher 1046 Kaiser.

[722] Leo IX. (eigentl. Bruno von Egisheim-Dagsburg; 1002–1054), seit 12. Februar 1049 Papst; er war jedoch nicht an der Domweihe beteiligt.

[723] Siehe hierzu S. 86, Anm. 358.

Wohlstand und Ansehen, daß es jetzt die „Hofstadt des Reiches“ genannt wurde. Namentlich entfaltete sich der Reichthum und das Ansehen der geistlichen Stifter, welche Pflanzstätten für Bischöfe und Erzbischöfe werden. – Kaiser Lothar[724] hält 1134 in Goslar einen glänzenden Fürstentag und Konrad III.[725] das feierliche Gericht über Heinrich den Stolzen[726] von Sachsen.

Doch neben diesem Glanze und dieser Herrlichkeit umlagerten die Stürme mannigfacher Unruhen, gleich düstern Gewitterwolken das Thal. Krieg und Kriegsgeschrei, Mord und Brand in der Kaiserstadt! Unwiderstehlich wurde sie in die verhängnißvollen Kämpfe Heinrichs IV. mit den sächsischen Reichsfürsten verwickelt, die er durch seine zügellose Herrschsucht wie durch seinen Aufwand heraufbeschworen. Seine fünfzigjährige Regierung war ein beständiger Kampf mit diesen Feinden, der mehrmals in Goslars Nähe tobte. Heinrich IV., seinem großen Vater unähnlich, er, an dessen Erziehung sich zwei Erzbischöfe versündigten, war wenig fähig, die Last der Krone durch diese Stürme zu tragen. Endlich gelingt es ihm, von dem kräftigen Beistande der deutschen Fürsten unterstützt, die Kraft der Sachsen in der mörderischen Schlacht beim Kloster Hohenburg a/U. im Jahre 1075[727] zu brechen. Auch Heinrich den Löwen[728] sehen wir als öfteren Bedränger der Stadt, da sie, es von jeher mit des Kaisers Partei haltend, dem Fürstenbunde zugethan war, welcher den stolzen Welfen demüthigen sollte. Der Zorn des Löwen zerstörte ihre Treib- und Schmelzhütten. Auch in dem langen und blutigen Hader der beiden Gegenkaiser Philipp von Schwaben[729] und Otto IV.[730] von Braunschweig, dem Sohne Heinrichs des Löwen, hielt es die Stadt mit dem schwäbischen Gegenkaiser, was ihr eine noch tiefere Wunde schlug. Otto, tief erzürnt, belagerte die Stadt, die endlich durch Verrath in seine Hände gespielt wurde. Feuer und Schwert wütheten furchtbar, eine reiche Beute wurde hinweggeführt, und der Wohlstand, den die reiche Huld der Kaiser seit Jahrhunderten geschaffen, ward so mit einem Male vernichtet. Später, nach der Ermordung seines Gegners Philipp, konnte Otto IV. Goslar verzeihen und zog triumphirend in die Stadt ein. Die unglückliche Schlacht bei Bovines im Jahre 1214[731] gegen Frankreich brach Otto’s Macht und Ehre. In die Acht und den Bann gethan, zog er sich in seine Erblande zurück und starb vier Jahre darauf auf seiner Harzburg bei Goslar. –

Nach Otto IV. Tode beginnt Goslar mehr und mehr aus der Geschichte zu verschwinden. Die Kaiser halten hier selten mehr ihren Hof, bekümmern sich wenig mehr um ihre alte Pfalz und setzen ihre Voigte her. Daß die Herrlichkeit des Kaiserpalastes im Jahre 1288[732] bis auf einen noch heute stehenden Flügel ein Raub der Flammen wurde, war eine ernste Vorbedeutung, daß keines Kaisers Anwesenheit der Stadt mehr Glanz verleihen könne. Wilhelm von Holland[733], welcher nach seiner Ver-

---

[724] Lothar III. (auch Lothar von Süpplingenburg o. Lothar von Supplinburg; 1075–1137), seit 1106 Herzog von Sachsen sowie ab 1125 König und seit 1133 römisch-deutscher Kaiser. Von dem obengenannten Hoftag ist jedoch nichts bekannt.

[725] Konrad III. (1093 o. 1094–1152), seit 1116/20 Herzog in Franken, von 1127 bis 1135 Gegenkönig von Lothar III. (s. o.) und ab 1138 römisch-deutscher König.

[726] Heinrich der Stolze (1102 o. 1108–1139), von 1126 bis 1138 als Heinrich X. Herzog von Bayern und ab 1137 als Heinrich II. Herzog von Sachsen.

[727] Die Schlacht vom 9. Juni 1075 bei Homburg an der Unstrut.

[728] Heinrich der Löwe (ca. 1129/30 o. 1133/35–1195), von 1142 bis 1180 als Heinrich III. Herzog von Sachsen sowie von 1156 bis 1180 als Heinrich XII. Herzog von Bayern aus dem Geschlecht der Welfen.

[729] Der Staufer Philipp von Schwaben (1177–1208; ermordet), seit 1198 römisch-deutscher König.

[730] Der Welfe Otto IV. (ca. 1175–1218), seit 1198 (unangefochten jedoch nur von 1208 bis 1211) römisch-deutscher König und seit 1209 Kaiser des römisch-deutschen Reiches.

[731] Die Schlacht bei Bouvines am 27. Juli 1214.

[732] Im Jahre 1289.

[733] Wilhelm von Holland (niederl. Willem; 1227–1256), ab 1234 Wilhelm II. Graf von Holland, von 1248 bis 1254 Gegenkönig und ab 1254 römisch-deutscher König.

mählung mit der Tochter[734] des Herzogs Otto von Braunschweig[735] im Frühjahre 1253 einige Tage hier verweilte, war der letzte Kaiser, welcher Goslar besuchte.

Goslars glänzende Jugendzeit, die es unter der Pflege und Obhut seiner Kaiser verlebte, ist dahin. Reich an großen und schönen Erfahrungen, belehrt und gekräftigt durch wechselvolle Schicksale, tritt nun Goslar die Zeit seiner Mündigkeit an: aus der Kaiserstadt wird eine freie Reichsstadt[736]. Um sich zu Selbstständigkeit und Wohlstand zu erheben, ist Goslar schon 1241 dem großen Bunde der deutschen Hansa beigetreten. Der Handel blüht, Reichthum und Verkehr ziehen ein. Ein Magistrat, der den Voigten gegenüber seine Rechte geltend macht, wird aus der Mitte der Bürger erwählt. Nach und nach bringt die Stadt alle Reichsvoigteirechte an sich, die Kaiser schenken ihr das Münzrecht und Heerschildrecht. Mit der städtischen Verwaltung wächst jenes eigenthümliche einflußreiche Gildewesen, das eine große Macht erlangt, an allen öffentlichen und städtischen Verhandlungen den thätigsten Antheil nimmt und sich in die Herrschaft mit den alten patrizischen Familien theilt. Kurz, Goslar erhob sich zu einem Musterbilde, zu einer Repräsentantin der deutschen Städte im 14. und 15. Jahrhundert, welche damals eine ihrer schönsten Perioden feierten. Einerseits Gewerbefleiß, ausgebreiteter Handel und Wohlhabenheit, andrerseits Theilnahme an der Verwaltung und Vertheidigung der Stadt. Praktischer Sinn und Selbstgefühl lebte in allen Klassen, selbst in den niedersten, und der Bürger fühlte sich als denjenigen, der seine Burg zu schützen weiß. Damals war der Goslarsche Schöppenstuhl weit und breit berühmt, und zahllose Fremde suchten hier Recht; auch wurden die berühmten Goslar’schen Statuten für viele Städte mustergültig. Welchen Anblick muß die Stadt auf dem Gipfel ihrer Macht und ihres Ruhmes zu Anfange des 16. Jahrhunderts geboten haben mit ihren gewaltigen Zwingern, von denen einer 1000 Kriegsknechte beherbergen konnte, mit ihren festen Thoren, mit ihren von selbst gegossenen Geschützen besetzten Mauern und 185 Thürmen!

Der Verfall, dem auch Goslar nicht entgehen sollte, beginnt mit der Reformation, deren Licht auch alsbald dort strahlte. Manche ehrwürdige Gebäude, welche Jahrhunderte dem Sturme der Zeiten getrotzt hatten, sanken nun in Schutt. Die Stadt selbst wurde „wegen Annahme der ketzerischen Lehre“ in die Reichsacht gethan und diese mit aller Härte und Willkür durch die Raubschaaren des Herzogs Heinrich von Braunschweig[737] vollführt. Die Leiden und der Jammer des dreißigjährigen Krieges vollendeten Goslars Ruin, und obgleich nach dem Frieden von ihren schweren Wunden geheilt, ließen Brand, Wassersnoth, Pest, innere Zwistigkeiten und schlechte Verwaltung sie nie wieder zur alten Größe und zum alten Glanze gelangen. Das Schicksal Goslars ist gleichsam das symbolische einer deutschen Stadt, ja man kann sagen des deutschen Volkes. Der Leser kann sich sehr leicht die Parallele ziehn. – Seine Reichsunmittelbarkeit verlor Goslar im Lüneviller Frieden 1801[738] und kam an Preußen; durch den Wiener Kongreß[739] wurde es aber 1816 Hannover einverleibt.

Hat das altehrwürdige Harzstädtchen mit seinen engen Straßen, krummen Gassen und eingezwängten öffentlichen Plätzen weder Paläste noch großartige Denkmäler einer ausgebildeten Architektur aufzuweisen: immerhin ist es lohnend, sich hier so manche Zeugen einer ehrwürdigen Vergangenheit anzuschauen und sich still sinnend in jene Zeiten zu versenken. Da ist das alterthümliche Rathhaus, 1131 von Lothar II.[740] gegründet, viele sehenswerthe Sachen und Urkunden bewahrend und denkwürdig durch

---

[734] Otto I. das Kind (1204–1252), seit 1235 erster Herzog von Braunschweig und Lüneburg.

[735] Elisabeth von Braunschweig (ca. 1230–1266); sie hatte am 25. Januar 1252 Wilhelm von Holland (siehe hierzu S. 181, Anm. 733) geehelicht.

[736] Im Jahre 1290.

[737] Heinrich II. d. J. (1489–1568), seit 1514 Herzog zu Braunschweig-Lüneburg und Fürst von Braunschweig-Wolfenbüttel; er hatte Goslar im Jahre 1552 mit 17.000 Mann belagert und mit dem daraufhin geschlossenen Riechenberger Vertrag den Verzicht der Stadt auf Bergzehnt, -gericht, Vorkaufsrecht des Rammelsberger Bergbaus und weite Teile der Forsten erzwungen.

[738] Der Frieden von Lunéville vom 9. Februar 1801, der die Säkularisation von 1802/03 einleitete.

[739] Der Wiener Kongreß, der vom 18. September 1814 bis zum 9. Juni 1815 stattfand, vollzog die Neuordnung Europas nach der Niederlage Napoléon Bonapartes in den Koalitionskriegen.

[740] Der Bau des Goslarer Rathaus war erst in der Mitte des 15. Jhd.s in Angriff genommen worden, und ein Lothar war daran keinesfalls beteiligt.

die im dreißigjährigen Kriege 1641 hier begonnenen Friedensunterhandlungen; da ist der „Kaiserworth“, das im 15. Jahrhundert erbaute Gildehaus für die Gewandschneider, mit seinen acht kaiserlichen steinernen Standbildern in Lebensgröße; da sind verschiedene alte, im altdeutschen Style erbaute Kirchen und Thürme, alte Klostergebäude und Hospitäler. Von der alten Kaiserpfalz[741] steht nur noch der alte Seitenflügel, jetzt zu einem militärischen Kornspeicher benutzt. Von dem 1820 wegen Baufälligkeit abgetragenen Kaiserdome[742] ist nur noch ein kleiner Vorbau vorhanden, eine Menge sehenswerther Antiquitäten enthaltend. Die historische Weihe eines denkwürdigen Aktes durchweht den kleinen Raum. Am 30. Juni 1073 schwuren hier die Edlinge der Sachsen Kaiser Heinrich IV. Rache. Der übermüthige Herr hatte sie nach Goslar beschieden, aber beim Schachspiel weilend sie verächtlich abgewiesen. – Ueberall mahnt es den Beschauer an eine zwar finstere und wilde, aber vielfach edle und schöne Vergangenheit. Ja, Kaiser thronten in dir, du Pfalzburg edler Sachsen, du Prunksitz jener kräftigen Ottone, und sprachen hier Recht. Fürsten, Edle, Herr und Knecht kamen hierher zu des Reichstags heiligen Gerichten; Vasallenübermuth wurde hier gestraft und manche blutige Fehde geschlichtet. Jubelnd zog der Jägertroß der Kaiser in die nahen Wälder des Harzes, das Jagdhorn ertönte, und die Rüden lechzten nach dem Blute des Keulers[743]. –

Und nun, Wanderer im Harze, beschaue und besteige auch die hohen Harzberge an Goslars Südseite, vor allen den hochragenden erzreichen Rammelsberg, der seinen kahlen, flachen Scheitel 1092 Fuß über der Thalsohle erhebt, den alten Schätzehüter der Goslärer [sic!], und steige hinab in seine Eingeweide. Hast du dir dann noch die eine halbe Stunde südlich von Goslar befindlichen, seit 700 Jahren betriebenen Schieferbrüche beschaut, die mächtigsten in ganz Deutschland, dann magst du weiter wandern in die wildromantischen Berge des Oberharzes, wo dich überall der Spruch begrüßt:

„Es grüne die Tanne, es wachse das Erz!
Gott schenke uns Allen ein fröhliches Herz!“[744]

Wilhelm Girschner[745].

[741] Die ‚Wiederaufbauarbeiten‘ an den zum nicht geringen Teil eingestürzten Pfalzgebäuden waren am 14. August 1868 begonnen worden und konnten im Jahre 1879 abgeschlossen werden, wobei das heutige Erscheinungsbild keineswegs den histor. Gegebenheiten entspricht.

[742] 1819 auf Abriß verkauft, wurden die Baulichkeiten in den Jahren 1820 bis 1822 beseitigt.

[743] Veraltet für den Keiler, das männl. Wildschwein.

[744] Ein Harzer Bergmannspruch, aus dem sich im Laufe der Zeit ein Volkslied entwickelte.

[745] Der ‚vaterländische‘ Schriftsteller Wilhelm Girschner (1829–1911).

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 213-217.

Das Cannstadter Thal.

Es liegt ein wunderbarer Reiz über dem schwäbischen Lande, den man, wie oftmals die unmittelbarsten und unwillkürlichsten Eindrücke, schwer bezeichnen kann. „Heimelig" ist kein wohlkonditionirtes Schriftwort, während man dessen Vetter „anheimeln" wohl allmälig einschmuggelte, ohne auf Widerstand zu stoßen; und beide Ausdrücke passen so recht eigentlich für den allergrößten Theil des würtembergischen Landes. Das hat nicht allein die Gunst der Natur gethan, welche allerdings dem Lande reichlich zugewendet ist, sondern auch Art und Wesen des Volksstammes that es, welcher ein besonderes Talent dafür zeigt, das Rechte und Selbstverständliche gerade da mit seiner Kultur zu entwickeln, wo ihm die Natur selber den Wohnplatz angewiesen zu haben scheint.

Unter unsern vielen Fürstenresidenzen gibt es vielleicht eben aus diesem Grunde wenige, die zugleich so wirklich Landeshauptstadt sind, wie Stuttgart. Ohne daß die gouvernementale Centralisation, selbst in früheren Perioden, ein wesentlicher Charakterzug des würtembergischen Staatsprinzips gewesen, ist doch Stuttgart wesentlicher Knotenpunkt des vielmaschigen Interessengeflechtes des gesammten würtembergischen Lebens geworden und entsendet wieder die rothen Fäden seiner Rückwirkungen bis in die einsamsten Weiler des Schwarzwaldes, oder der rauhen Alp oder des lachenden Bodenseeufers. Stuttgart liegt dafür außerordentlich glücklich, ungefähr in der geographischen Mitte des Königreichs, noch glücklicher aber auf der Grenzscheide zwischen der rauheren gebirgigen Hälfte und dem in fruchtbaren Hügelwellen sich ausweitenden Theile. Von Westen her senken sich die letzten Ausläufer des Schwarzwaldzuges als rebenbedeckte Anhöhen mit ziemlich steilen Abfällen in den stuttgarter Thalkessel zusammen, welcher gen Osten in das zum erstenmal geweitete Neckarthal ausläuft. Nur 800 Fuß über dem Meere, ringsum geschützt, mit einem überaus üppigen Fruchtboden, erscheint dieser Fleck so recht eigentlich zur bedeutendsten Landesstadt bestimmt. Und das ist Stuttgart, namentlich auch in städtischer Hinsicht im lausenden Jahrhundert vollkommen geworden.

Der Anstoß kam vom König[746]; dies braucht gar nicht in Abrede gestellt zu werden. Denn wenn der königliche Kunstsinn die in der äußeren Erscheinung hinter ihrer inneren Entwicklung zurückgebliebene Stadt vornehmlich schmückte und verschönte, so waren doch eben alle Bauten, Denkmale, Anlagen nicht blos den Zwecken des Hofes oder speziellen Liebhabereien dienstbar, sondern recht wesentlich dem monumentalen Ausdrucke des nationalen Lebens in der schwäbischen Landeskapitale gewidmet und dem Publikum gleichermaßen zugänglich und zugehörig, wie die Park- und Gartenanlagen, welche aus der Stadt in das Land hinauslaufen. Am deutlichsten erkennt sich dies daran, daß die Residenzbevölkerung dem empfangenen Anstoße keineswegs in uniformer Weise folgte, wie wir es mitunter in anderen Königsstädten gewahren, sondern individualisirend, nach persönlichen Neigungen und lokalen Bedingungen. Der Hofstyl, um uns so auszudrücken, ward nicht alleinherrschend; man versteckte den alten, sehr wenig anmuthigen Stadtkern nicht beinahe schamhaft hinter eine neue Welt der Façaden, sondern er versank von selber zwischen den modernen und heiteren Straßen und Stadttheilen der neuen

[746] Wilhelm I. (1781–1864), seit 1816 2. König von Württemberg.

Zeit, wie etwa vom kleinen Stammhause eines großen Geschlechtes in den modernen Anbauten auch nur Reste übrig, aber doch ehrfurchtsvoll gepflegt bleiben.

Wir haben nun Stuttgart selber nicht zu schildern. Allein als eine seiner wohltuenden Eigentümlichkeiten ist zu erwähnen, daß man heute, da der Bahnhof den Centralhafen seiner Eisenstraßen bildet, nur durch einen Garten in sein Inneres gelangt. Dieser Garten gehört zum Königsschloß und breitet sich von da hinaus bis zu den Uferhügeln des Neckars. Dort scheint der Schienenweg plötzlich an der Terrasse des überall geschilderten Rosensteins enden zu müssen. Aber unter den Fundamenten des Schlosses haben sie ihn hindurchgebohrt, aus dem Dunkel des Tunnels werden wir urplötzlich auf die Neckarbrücke, mitten in die lachende Schönheit des Cannstadter Thales versetzt.



Karl von Württemberg (siehe hierzu S. 185, Anm. 749).

Hier ist wirklich das reichste Füllhorn einer südlicheren Natur über Alles ausgeschüttet, was das Auge erblickt. Vom blinkenden Flusse, auf dem sich geschäftiges Leben umhertummelt, gesteigen allerwärts sonnige Rebenhügel empor. Nicht Obstgärten, sondern wahrhaftige Fruchtwälder überschatten deren Gipfel und erfüllen ihre tieferen Einschnitte. Saftgrüne Matten mit durstigen Weiden sinken fast in die klaren Wellen des lustig plätschernden Neckars hinein. Einzelne Kirchen und Kapellen auf den entfernteren Höhen steigen noch über die koketten Winzerhäuschen empor und mahnen mitten im protestantischen Lande an dessen katholische Vergangenheit, während einige Dörfer, ganz auf Anhöhen gelagert, unsere Erinnerung nach Oberitalien versetzen. Des Thales Grund aber, überragt vom stolzen Bau des Rosensteins[747], von welchem flußwärts die goldstrotzende Pracht der maurischen „Wilhelma“[748] des Königs in einen blüthenbunten Gartenraum hinab sinkt, während dem Rosensteine gegenüber die kronprinzliche Villa[749] in italienischem Style majestätisch aufstrebt – des Thales Grund ist so erfüllt von Landhäusern, Tempeln, einem Theater, Pavillons, Gasthäusern, Badeanstalten und Fabriken, daß das unscheinbare Cannstadt[750] selber darin beinahe verschwindet.

Man verliert dabei nichts. Denn die eigentliche Stadt, trotzdem sie mit zahlreichen römischen Ueberresten beweist, daß sie einst eine sehr bedeutende Niederlassung, ja wohl gar die Kapitale des Militärbezirks der Weltherrscher am mittleren Neckar gewesen, hatte sich später doch niemals wieder höher, als zu einem befestigten Landstädtchen erhoben. Da es den Zugang zur Landeshauptstadt bewachte, hat es allerdings in verschiedenen Jahrhunderten viel Kriegsnoth erdulden müssen; aber wie manchem treuen Hüter seines Herrn, ist es auch ihm ergangen: vom Unglück oder der Errettung der Landeshauptstadt berichten die Blätter der Geschichte ausführlich, doch die Kämpfe und Wunden und das Elend des treuen Thürhüters kommen blos, wie Selbstverständlichkeiten, zu beiläufiger Erwähnung. Erst in der nachnapoleonischen Zeit[751] hat es seine altertümliche Waffenrüstung allmälig abgelegt; die Ringmauern fielen, die Thorthürme sanken zusammen, die Wälle verwandelten sich in heiter-friedliche Anlagen. Was aber die – wenn man streng topographisch reden will – nicht in Stuttgart selber, sondern in Cannstadt zusammenlaufenden Wasser-, Eisen- und Landstraßen Schwabens, sowie die hier von der

[747] In den Jahren 1824 bis 1829 nach Plänen des kgl. Hofbaumeisters Giovanni Salucci (1769–1845) erbaut.

[748] Die im Jahre 1837 begonnene und am 30. September 1846 eingeweihte Gartenanlage Wilhelms I. (siehe hierzu S. 184, Anm. 746), die nach den Entwürfen von Karl Ludwig von Zanth (1796–1857) realisiert wurde.

[749] Die Villa Berg, die in den Jahren 1845 bis 1853 nach Plänen von Christian Friedrich von Leins (1814–1892) im Stil der ital. Hochrenaissance für den Kronprinzen Karl (1823–1891), ab 25. Juni 1864 3. König von Württemberg, erbaut worden war. Der Stich aus dem Verlag von Carl Meyer (1798–1868) wurde folgendem Werk entnommen: „Gothaischer genealogischer Hof-Kalender nebst diplomatisch-statistischem Jahrbuche auf das Jahr 1866 – Acht und Achtzigster Jahrgang“ (Gotha: J. Perthes [1865]).

[750] Ab 23. Juli 1933 Bad Cannstatt.

[751] Nach 1815.

Lage und den reichlichen Wasserkräften begünstigte Industrie an modernen Anlagen und lebhaftem Verkehr noch etwa unbehegt ließ, das überwuchs mit Etablissements, mit elegantem Verkehr und heiter bewegtem Leben, welches aus den Cannstadter Heilquellen hervorsprießte.

Theils mitten in der Stadt, theils in deren unmittelbarer Umgebung sprudeln diese salinisch kohlensauern Eisenwasser mit zehn Quellen aus dem kalkigen Boden hervor. Schon die Römer haben sie gekannt, wie die aufgefundenen Ueberreste ihrer Badeanstalten und Röhrenleitungen bezeugen; spätere Jahrhunderte scheinen sie wieder vergessen zu haben; und selbst die gehaltvollste, die „Sulz“, welche im vorigen Jahrhundert am „Sulzerraine“, einem Wiesenhügel dicht an der Stadt, entdeckt wurde, trieb nach kurzer unregelmäßiger Ausbeutung blos eine Oelmühle, bis in den Zwanzigern unseres Jahrhunderts sich endlich ein Brunnenverein bildete, und unter reger Theilnahme des Königs Cannstadt mit all den Einrichtungen und Anlagen ausschmückte, welche es heute zu einem der besuchtesten und beliebtesten Badeorte des schwäbischen Landes machen.

Die andern würtembergischen Bäder haben fast durchschnittlich den Charakter waldiger oder doch ländlicher Abgeschiedenheit; offene Natur, Heiterkeit der landschaftlichen Physiognomie und die Nähe der Residenz, das Treiben des Gewerbfleißes, der Eisenbahnverkehr[752] nach allen Seiten, zahlreicher Besuch aus Stuttgart und den sonstigen Nachbarstädten charakterisren Cannstadt. So wird es nicht blos von eigentlichen Kurgästen, sondern fast noch häufiger von solchen Fremden aufgesucht, die dort einen mehrmonatlichen Sommeraufenthalt machen. Namentlich sind es die Schweizer, welche hier, wie anderwärts die Engländer, eine mannigfaltiger bewegte Geselligkeit erwarten, als ihnen die Heimath bietet. Ohne daß sie geradezu den Ton bedingen, darf man es doch wohl ihrem Einflusse zuschreiben, daß in Cannstadt weniger, als in andern südwestdeutschen Luxusbädern, jener gespreizte Ton übermäßiger Eleganz und Kastenscheidung aufkommt. Das Grundelement ist bürgerlich; man lebt bequem, man lebt reich, aber man lebt zum eigenen Behagen, nicht blos für den „Sand in die Augen“; Cannstadt ist allerdings auch großentheils ein Luxusbad, aber schon daß mit der Fernhaltung der Spieltische auch die staubige Atmosphäre der „zweifelhaften Existenzen“ ziemlich fern bleibt, bewahrt ihm ein frischeres, gesunderes, natürlicheres Aussehen, als sonst solchen Sammelplätzen des müssiggehenden Reichthums eigen zu sein pflegt.

Allerdings möchte dies leicht anders sein, wenn Cannstadt selber blos für die Fremden und von ihnen leben müßte. Allein genau genommen bilden die Gäste und die Kuretablissements – unter denen auch die orthopädische Heilanstalt des Dr. Heine[753] von beinahe europäischem Rufe nicht zu vergessen – eine gewissermaßen abgesonderte Kolonie, zu welcher die benachbarten Schwaben mehr besuchsweise kommen, als daß sie gerade in lebhafte Wechselbeziehung mit ihr träten. Das Annäherungs- und Anschmiegungstalent ist ihnen überhaupt minder eigen, als den Rheinländern und Badenern, und außerdem ist ihnen ja Cannstadt eigentlich blos der Vorhof von Stuttgart. Der Cannstadter selber aber wird zu vielseitig von seinen Geschäften in Anspruch genommen, um in übermäßig zuvorkommendem Fremdendienst seinen Erwerb vorzugsweise darauf zu stellen. Er muß hier die schweren Waaren verladen, welche von den Industriestätten an der Ulmer Bahn oder aus dem obern Neckarland herunter kommen und nun auf dem Flusse nach Mannheim schwimmen sollen; er muß andererseits spediren, was in die Gebirgslande hinaufsteigen soll, und daneben schwirrt und schnurrt und klappert seine eigne Industrie, der arbeitsamen Hände bedürftig. Dabei fordert der Obst- und Weinbau fortwährend Pflege, denn von Cannstadt gilt ja dasselbe französische Sprichwort, was von Stuttgart sagt: *Si l’on ne ceuillait le raisin, la ville irait se noyer dans le vin*[754]; die Beziehungen gen Stuttgart sind endlich so vielfach, daß Cannstadt in der That, wie äußerlich, so auch innerlich einen integrirenden Theil des Residenzlebens bildet.

---

[752] Die erste Eisenbahn Württembergs verkehrte am 5. Oktober 1845 zwischen Cannstatt nach Untertürkheim; der reguläre Betrieb wurde dann am 22. Oktober 1845 aufgenommen.

[753] Jakob von Heine (1800–1879).

[754] Frz.: „Wenn man nicht die Trauben läse, würde die Stadt bald im Wein ersaufen“; bekannt u. a. aus dem von Paul Ludolph Berckenmeyer (siehe hierzu S. 125, Anm. 527) verfaßten und erstmals 1709 erschienenen Werk „Vermehrter Curieuser Antiquarius […]“ (siehe hierzu S. 125, Anm. 527). Dort ist obiges Bonmot auf S. 529 in folgender Version zu finden ist: „S’ on ne cueilloit de Stutgard la [sic!] Raisin \ La ville iroit se noyer dans le Vin.“

Einmal im Jahre, und zwar zum Geburtstage des Königs (27. September), ist aber Cannstadt, so zu sagen, der Mittelpunkt des ganzen Landes. Dann fehlt hier keine der schwäbischen Trachten, keine der schwäbischen Mundarten. Ueberdeckt sind dann die Wiesenflächen am Neckar mit einer flüchtigen Zeltstadt, ringsum wehen Wimpeln und Flaggen, überall erklingt Musik, Gesang, Becherklang, aller Lärmen eines volksfestlichen Jahrmarkts[755], und die von allen Seiten in den kürzesten Pausen heranbrausenden Bahnzüge gießen immer neue Menschenfluthen aus, als wolle sich ganz Würtemberg in diesem kleinen Thale sammeln. In der That führt auch ganz Würtemberg an diesem Tage die ausgezeichnetsten Produkte seiner landwirthschaftlichen Thätigkeit hier wetteifernd zusammen. Sie haben dem „Cannstadter Landwirthschaftsfest“ seinen weitberühmten Namen gegeben, sie haben es – namentlich in Bezug auf die Aneiferung zur sorgfältigen Zucht schönes Nutzviehes, absonderlich trefflicher Pferde – für den praktischen Oekonomen wichtiger und lehrreicher werden lassen, als das pomphaftere Münchener Oktoberfest. Im ganzen Charakter seines Verlaufes und seiner Lustbarkeiten ist es diesem natürlich nahe verwandt. Aber so ungefähr, wie sich die Cannstadter Umgegend zur Münchener, der September zum Oktober verhält, so auch Ton, Wesen, Bewegung des Cannstadter Volksfestes zu dem Münchener. Ob das so bleibt, wenn dereinst König Wilhelm, welcher mit seiner Vorliebe und Förderung für die Landwirthschaft diese Landesfesttage und landwirtschaftlichen Ehrentage in’s Leben gerufen hat, nicht mehr daran Theil nimmt – wer mag es sagen? Unsere Zeit hat vielleicht zu viel sogenannte „Nationalfeste“ arrangirt, als daß die wirklichen und naturwüchsigen „Volksfeste“ recht in Ehren bleiben. Man sollte jedoch darin vorsichtig sein, das Volk nicht allzu oft von seiner Berufstätigkeit abzurufen, damit es immer wieder die nationalen Erinnerungen einer Vergangenheit feiere, an welcher es keinen selbstthätigen Antheil genommen; denn leicht erwächst daraus einerseits eine Geringschätzung der täglichen Berufsarbeit, andererseits eine Ueberschätzung der theilweise überlebten Errungenschaften der Väter. Nur wenn sich das Volk Dessen genau bewußt wird, daß seine tägliche Berufsarbeit die feste unwandelbare Grundlage der nationalen und sozialen Entwickelungen immer von Neuem beschaffen und pflegen muß, wird es diese mit erhebendem Bewußtsein feiern. Das sind dann Feste, „die das Volk sich selber gibt“, wahrhaftige und echte Volksfeste.

Aurelio Buddeus[756].

---

[755] Der berühmte, erstmals 1818 abgehaltene „Cannstatter Wasen“, das zweitgrößte Volksfest in Deutschland nach dem bereits 1810 begründeten Münchner Oktoberfest.

[756] Der Arzt und Publizist Aurelio Buddeus (1817–1880).



Das NECKARTHAL bei CANNSTATT

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [222]-224.

Thal und Bäder von Bormio[757].

Dehne dich, grämlicher Schollenhüter, und reib' dir die Augen aus! Dein Blut wird zähe, dein Blick ledern, schäme dich! Heraus aus dem Nest! Du sollst Alpenluft wittern. Das Dampfroß ist eingespannt, es wiehert, daß die Halle dröhnt, des modernen Postillons Pfeife schrillt, und fort schießt die eherne Schlange durch das grüne Land, vor sich des Mosis weiße Wolkensäule[758] in die Luft entsendend.

Erst die Felsmauern der Alpen gebieten ihr Halt! Wir nehmen das Ränzel[759] auf den Rücken und den Alpstock in die Hand. Sieh, wie du aufblühst, steifer Schollenhüter, seitdem der frische Alpenwind dir die Schlafmütze vom Kopfe gerissen. Aber es kommt noch besser, wir stehen just im obersten Etschthal[760] und wollen uns nun über den höchsten Alpenpaß, den sie hüben das Stilfser[761] und drüben das Wormser Joch[762] nennen, nach dem alten Worms, heutzutage Bormio geheißen, hinüberschlängeln.

Unweit Mals[763], dem stattlichen Marktflecken, auf dessen „Malserheide" Tyroler und Engadiner einst blutige Schlachten[764] schlugen, und wo jetzt das Kapuzinerhospiz über die Schießstätte wacht, damit kein Tyroler Schütze je vergesse, wer sein Führer zu den deutschen Schützenfesten sein müsse, verlassen wir die Heerstraße des Etschthals und betreten ein kleines enges Seitenthal. Der Blick nach beiden Seiten dieses Thals ist wohl beschränkt, aber deshalb nichts weniger als einförmig. Während wir steil ansteigen, rauscht und donnert uns, oft in gewaltigen Sätzen, ein wilder Bergstrom, der Suldenbach[765], entgegen, der sich kämpfend mit dem Gestein seinen Weg zu Thal bahnen mußte. Fichten und Lärchen schmücken, soweit der Boden Herr über den Fels wurde, seine Ufer. Prächtig ragen die Höhenzüge zur Linken und Rechten himmelan, oft unterbrochen von Seitenthälern. Der Reiz der Mannigfaltigkeit des Wegs wird noch dadurch erhöht, daß die beiden Seiten des Thals verschiedenen geognostischen Formationen angehören. Zur Linken sehen wir die gleichförmigen und sanften Abhänge des Glimmerschiefers, zur Rechten bildet der Kalk die wilden zerrissenen Gestalten der Felswände und Kämme. So begleitet uns ein reicher Bilderwechsel bis zu dem kleinen Dorfe Trafoi, einem Grenzwachtposten in der Gemeinde von Stilfs[766], das Dorf, das wir jenseits des Suldenbachs liegen sehen, von der Straße,

---

[757] Lombard. Bórm; veraltet dt. Worms; rätorom. Buorm.

[758] Gen 13,21f.

[759] „kleiner reisesack" (DWG, Bd. 14, Sp. 109).

[760] Ital. Valle dell'Adige bzw. Val d'Adige.

[761] Ital. Passo dello Stelvio.

[762] Der Umbrailpass (ital. Giogo di Santa Maria).

[763] Ital. Malles; ladin. Damal.

[764] Die Schlacht an der Calven vom 22. Mai 1499, früher unter dem Namen „Schlacht auf Malser Haide" bekannt, in der die drei Schweizer Bünde den Schwäbischen Bund besiegten.

[765] Ital. Rio Solda.

[766] Ital. Stelvio.



BORMIO.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

der sie einen ihrer beiden Namen gibt, unberührt. Daß wir bereits eine bedeutende Höhe erreicht haben, zeigt uns das niedere Holz der Coniferen und der Alpenbirke, die hier an die Stelle der Fichten und Lärchen treten, und das Gedeihen der schönen rothen Alpenrosen, die wir Leute aus dem flacheren Lande als etwas Langersehntes mit Freude begrüßen. Noch überraschender wirkt auf uns, sobald wir hier den unbeschränkteren Ausblick des sich erweiternden Thals erreicht haben, ein anderes Bild. Hier ragt plötzlich, neben den ungeheuern Massen des Orteles[767], der hochthronende Madatsch[768] in seinem Gletschermantel vor uns empor. Das Bild will gesehen sein, hier wird die Feder lahm, und selbst der Pinsel wird sich hüten, uns darzustellen, wie über die wunderbar vielgestaltig geformten Gletschermassen, die bald von kühnen Bergspitzen unterbrochen, bald von dunkeln Tannen umsäumt sind, sich des Madatschhauptes lange bläuliche Schatten legen und wie dann jeder Farbenton nach seiner Geltung ringt. Hier stehen wir ungefähr 5009 Fuß über dem Meere.

Was blickst du so bedenklich zur Höhe? Fürchtest du dich vor den Lawinen, für welche die steilen Wände oberhalb Trafoi's eine so lockende Rutschpartie bieten? Aber du siehst ja, daß ein dichter Wald uns vor ihnen schützt. Oder hast du von den vielen Bären in Wäldern und Höhlen dieser Berge gehört? Es sollen leichtsinnige Reisekumpane sein von wegen ihrer „Armseligkeit"*)[769]. Ist's auch dieses nicht? Nein, sondern du schaust abwechselnd auf dein müdes Gestell und wieder zu dem Riesenban der „Tourniquets"[770] empor, jener im Zickzack übereinander aufsteigenden Mauerkränze, welche die nächste Arbeit unserer Füße ankündigen. Wenn du aber die Arbeit der Hände bedenkst, die diese Mauerbogen, die ebenso viel Brücken über die zahlreich hervorbrechenden Bergwasser bilden, und diese Brustwehren über einander am steilen Abhang aufgethürmt haben, so wirst du deine Füße zu beruhigen wissen, deinem Auge, dem sich immer Entzückenderes bietet, und deinem braven Herzen zu Lieb.

Und nun vorwärts! Man muß nun einmal, auf Reisen wie im Leben, hinauf, wenn man hinunter sehen will. Es glückt uns auch. Bald belohnt unsere Anstrengung ein neues prächtiges Bild: der Monte Cristallo, die Ortelesgruppe, die Gletscher des Matschthals[771], der Piz d'Oerz[772] und der Korspiz[773] stehen vor uns und lassen uns lange nicht von der Stelle, um so weniger, als vor uns die nächste Umgebung immer wilder und finsterblickender wird. Wir sind bei den Hochregionen angelangt und erkennen die Gefahren, mit denen hier die Natur den Wanderer bedroht, an dem ersten Zufluchtshaus (Cantoniera von den Italienern genannt), das die letzten Tannen nun ahmen, und ersteigen endlich, an sogenannten Strichwänden vorüber, die gegen die Lawinen schützen sollen, die zweite Poststation Franzenshöhe[774], von wo wir, 6380 Fuß über dem Meere, nur den Orteles vor uns aufragen sehen. Hier hat aller Baumwuchs ein Ende; Fels und Gletscher sind hier Alleinherrscher geworden, und noch einige Stunden lang winden wir uns, größtentheils unter starken, Lawinen und Schneestürmen trotzenden Gallerien aufwärts, bis wir zu einer Pyramide gelangen, welche die Grenze von Tyrol und der Lombardei anzeigt. Unfern davon steht auf der höchsten Paßhöhe, 8610 Fuß über dem Meere, das Posthaus Gioco del Stelvio[775]. Trotz des nun gewonnenen hohen Standpunktes verliert der Orteles nichts an dem Imponirenden seiner Erscheinung. Wer aber hier sogleich eine entzückende Fernsicht in die italienischen Gefilde hinab erwartete, findet sich getäuscht. Gletscher begrüßen ihn und Abgründe thun sich vor ihm auf, und zwischen beiden, an Rettungshäusern vorüber und unter Gallerien hin, wandelt er noch Stunde um Stunde

---

[767] Der Ortler (ital. Ortles).

[768] Der Madatschkopf in Österreich.

[769] *) Nach der neuen Bedeutung dieses Wortes in Fritz Hofmann's [wohl mit dem Autor vorliegenden Beitrags (siehe hierzu S. 193, Anm. 784) identisch] „Koburger Ouäckbrünnle" in welchem ein „Schlumperliedle" heißt:

„Es get doch nex über die Arm-Seligkeit,
Wenn's Madla ihrn Bursch in den Armene leit.["]

[770] Eigentl. frz. für Aderpresse; da diese jedoch mittels eines um das jeweilige Körperglied herumlaufenden Gurtes bewerkstelligt wurde, hier als Metapher für die sich dahinwindenden Serpentinen verwendet.

[771] Das Matscher Tal (ital. Val di Mazia).

[772] Ital. Cima d'Örz.

[773] Die Korspitze (ital. Cima del Vallone).

[774] Heute das Hotel Franzenshöhe.

[775] Recte: Giogo dello Stelvio (Stilfser Joch).

durch Wildniß und Einsamkeit, die nur das großartige Menschenwerk[776], die Straße selbst mit ihren Schutzbauten und hie und da ein Ausblick in Seitenschluchten zeitweise vergessen läßt. Auf der Station Santa Maria[777] hält man sogar – so gefahrvoll kann hier der Weg besonders bei Schneegestöber werden – Hunde von der Bernhardiner Race zur Rettung Verunglückter. Rechts von der Kapelle von S. Maria führt ein Fußweg nach Bormio hinab; wir ziehen jedoch die „gute Krümme" der großen Straße vor, die sich kühn und fest am grausigen Abgrund hinzieht, mehrmals an herrlichen Wasserfällen vorüber. Endlich haben wir die letzte Gallerie hinter uns, wir betreten eine prachtvoll über einem tiefen Abgrund schwebende Brücke, und unter uns breitet sich die ganze Landschaft von Bormio aus. Hier athmet die Brust schon mildere Luft, obwohl wir noch hoch über dem Thale stehen, das selbst über 4200 Fuß Seehöhe hat. Nachdem wir uns am Anblick einer der Addaquellen gelabt, die in mächtigem Bogen aus einer senkrechten Felswand hervorspringt, eilen wir weiter; wir fühlen bereits, daß wir in Italien sind, aber wir sehen noch nichts davon. Deshalb unser Drang vorwärts. – Klug oder glücklich treffen es Diejenigen, welche am späten Abend zu diesem letzten Theil des Weges kommen. Da wird das Auge von der nächsten Umgebung nicht beirrt, sondern überrascht und erfreut, wenn es plötzlich tief unten die vielen Lichtlein sieht, die ihm aus Bormio entgegen flimmern.

Wir aber müssen's am Tage gar ausgenießen. Und so sehen wir denn, wie die Schlucht sich allgemach zum breiten Thal erweitert, oder vielmehr zu einer Vereinigung von fünf Thälern, in deren Mitte Bormio angebaut ward. Wir gelangen jedoch erst zu den sogenannten alten Bädern von Bormio und San Martino, deren Quellen aus grauem Stinkstein entspringen, eine Temperatur von 38° und nur nach langem Regen von 28° R.[778] zeigen, und kohlen- und schwefelsauren Kalk, Magnesia und schwefelsaure Soda enthalten. Da man diesen Bädern weder zweckmäßige Einrichtung, noch gute Bedienung nachrühmt, so wandern wir noch eine halbe Stunde weiter zu den sogenannten neuen Bädern. Hier kann man Hütten bauen[779]. Eine großartige Natur, wie unser Bild sie andeutet, umgibt diese Bäder, die Einrichtungen entsprechen schon weniger bescheidenen Ansprüchen; das Wasser hält sich auf einer Temperaturhöhe von 32° R. Das Städtchen oder der Marktflecken Bormio, von da in einer halben Stunde erreichbar, liegt am Fredolfo, einem Seitenflüßchen der Adda, die hier in ihrem oberen Thale mächtigen Anlauf zur Ueberwindung der gefährlichen Pfade nimmt, die sie erwarten, ehe sie zwischen Maulbeerbäumen und Weingeranke stolz dahinfluthen kann. So gut wird es ihr bei Bormio noch nicht, das liegt noch nackt und bloß da, wohl in einer anmuthigen Wiesenebene, aber von allen Seiten umstarrt von himmelhohen, eisumpanzerten Felspyramiden, die manche verwüstende Ueberschwemmung zu Thal senden. Die Luft ist zwar sehr rein, aber acht Monate lang winterlich kalt, so daß der Ackerbau sich größtentheils vor ihr zurückzieht. Dagegen ist für die Viehzucht trefflich gesorgt, und daher bieten, neben den Badegästen und den Alpenreisenden, Rindviehzucht und Käsereien die ergiebigsten Erwerbsquellen, den mit italienischer Lebhaftigkeit getriebenen Handel nicht zu vergessen.

Auch die etwa 5000 italienischen Wormser sind in Folge des letzten Krieges abermals königliche Italiener[780] geworden. Sie waren das schon einmal, als Napoleon I. die cisalpinische Republik[781], zu welcher Bormio gehörte, seinem Königreich Italien annectirt hatte. Im Mittelalter gab es hier eine Wormser Grafschaft, welche einst ein deutscher Kaiser einem Bischof von Chur zum Geschenk machte.

[776] Die Serpentinenstraße über das Stilfser Joch (siehe hierzu S. 189, Anm. 761) war in den Jahren 1820 bis 1825 von den Österreichern angelegt worden.

[777] Die ehemalige zweite von insgesamt vier „case cantoniere dello Stelvio" auf der Straße von Bormio zum Stilfser Joch (siehe hierzu S. 189, Anm. 761).

[778] Temperaturmeßeinheit nach René Antoine Ferchault de Réaumur (1683-1757): °R x 1,25 = °C.

[779] Anspielung auf Mt 17,4; Mk 9,5; Lk 9,33.

[780] Infolge des Sardinischen Krieges von 1859 (siehe hierzu S. 193, Anm. 783).

[781] Die Cisalpinische Republik (ital. Repubblica Cisalpina) war eine durch frz. Revolutionstruppen am 29. Juni 1797 errichtete ital. Tochterrepublik. Sie wurde am 26. Januar 1802 in „Italienische Republik" (ital. Repubblica Italiana) umbenannt und am 17. März 1805 durch Eingliederung in das von Napoléon neugeschaffene Königreich Italien aufgelöst.

Ein französischer Kaiser[782] schenkte sie sammt dem ganzen Lande dem Nachkommen der deutschen Longobarden, dem sardinischen Könige[783], auf dessen Haupt ein einfacher Bürger mit dem Schwerte in der Hand die Krone von Italien setzte. Das geschah von Marsala bis Gaeta, und der Dank dafür reichte von Nizza bis Aspromonte.

F. Hofmann[784].

---

[782] Louis-Napoléon Bonaparte (siehe hierzu S. 96, Anm. 399); Frankreich war im Sardinischen Krieg (s. u.) der Bündnispartner des Königreichs Sardinien-Piemont in dessen Kampf gegen das Kaiserreich Österreich.

[783] Das Königreich Lombardo-Venetien war am 9. Juni 1815 als Ergebnis des Wiener Kongresses geschaffen worden und war Teil des Kaisertums Österreich. 1851 wurde es in die zwei Kronländer Lombardei und Venetien aufgeteilt, wobei die Bezeichnung „Königreich Lombardo-Venetien" beibehalten wurde. Nach der Niederlage im Sardinischen Krieg vom 17. April bis 12. Juli 1859 mußte Österreich mit dem Frieden von Villafranca (11. Juli/10. November 1859) die Lombardei an Frankreich abtreten; durch den Tausch des Herzogtum Savoyens gegen die Lombardei gelangte die diese im Jahre 1860 schließlich in den Besitz des Königreichs Sardinien-Piemont, das wiederum am 17 März 1861 unter Viktor Emanuel II. (ital. Vittorio Emanuele II di Savoia; 1820–1878) im Königreich Italien (ital. Regno d'Italia) aufging.

[784] Siehe hierzu S. 99, Anm. 410.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [235]-238.

Le Prese.

Es gehört eine gute und neue Karte der Centralalpenländer dazu, um zwischen den Strichen der Bergzeichnung den obigen Namen zu finden, so versteckt liegt der kleine Ort an seinem kleinen See, und der kleine See in dem Mittlern der drei von Graubündens Gebiet daumenartig in die Lombardei hineindringenden Landstrecken.

Nur für die Verfolgungswuth des Glaubenswahns lag selbst dieser Winkel nicht verborgen genug. Da stand kein Häuslein zu tief, keine Hütte zu hoch, wohin nicht der Mord den blutigen Stahl getragen, um „zur höhern Ehre Gottes“ ganze Geschlechter hinzuwürgen, und das Glück von Tausenden der Brandfackel „der heiligen Kirche“ zu opfern. Die Geschichte nennt diese Pfaffenthaten das Veltliner Blutbad[785]. – Freilich gaben die Graubündner Herren selbst die Veranlassung zu diesen Greueln. Nachdem das Veltlin seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts ein Zankapfel zwischen den Graubündnern und den Herzögen von Mailand gewesen, und selbst von Spaniern und Franzosen mehrmals besetzt und verheert worden war, gerieth es endlich in dauerndere Abhängigkeit von den Schweizern. Da nun in diesen Thälern auch die Reformation Eingang fand, so strebten die vielen Evangelischen ganz besonders darnach, daß das Land ganz in den grauen Bund aufgenommen werde, um auch des Glaubensschutzes und aller Rechte der Republikaner theilhaftig zu sein. Allein gerade dieses Bestreben verletzte den Stolz der in Graubünden herrschenden Geschlechter, denen es besser behagte, über ein abhängiges, unterthäniges Völklein zu gebieten, als Rechte mit ihm zu theilen, und die Vortheile des Vorrechtes einzubüßen. Sie versagten hartnäckig den Veltlinern das Begehrte und gaben dadurch der längst ingrimmig lauernden katholischen Priesterschaft die Waffen zur „Ausrottung der Ketzerei“ in die Hand. Auf den Betrieb derselben wurde im Jahre 1620 Graubünden der Gehorsam aufgekündigt, und die neue Freiheit mit dem Morde aller Evangelischen eingeweiht. Sieben Jahre lang wüthete der „Veltliner Krieg“[786], aus welchem schließlich die Graubündner als Sieger hervorgingen. Die Rache der Republikaner zeigte sich noch verderblicher, als die der Pfaffen. Herrschsüchtiger und unversöhnlicher, wie die Tyrannen, die sie einst verjagt hatten, setzten sie, gleich diesen, Vögte über das arme Volk, die es nicht blos an Hab und Gut auspreßten, sondern es zugleich geistig zu Schanden machten.

Es kamen andere Zeiten, die Franzosen befreiten das Ländchen von seinen Drängern, um es aus einer Knechtschaft in die andere zu führen, denn mit der cisalpinischen Republik[787] verfiel es dem na-

---

[785] Der Veltliner Mord bzw. Veltliner Protestantenmord (ital. sacro macello) vom 18. bis 23. Juli 1620, dem allerdings das Thusner Strafgericht vom 25. bis 30. April 1618 vorangegangen war, bei dem offen zur Gewaltanwendung gegen Katholiken aufgerufen wurde und infolge dessen zahlreiche Katholiken gefoltert und hingerichtet worden waren.

[786] Von 1620 bis 1639; dabei versuchte Graubünden (oftmals mit Frankreich als Alliiertem) die Untertanenlande Bormio und Veltlin wieder unter seine Gewalt zu zwingen; zwar konnten diese Versuche über fast zwei Jahrzehnte von einer Allianz aus span. und österr. Habsburgern sowie geistl. Herren Italiens abgewehrt werden, letztlich konnte jedoch der Rückfall der Untertanenlande an Graubünden nicht verhindert, sondern lediglich die Bedingungen hierfür abgemildert werden.

[787] Siehe hierzu S. 192, Anm. 781.

poleonischen Königreich Italien, und sah seine Söhne auf fremden Schlachtfeldern bluten; dann ward Oesterreich sein Herr, bis auf das Stückchen, das wir vor uns haben, und das bei Graubünden blieb. Das übrige ganze Veltlin kam in den jüngsten Tagen[788] endlich wieder zu einem neuen Königreich Italien; – aber durch all diesen Wechsel hat sich Eines erhalten: die traurigen Folgen der Jahrhunderte geübten republikanischen Tyrannei sind noch heute nicht verwischt. Unwissenheit und Aberglaube sind eine Erbschaft geblieben, deren Vernichtung die Aufgabe der Gegenwart und wohl noch eines schönen Stükkes der Zukunft ist.

Dies Alles soll uns jedoch nicht abhalten, dem Lande, dem die Natur so manchen lieblichen Reiz in seine großartige Gebirgswelt gestreut hat, unsern Besuch zu machen, und einen seiner neuerdings gepflegteren Winkel naher zu betrachten.

Versunken in ein reizendes Naturbild trinkt der Wanderer, der auf der Paßhöhe des Bernina angelangt ist, tief aufathmend die frische Bergluft, die mild und duftig aus Italiens Gefilden heraufweht. Es ist das Poschiavo-Thal mit dem kleinen See, das sich da dem Wanderer in seiner ganzen Lieblichkeit zeigt. Gleich vorn am See liegt die kleine Ortschaft le Prese mit ungefähr 150 Einwohnern in zerstreuten Häusern.

In der Nähe davon quillt dicht an der Landstraße eine Schwefelquelle aus dem mit goldglänzendem Schwefelkies reichlich durchsetzten Glimmerschiefer der Berge hervor. Hier besteht seit 1657 eine trefflich eingerichtete Kuranstalt, welche die Heilkraft der Quelle ausbeutet. Gegenwärtig nur von geringem Umfange blüht ihr eine größere Zukunft, da sie Alles in sich vereinigt, was den Aufenthalt in ihr zu einem heilbringenden machen kann. Es ist die Ruhe, die friedliche Stille der Umgebung, bei aller Mannigfaltigkeit, welche der See, die grünen Bergmatten, die fernen Gletscher und der Fluß, der tobend das buntgeschmückte Thalgebäude durchströmt, darbieten. Es kann in der That kein traulicheres Plätzchen für eine Kuranstalt gefunden werden, als dieses le Prese. Hier vermählen sich nördliche und südliche Natur, die Anmuth einer italienischen Landschaft mit der Kraft und Kühnheit einer milden Alpenwelt; hier ist die Grenz scheide, wo der rauhe Hauch, der von dem Bernina niederströmt, den lauen, sanft-wehenden Lüften der lombardischen Ebene begegnet. Der Sohn des Nordens wie der des Südens wird gleich sehr von der Fülle der ihm fremden Naturschönheiten, die sich hier darbieten, überrascht sein.

Dieser geschützten Lage am Süd-Abhange der Alpen verdankt le Prese auch seine milde und wenigstens während des Sommers sehr beständige Temperatur. Die Wärme steigt im Lause des Sommers selten über 20° R.[789], die mittlere Tagestemperatur während der Kurzeit ist 16–17° R. Dabei sind die täglichen Wärmeschwankungen verhältnismäßig gering, so daß auch Abende und Nächte in reichen Luftwellen baden. Selbst der Föhn, obgleich er hier eigenthümlicher Weise von Norden kommend, oft toll genug den Grund des Sees aufzuwühlen scheint, zeigt nicht in dem Grade seinen versengenden und ausdörrenden Charakter, der ihn selbst noch in der nördlichen Schweiz, nachdem er sich an den hohen Schneehäuptern der Alpen abgekühlt, als einen echten Sohn der Wüste kennzeichnet. Für gewöhnlich weht in unserem Thale bei schönem Wetter des Morgens und Abends Nordwind, schlechthin „Wind“ (*vento*) genannt, und gegen Mittag Südwind, den die Einwohner mit „Luft“ (*aria*) bezeichnen. Der See[790], 3602 Fuß über dem Meere gelegen, hat eine Länge von fast einer halben Stunde, und ist circa 20 Minuten breit; an einigen Stellen erreicht er eine Tiefe von 266 Fuß. Durchschnittlich von Anfang Februar bis Mitte März ist er gefroren. Im See finden sich vorzügliche Forellen, die für die schmackhaftesten in ganz Rhätien gelten, und hin und wieder eine Schwere von 12–15 Pfund erreichen sollen. Die Kuranstalt selbst ist ein großes, massiv steinernes Gebäude, von dessen Balkon man eine herrliche Rundsicht der imposanten Umgebung genießt.

Ungemein reich ist diese Umgebung an lohnenden kleinern und größern Partien. Rasch tragen die schaukelnden Wellen des Sees den Kahn nach der Bucht von Cantone[791], in welche sich der Poschiavino

[788] Durch die Eingliederung der Lombardei in das am 17. März 1861 gegründete Königreich Italien (ital. Regno d’Italia).

[789] Siehe hierzu S. 192, Anm. 778.

[790] Der Lago di Poschiavo.

[791] Canton.

ergießt, oder nach dem lieblichen Caneo[792] bei Meschino[793] mit seinen idyllischen Lindenhainen, prächtigen Buchen und Wallnußbäumen. Lohnend ist ferner ein Ausflug nach dem Brusasker-Thal[794], südlich von Meschino. Bei Brusio wird das Thal enger und schluchtenartig, schäumend und in tollen Sprüngen stürzt der Poschiavino über die Felsen dem Thale zu. Hier beginnt bereits italische Vegetation; der Naturfreund wird zu seinem Staunen neben Kastanienwäldern und Feigenbäumen die Alpenrose und das Cyklamen[795] finden, ein Zeugniß für das milde und gemäßigte Klima. Diesem ist es auch zuzuschreiben, daß hier in der Höhe von 5000 Fuß noch Kirschen reifen. Auf einem Hügel, der von einem Bergsturze herzurühren scheint, „*la Motta*“[796] genannt, entwickeln sich am vorzüglichsten die Schönheiten des Thales. Wunderbare Kontraste. – Von den eisumstarrten Höhen des Bernina überblickt der Beschauer ein Gemälde, das sich bis in eine südliche Landschaft mit immergrünen Lorbeerhainen, mächtigen Feigenbäumen, Aprikosen, Pfirsichen, langen Reihen von Maulbeerbäumen, mit all seinem Blumenschmuck und Duft verirrt. Auf der einen Seite der kolossale, fast senkrechte Gebirgsstock Gondafarlera[797], ihm entgegengesetzt zerrissene Berge mit zerklüfteten Felsen, und in der Mitte, unter den Füßen des Wanderers ein schmales Thal mit zerstreuten Häusergruppen, Kirchen und Kapellen, von Kastanien und Wallnußbäumen beschattet. Mehrere Wasserfälle, von denen namentlich die des Filet-Baches[798] und des Sajento[799] zu erwähnen sind, stürzen in das Thal, donnernd, milchweiß aufschäumend, zwängt sich der Poschiavino durch das Felsengewirr; und um die Gegensätze vollkommen zu machen, glänzt, dem im Hintergrunde majestätisch daliegenden Bernina gegenüber, im Vordergrunde die Marmorkirche der Madonna von Firano[800], vom Sonnenschein goldig umstrahlt.

Im Thale hält die Schneedecke selten länger als 4–6 Wochen an, wie überhaupt die Kälte im Winter nicht unter 6° fällt. Schon im Anfang des März schmücken sich die Fluren mit buntfarbigen Frühlingsblumen, blühen in den Gärten die Aprikosenbäume, schon um diese Zeit sieht man Schmetterlinge naschend von Blüthe zu Blüthe flattern und bewegliche Eidechsen über die durchwärmten Steine huschen.

Will der Reisende auch ein Stück echt italienischen Volkslebens sehen, so muß er seinen Weg durch die enge Schlucht von Plattamala[801] bis nach Tirano fortsetzen. Die ganz aus Marmor gebaute Madonnakirche[802] ist sehenswerth und berühmt, schon ihrer wunderbaren Entstehung wegen. Tirano mit seiner nächsten Umgebung ist der schönste Theil des Addathales, von den Veltliner Geschichtschreibern „die reizendste Landschaft Italiens, der Garten Europa’s“ genannt.

Kehren wir nun wieder nach unserem le Prese zurück, um nach der anderen Seite die landschaftlichen Schönheiten, die sich hier in einem ganz anderen Sinn und Maßstabe darbieten, aufzusuchen.

In zwanzig Minuten von der Kuranstalt gelangt man zum Wasserfall des Crodolgio[803], der, dem Staubbache im Berner Oberlande ähnlich, in milchweißen Kaskaden über die Felsen herunterstürzt. Prächtig kontrastiren die im Sonnenschein regenbogenfarbig glänzenden Wasserwolken mit den dunkeln Tannen, die ihren Schatten auf den weißen, tosenden Schaum werfen. Von hier erreicht man in kurzer Zeit, bei dem Kirchlein di S. Gottardo vorbei, einen Abhang; der Weg lohnt schon des überraschend schönen Panorama’s wegen, das sich von da dem Beschauer bietet. Terrassenförmig erheben sich von Poschiavo aus die Berge höher und höher bis zum Bernina hinauf.

---

[792] Die Halbinsel Caneu.

[793] Seit 1938 Miralago (Seeblick; ital. meschino, ärmlich)!

[794] Val Poschiavo.

[795] Alpenveilchen (Cyclamen persicum).

[796] La Mutta (ital. la motta, Turmhügel).

[797] Gonda da Falera.

[798] Trutg dil Flem.

[799] Der Wasserfall Segnesboden.

[800] Recte: Tirano.

[801] Piattamala.

[802] Die 1505 begonnene und 1528 geweihte Basilika “Madonna di Tirano”.

[803] Torrente Crodalöc.

Da liegen sie alle die Spitzen, von denen kaum eine unter 8000, viele über 10,000 Fuß hoch sind – ein herrliches, umfangreiches Rundgemälde; – immer kühner und steiler steigen sie empor, die schneeglänzenden Säulen, die das Himmelsgewölbe zu tragen scheinen. Welche Fülle der prächtigsten Gebirgstouren für den geübten, kniefesten Fußwanderer; wo findet man so leicht und reich Partien zusammengedrängt wie hier? Wohin sich der Fuß auch wenden möge, immer wird der Wanderer zurückkehren, bereichert mit nie erlöschenden Eindrücken erhabner Naturscenen, und ist er zugleich Naturforscher, beladen mit botanischen und zoologischen Schätzen.

Das ist das Poschiavino-Thal mit der Kuranstalt alle Prese (nicht zu verwechseln mit einem ähnlich klingenden Schwefelbade, das sich in Frankreich in den östlichen Pyrenäen befindet und la Preste[804] heißt). Möge hier noch mancher an Seele und Körper Leidender seine Heilung in der Kraft der Quelle und in der reinen Gebirgsluft des Thales suchen und finden; mögen aber auch die Touristen, welche das Thal besuchen, den reichen Naturgenuß haben, den der Schreiber Dieses für sein ganzes Leben aus diesem südlichen Winkel der schönen Schweiz davongetragen!

W. K.

[804] Heute ein Ortsteil von Prats-de-Mollo-la-Preste (katal. Prats de Molló i la Presta).



PRESA

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 238-240.

Ort der Bergpredigt[805].

Am Anfange der Dinge war der Logos[806], der Geist und das Wort. Sein wird am Ende der Dinge der Logos, der Geist und das Wort.

Versunken sind und verklungen die Herrlichkeiten und die Machtfülle der großen asiatischen Weltmonarchien, vergessener Staub, verschütteter Moder die Gebieter der hängenden Gärten und der schwimmenden Inseln, Rauch und Schatten, Trümmer und Ruinen der Despoten stolze Wunderbauten in Erz und Stein, ihre Thaten in Blut und Leichen. Aus ist es mit dem Ruhm und Glanz der althellenischen Kultur und Gesittung, aus mit dem großen Weltreiche Roms vom Tajo bis zum Tigris und wo der Nil über seine Katarakten schäumt, verscharrt, begraben die Legionen mit ihren goldenen Adlern. Alles versunken, verklungen!

Aber was der milde, freundliche Rabbi aus Nazareth[807] am stillen See Tiberias[808] armen und verachteten Fischern gelehrt, was sein Logos gesprochen, sei es predigend und kündend das Evangelium der Liebe auf lichter Höhe des Berges, sei es auf schwankender Barke in brandender Meerfluth: Das hat tausend und aber tausend Millionen Menschenherzen bezwungen, die Völker und die Welt gezähmt und gesittigt und ein Reich gegründet, welches dauert und wächst und das niemals untergehen kann, eben weil „sein Reich nicht ist von dieser Welt!“[809]

Das Christenthum ist, indem dasselbe einerseits das Recht aller Menschen an dem Reiche Gottes proklamirte, andererseits die Religion grundsätzlich vom Staate schied und die Rechte des Gewissens der staatlichen Gewalt entzog, das Christenthum ist – weshalb Bedenken tragen, die Thatsache auszusprechen, da die Thatsache eine Wahrheit? – der erste Triumph der sozialen und geistigen Revolution, der erste Sieg der Demokratie, die erste Bresche in die aristokratische Gliederung der antiken Gesellschaft, die Besitzergreifung Derer, „die einfachen Herzens sind“, wie die Bergpredigt es unnachahmlich schön ausdrückt.

---

805 Er wird heute auf einem Hügel oberhalb von Tabgha (siehe hierzu S. 201, Anm. 819) vermutet. Der Holzstich von Julius Schnorr von Carolsfeld (1794–1872) wurde der folgenden, von diesem illustrierten Ausgabe entnommen: „Die Bibel in Bildern. 240 Darstellungen, erfunden und auf Holz gezeichnet […]“ (Leipzig: G. Wigand 1852-1860).

806 Griech. λόγος lógos; lat. verbum, Wort, Sinn, Vernunft (Joh 1,1); die obige Passage setzt sich bewußt von der Fortsetzung in Joh 1,14 ab: „Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit“ (griech.: „Καὶ ὁ λόγος σὰρξ ἐγένετο καὶ ἐσκήνωσεν ἐν ἡμῖν, καὶ ἐθεασάμεθα τὴν δόξαν αὐτοῦ, δόξαν ὡς μονογενοῦς παρὰ πατρός, πλήρης χάριτος καὶ ἀληθείας“, Kaí ho lógos sárx egéneto kaì eskḗnōsen en hēmin, kaì etheasámetha tḕn dóxan autou, dóxan hōs monogenous parà patrós, plḗrēs cháritos kaì alētheías; lat.: „et Verbum caro factum est et habitavit in nobis et vidimus gloriam eius gloriam quasi unigeniti a Patre plenum gratiae et veritatis“).

807 Aram. ܢܨܪܬ, Nātsrat; hebr. נָצְרַת, Nātsrat; arab. الناصرة, an-Nāṣira, der Wohnort Jesu.

808 Der See Genezareth (hebr. יָם כִּנֶּרֶת, Jām Kinneret; arab. بحيرة طبريا, Buḥayrat Ṭabariyā).

809 Joh 18,36.



ORT DER BERGPREDIGT.

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

Eine Decke von Oede und Trauer haben die Kampfe der Kreuzfahrer, hat die lebentödtende Wirtschaft des Islam auf das Becken des Sees von Tiberias geworfen, über die einst so blühende Stätte, an welcher Jesus (corrumpirt aus Josua[810]) den Boden für den Samen seiner Lehre vorzugsweise vorbereitet fand. Es hält gegenwärtig nicht leicht, sich topographisch über jenen Bezirk zu orientiren, fast unmöglich, auf diesem durchwühlten und zerstörten Terrain – (*Gesta dei per Francos!*[811]) – mit Sicherheit die Orte festzustellen, an denen der Fuß des Messias gewandelt. Geht man von dem Dorfe Medjdel[812] in der Nähe der Stadt Tiberias[813] aus, so öffnen sich allmälig die abschüssigen Felsen und Berge, und eine Ebene el Gueir[814], prangend im köstlichen Grün und von reichlichem Wasser durchtränkt, dehnt sich fast auf gleichem Niveau mit dem See hin. Hier gibt es entzückende Rasenplätze, wo die Wasser sich unter Blumen verlaufen. Schaaren von Schwimmvögeln bedecken den See. Der Horizont schimmert in blendendem Schein; tiefblau dunkeln die Wasser. Im Norden zeichnen die schneebedeckten Gipfel des Hermon[815] sich in weißen Linien am Himmel ab; im Westen befinden sich die wellenförmigen Hochebenen von Golonitis[816] und Peräa[817]. Am Ende der Ebene liegen die Trümmer von Khan-Minjeh[818] mit einem schmalen, tief in den Fels gehauenen Weg, der die Verbindung zwischen der Ebene von Genezareth und dem nördlichen Einschnitt des Sees unterhält. Eine Viertelstunde weiter entspringt einem öden Abhang das Flüßchen Ain-Tabiga[819]; einige Hütten und ein Gewirr von Ruinen, Tel-Hüm[820] genannt, bezeichnen die Stelle, wo Ain-Tabiga in den Jordan fällt. Auf diesem Raum, zwischen Medjdel bis Tel-Hüm, lagen die Städte des galiläischen Landes Magdala[821], Kapernaum[822], Dalmanutha[823], Bethsais[824] und Chorazin[825], der eigentliche Wirkungskreis, die kleine Welt Jesu. Heute läßt sich nur noch die Stelle der erstern auffinden; von den vier andern ist Nichts übrig geblieben, kein Stein, kein Trümmerhaufen, nicht eine Spur.

In seiner Heimath, in der Vater- und Geburtsstadt Nazareth – denn Jesus ist nachweisbar nicht in Bethlehem[826] geboren – hatte der Messias nach der Taufe durch Johannes[827] und nach der Rückkehr aus

---

[810] Hebr. יְהוֹשֻׁעַ, Jəhôšua, „Gott ist Retter“.

[811] Lat.: „Dei gesta per Francos / Gottes Taten durch die Franken“; Ausspruch des Guibert von Nogent (frz. Guibert de Nogent; 1053–1125).

[812] Magdala (bibl.-aram. מִגְדָלָא, Magdālā, „Turm“; hebr. מִגְדָּל, Migdāl; arab. قرية المجدل, Qaryat al-Mağdal).

[813] Hebr. טְבֶרְיָה, Ṭverjāh; arab. طبرية, Ṭabariyyā.

[814] Arab. الجورة, al-Ğūra (hebr, אֶל-ג'וּרה, el-Gjurh).

[815] Hebr. חֶרְמוֹן, Ḥermon; arab. جبل الشيخ, Ğabal aš-šaiḫ, „Berg des Scheichs“.

[816] Golan (hebr. גּוֹלָן, Golan; arab. جولان, Ğōlān); die obige Bezeichnung findet sich übrigens vornehmlich in Werken des 19. Jhd.s, vor allem bei Ernest Renan (siehe hierzu S. 202, Anm. 836) und Friedrich Nietzsche (1844–1900).

[817] Griech, Περαία, Peraía, „das jenseitige Land“ (lat, Peraea), eine der vier Provinzen des antiken Palaestina östl. des Jordangrabens.

[818] Khirbat al-Minya (arab. خربة المنية, Ḫirbat al-Minya; hebr. חוּרְבַּת מִנִים, Horvat Minnim).

[819] Ain Tabgha (arab. عين الطابغة, ʿAyn aṭ-Ṭābiġa; hebr. עין שֶׁבַע, ʿAʿn Ševa, „Quelle der Sieben“).

[820] Siehe hierzu S. 201, Anm. 822.

[821] Siehe hierzu S. 201, Anm. 812.

[822] Kafarnaum (Hebr. כְּפַר נָחוּם, Kfar Nāḥum; arab. كفر ناحوم, Kafr Nāḥūm bzw. تلحوم, Talḥūm).

[823] Griech. Δαλμανουθά, Dalmanouthá, heute Tabgha (siehe hierzu S. 201, Anm. 819).

[824] Bethsaida (hebr. בֵּית צַיְדָא, Bet Tsaidā, „Haus der Jagd (Fischfang)“; griech. Βηθσαϊδά, Bēthsaïdá; arab. صيدا بيت, Bayt Ṣaydā).

[825] Korazim (bibl.-aram. כּוֹרָזִין, Kōrāzin; hebr. כּוֹרָזִים , Kōrāzim; griech. Χοραζίν, Chorazín; arab. خربة كرازة, Ḫirbat Karāza).

[826] Hebr. בֵּית לֶחֶם, Bet Leḥem, „Haus des Brotes“; arab. بيت لحم, Bayt Laḥm, „Haus des Fleisches“.

[827] Johannes der Täufer (aram. ܝܘܚܢ ܡܥܡܕܢܐ, Yōḥan mʿēmdanʾā; hebr. יוֹחָנָן הַמַּטְבִּיל, jōḥānān hammaṭbîl; griech. Ἰωάννης ὁ βαπτίζων, Iōánnēs ho baptízōn; lat. Ioannes Baptista; arab. يحيى, Yaḥyā; ca. 5 v. Chr.–ca. 30 n. Chr.; hingerichtet).

der Wüste von Judäa ebenso wenig Anhang, wie in Jerusalem[828] gefunden, als er den Versuch unternommen, die geläuterten Ideen von dem Reiche Gottes zu entwickeln. Er wandte sich nach der bezeichneten, stillen und entlegenen Gegend an dem See Tiberias, welche von der griechischen und römischen Kultur ebenso unberührt war, wie von der Pedanterie und Kleinkrämerei, von der Verbissenheit und dem Fanatismus der theologisch-kanonischen Kasuistik[829] der Schriftgelehrten und Pharisäer[830]. Hier drängte sich alsbald die Fischerbevölkerung, zumal die Frauen, um den jugendlichen, freundlichen Rabbi, seiner Predigt zu lauschen, die lieblich tönte und milde, wie von der Natur und dem Dufte der Landschaft eingehaucht. Nicht in der Synagoge, wie der handwerksmäßige Hazzan[831], der die Parascha[832] oder Haphtara[833] des Tages ablas, sondern im Freien lehrte der „Sohn des Menschen“[834] seinen Gläubigen die „gute Botschaft“[835]. Bald stieg er in eine Barke, von deren Rand aus zu der am Ufer dichtgedrängten Menge sprechend, bald setzte er sich auf einen der Berge, welche den See einschließen, wo die Luft so rein, der Horizont so licht. Ist der Vortrag geendet, folgt eine größere oder kleinere Schaar dem Meister, der zum nächsten Orte wandert, lehrend während des Weges, Irrthümer berichtigend, Zweifel zerstreuend. Auf jedem Schritte, schreibt Ernst Renan[836], in der Wolke, die vorüberzog, im Samenkorn, das keimte, in der Aehre, die sich gelb färbte, sah man das kommende Reich Gottes; man glaubte sich am Vorabende des Tages, wo man Gott schauen, wo man Herr der Welt sein sollte; die Thränen verwandelten sich in Wonne; es war die Herabkunft des allumfassenden Trostes auf die Erde:

„Glücklich,“ sagte der Meister, „die arm sind am Geiste, denn ihnen gehört das Reich Volkes!“
„Glücklich sind die Sanftmüthigen, denn sie werden die Erde besitzen!“
„Glücklich sind, die da hungert und dürstet nach Gerechtigkeit; denn sie werden gesättigt werden!“
„Glücklich sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen!“
„Glücklich sind, die einfachen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen!“
„Glücklich sind die Friedfertigen, denn sie werden Kinder Volkes genannt werden!“
„Glücklich sind, die um Gerechtigkeit verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr!“[837]

Unsere Illustration ruft dem Leser die Bergpredigt, den Ort, wo sie gehalten wurde, in das Gedächtniß, diese köstliche Perlenreihe von Inspirationen und Sentenzen des tiefsten und dabei klarsten Inhalts.

Wie dem Athener Sokrates[838] die Weisheit mit dem Giftbecher, haben sie dem Rabbi von Nazareth das Evangelium mit dem Kreuze auf dem Golgatha gelohnt. Denn so pflegt die Welt stets zu handen

---

[828] Hebr. יְרוּשָׁלַיִם, Jeruschālajim; osman. قدس, Ḳuds; arab. القدس, al-Quds, „die Heilige“; griech. Ἱεροσόλυμα, Hierosólyma bzw. Ἰερουσαλήμ, Ierousalḗm; lat. Hierosolyma.

[829] In der kath. Moraltheologie der Teil der Sittenlehre, der anhand eines Systems von Geboten das richtige Verhalten für möglichst viele Fälle (lat. casus, der Fall) des praktischen Lebens bestimmt.

[830] Hebr. פְּרוּשִׁים, peruschim, „die Abgesonderten“; griech. Φαρισαῖος, pharisaios; lat. pharisæi; eine sowohl theologisch- als auch philosophisch-politische Schule des antiken Judentums, die nach der Zerstörung Jerusalems im Jahre 70 n. Chr. für das rabbinische Judentum zur treibenden Kraft wurde.

[831] Hebr. חַזָּן, ḥazzān; der Kantor bzw. Vorbeter in der Synagoge.

[832] Hebr. פָּרָשָׁה, pārāschā, „Einteilung“; ein Leseabschitt der Tora (hebr. תּוֹרָה, Torāh).

[833] Haftara (hebr. הַפְטָרָה, haftārāh, „Abschied, Abschied nehmen“), die öffentl. Lesung aus den Prophetenbüchern an jüd. Feiertagen und am Sabbat (hebr. שַׁבָּת, Schabāt, „das Einstellen“).

[834] Griech. ὁ υἱὸς τοὺ ἀνθρώπου, ho hyiòs toù anthrṓpou, „der Sohn des Menschen“ (hebr. בֶּן־אָדָם, ben-ʾadām, dort u. a. auch als Beschreibung von Gott; siehe hierzu Dan 7,13); Bezeichnung für Christus im Neuen Testament, in dem der Begriff 82-mal vorkommt. Hier bewußt als Abgrenzung zum christl. Verständnis von Jesus als „Sohn Gottes“ (griech. ὁ υἱὸς τοῦ θεοῦ, ho hyiòs toù theou, „der Sohn Gottes“; z. B. Mt 26,62f.; Mk 14,61f; Lk 22,17, Joh 3,18; hebr. בֵּן אֱלֹהִים, ben-ʿēlohīm, „Sohn Gottes“; hier Bezeichnung für das Volk Israel, dessen Könige sowie einzelne gerechte Juden) verwendet (siehe hierzu auch S. 199, Anm. 806).

[835] Das Evangelium (griech. εὐαγγέλιον, euangélion, „Gute Nachricht“ bzw. „Frohe Botschaft“).

[836] Der frz. Orientalist Ernest Renan (1823–1892), Verfasser des 1863 erschienenen „Vie de Jésus“ (Paris: M. Lévy frères), auf dessen Erkenntnissen wohl vorliegender Aufsatz fußt.

[837] Die Seligpreisungen (hier frei nach Mt 5,1-12).

[838] Sokrates (griech. Σωκράτης, Sōkrátēs; 469–399 v. Chr.).



Die Bergpredigt
(siehe hierzu S. 199, Anm. 805).

gegen die Männer des Fortschritts, gegen die größten ihrer Wohlthäter. Aber wenngleich Haß und Unverstand dem ersten und besten unter den Söhnen der Menschen, dem Stifter der legitimen und definitiven Religion, einen entehrenden Tod bereitet haben, wenngleich zu wiederholten Malen eine Welt in Waffen gegen seine Schöpfung geführt und Ströme von Blut um dieselbe vergossen sind, wenngleich die Jahrhunderte hindurch bis herab auf die gegenwärtige Stunde durch spitzfindige Symbole und ungesunde Dogmen, durch metaphysische Glaubensartikel und durch konfessionellen Hader, durch bewußte Verdunkelungen und willkürliche Entstellungen des reinen Inhalts der „guten Botschaft“, wenngleich durch eine Sündfluth eitler Töne, chaotischen Geplauders und sinneverwirrenden Geschwätzes, durch dünkelhafte Ueberhebung und durch anmaßenden Priesterhochmuth, durch hierarchische Verfolgungssucht und gehässige Intoleranz, wenngleich auf diese Weise und durch diese Mittel das Mögliche und das Denkbare zusammengeleistet worden ist, um die Lehre, welche den Menschen zum Seelenbruder des Menschen macht und die ihn liebend und selbstlos in die Welt begeisterten Herzens hineinsehen und hineinsprechen heißt, nicht etwa zu fördern und den Kreis ihrer Anhänger zu erweitern, sondern sie vielmehr durch wucherndes Unkraut aller Art zu ersticken und zu unterdrücken: dennoch hat die Lehre des Rabbi Jesu unter dem Banner des Kreuzes die Welt erobert, dennoch das Wort des hebräischen Märtyrers und Erlösers sich ausgewiesen als das in die Zeit gestreute Samenkorn, welches in alle Ewigkeit wächst und niemals sterben kann. Denn am Anfange der Dinge war der Logos, der Geist und das Wort. Sein wird am Ende der Dinge der Logos, der Geist und das Wort.

Thaddäus Lau[839].

[839] Siehe hierzu S. 42, Anm. 166.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [251]-255 u. [321]-323.

Oberammergau.

Wenn wir Modernen lesen, daß das Theater in dem alten Athen nicht weniger als 30,000 Menschen fassen konnte, daß die Seitenaussicht auf das Meer ging und daß die Hinterwand durch den Felsen der Burg gebildet wurde, und wenn wir weiter lesen, daß im Theater von Taormina die Zuschauer den vollen Anblick des Meeres und des Aetna hatten, und wenn wir dann an die engen, im Sommer erstikkend heißen, gegen Licht, Luft und Himmel abgesperrten, mit käfigartigen Logen eingerahmten Räume denken, in die wir uns Abends einpferchen lassen müssen, um einer Theatervorstellung beizuwohnen: dann finden wir uns unwillkürlich von dem Gedanken befallen, als seien unsere Theater doch keine eigentlichen Volksanstalten, sondern nur erweiterte, hauptsächlich für die vornehmen und wohlhabenden Schichten bestimmte Salons, nur gut genug zur Ausfüllung einiger müßigen Abendstunden, die wir wo anders als zu Hause zubringen möchten. Aber noch gibt es ein Theater in Europa, welches in mehr als einem Stücke an das griechische erinnert und auf welches in einem gewissen Sinne und in einer gewissen Beschränkung die Schiller'schen Worte angewendet werden können:

– – – Bank an Bank gedränget sitzen –
Es brechen fast der Bühnen Stützen –
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da,
Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd, wächst der Bau
In weiter stets geschweiften Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.[840]

Aber dieses mehr an die altgriechische als an irgend eine moderne Bühne erinnernde Theater, welches nur alle 10 Jahre seine Pforten erschließt, befindet sich nicht an irgend einem der Hauptplätze des europäischen Lebens, sondern in einem ziemlich verlorenen Winkel, tief in den bayerischen Alpen, in dem Dorfe Oberammergau, welches dadurch in neueren Zeiten die Blicke der Gebildeten auf sich gezogen hat.

Oberammergau liegt in einem wiesengrünen Hochthale, auf welches nicht eben gigantisch hohe, aber schroff und wildgeformte Berge, darunter das Ettaler Mandl[841] und der Ammergauer Kofel, stolz herabblicken. Die zierlich weißen Häuser des Dorfes liegen einzeln an der Ammer hin und sind nach Hochlandsart, doch mit sichtlicher Hinneigung zum Städtischen gebaut. Die malerischen Gallerien

[840] Zitat aus Friedrich von Schillers Ballade „Die Kraniche des Ibykus", die erstmals veröffentlicht wurde in dessen „Musen-Almanach für das Jahr 1798 […]" (Tübingen: J. G. Cottaische Buchhandlung [1797]), S. 267–277; hier bes. S. 271.

[841] Ettaler Manndl.

lassen sich meist vermissen, dagegen fehlen den Dächern nicht die Giebelzierden, und alle Wände sind mit frommen Vorstellungen aus der heiligen Schrift oder aus den Geschichten der Heiligen bemalt. Zu der Freundlichkeit des Ortes tragen dann noch die Blumengärtchen mit ihren grünen Staketen bei, von denen alle Häuser umgeben sind. Der Ort ist, wie gesagt, freundlich, die Gegend als eine Gebirgslandschaft malerisch und anmuthig; aber die bayerischen Alpen bieten an andern Punkten Großartigeres und Erhabeneres; seinen Ruf in der Ferne verdankt Oberammergau namentlich seinen Passionsspielen, die dort in einem eigens dazu errichteten Theater alle 10 Jahre zur Aufführung kommen. Das Dorf wird dann ein Wallfahrtsort für Tausende und aber Tausende von Menschen, die aus Bayern und Tyrol, aber auch aus weiter Ferne herbeiströmen; denn diese Aufführungen gewähren auch dem für feierliche Eindrücke empfänglichen Gebildeten in der That einen eigenthümlichen Genuß, wie man ihn sonst an keinem andern Orte der Welt wiederfindet.

Die Oberammergauer Passionsspiele sind in Deutschland noch einer der wenigen Reste, wenn nicht der einzige, jener alten Mysterien oder geistlichen Dramen, welche auf eigens dazu in Kirchen, auf den Kirchhöfen oder in der Nähe geweihter Stätten aufgeschlagenen Bühnen an hohen Kirchenfesten aufgeführt wurden. Man nannte sie Mysterien, weil sie bestimmt waren, die Geheimnisse der christlichen Religion zu veranschaulichen. Der beliebteste Gegenstand war und blieb darunter das Leiden Christi und seine Auferstehung. Geistliche dichteten diese Spiele und stellten auch die heiligen Hauptpersonen: Gott Vater, Jesus, die Jünger und die Heiligen dar, während die Gemeinde das übrige, sich oft auf mehrere hunderte von Köpfen belaufende Personal lieferte.

In Folge der Kirchenreformation, die überhaupt zunächst den Kunstkultus aus dem Gottesdienst verdrängte, geriethen in den Städten, auch in den katholischen, die wenigstens in dieser Hinsicht von dem Geiste der Reformation nicht unberührt blieben, die öffentlichen Aufführungen der geistlichen Schauspiele in Verfall; die Passionsspiele, seitdem auch wohl Bauernspiele genannt, flüchteten nun in die stillen Thäler der süddeutschen Gebirgsgegenden und waren noch im vorigen Jahrhundert in den Dörfern Oberbayerns, Schwabens, Salzburgs, Tyrols, der Schweiz und Steiermarks weit verbreitet, ja in manchen Ortschaften so beliebt, daß fast alle Sonntage heilige Komödien aufgeführt wurden.

Die Entstehung der Passionsspiele in Oberammergau fällt mitten in die Greuel des dreißigjährigen Kriegs, von denen allerdings dieses abgelegene Gebirgsdorf wenig, wenn überhaupt, berührt worden sein dürfte. Als nämlich im Jahre 1633 das Dorf durch eine Seuche, die allerdings vielleicht von marodirenden Kriegsknechten eingeschleppt worden sein mag, heimgesucht und verheert wurde, vermochten die geistlichen Herren des nahe gelegenen berühmten Klosters Ettal die Gemeinde, deren Seelsorger sie waren, zu dem Gelübde, alle 10 Jahre die Leidensgeschichte Jesu, „zur dankbaren Verehrung und erbaulichen Betrachtung“ öffentlich vorzustellen. Die Ettaler Klostergeistlichen besorgten das Gedicht, die Musik, die Herstellung des Theaters, die Inscenirung und Einübung, und so konnte bereits im folgenden Jahre die erste Aufführung stattfinden. Die Seuche konnte begreiflicherweise in der so heiligen Atmosphäre des Passionsspiels nicht ausdauern – sie erlosch; ja schon die bloße Uebernahme des Gelübdes durch die Gemeinde soll genügt haben, sie zur Flucht zu nöthigen.

Diese Dichtung der geistlichen Herren von Ettal, die noch in einer Abschrift vorhanden ist, trug ganz den bis zum Wüsten und Widrigen geschmacklosen Charakter jener Zeit, und da nun auch sonst bei den Bauernspielen aus Mangel an Beaufsichtigung mancherlei Mißbräuche eingerissen waren, so entzog im Jahre 1810 die geistliche Oberbehörde in München der Gemeinde die herkömmliche, bis dahin nie verweigerte Erlaubniß zum Spiele[842]. Die Gemeinde, die außer Ehre und Vergnügen von dem Zuströmen so vieler Fremden auch beträchtlichen pekuniären Vortheil hatte, war in der größten Bestürzung und sandte eine Deputation nach München, die von dem Präses des geistlichen Raths abschläglich beschieden, ja dahin bedeutet wurde, daß sie bei weiterer Verfolgung der Sache aus der Stadt ausgewiesen werden solle. Aber der Vorstand der Deputation, Georg Lang[843], war nicht der Mann, sich einschüch-

[842] Die Passionsspiele waren 1770 und 1801 verboten worden, so daß es in den Jahren 1780 und 1810 zu keiner Aufführung kam.

[843] Der Verleger Georg Lang († 1821) hat sich um diese Zeit nachweislich um die lokale Holzschnitzerei verdient gemacht, von einem Engagement in Sachen Passionsspiele ist hingegen nichts überliefert.

tern und von der weitern Verfolgung der Sache abschrecken zu lassen; er wagte es doch, zum König[844] zu gehen, und dieser lieh dem Gesuche günstiges Gehör. Die Erlaubniß zum Spiel lief sehr bald ein und versetzte die Bevölkerung von Oberammergau in jubelnde Aufregung. Freilich war die Erlaubniß nur unter der Bedingung ertheilt worden, daß Alles, was Anstoß erregen könne, aus dem Spiele entfernt werden solle, und da der Pfarrer[845] der Ortschaft selbst dem Spiele abhold war und sich sonst Niemand in Oberammergau befand, der fähig gewesen wäre, das Stück umzugestalten und dem gereinigteren Zeitgeschmack und den Forderungen des geistlichen Raths in München anzupassen, so befand man sich in großer Verlegenheit. Da kam noch einmal von dem in zwischen säkularisirten Ettal Hilfe; einer der von dort entfernten Benediktiner, Dr. Ottomar Weiß[846], jetzt Pfarrer von Iserwang[847], erbot sich zur Umarbeitung des Gedichts, das er mit 28 lebenden Bildern bereicherte, und der Lehrer und Organist des Dorfes, Namens Dedler[848], setzte zu dieser neuen Passion eine leicht faßliche und fließende Musik, der es sogar an einzelnen ergreifenden Momenten nicht fehlt, und in dieser Gestalt wurde das Passionsspiel zuerst im Jahre 1811 aufgeführt und vom Jahre 1820 ab alle 10 Jahre regelmäßig wiederholt. Die Theaterlust der Gemeinde ist aber so stark, daß die neun Jahre hindurch, welche zwischen den Wiederholungen des Passionsdrama's liegen, auf einer im Schulhause errichteten Bühne Stücke theils heiligen, theils weltlichen Charakters, vorzugsweise aber Ritterkomödien aufgeführt werden, so daß man immer in der Uebung bleibt und für die inzwischen verstorbenen oder durch zu hohes Alter oder sonst wie unbrauchbar gewordenen Passionsspieler immer wieder neue Talente emporkommen, die bei der nächsten Wiederholung der Passion die etwa inzwischen eingetretenen Lücken ersetzen können.

Auf eine detaillirte Beschreibung der durch ihre von allen übrigen modernen Theatern so abweichende Gestalt und Einrichtung einen fremdartigen und wunderbaren Eindruck hervorbringenden Passionsbühne wollen wir uns, da solche Detailbeschreibungen leicht etwas Langweiliges für den Leser haben, ohne von dem Gegenstande einen rechten Begriff und ein anschauliches Bild zu geben, hier nicht weiter einlassen. Wir bemerken nur, daß der Zuschauerraum, welcher 6000 Menschen faßt, und das Proscenium[849] des Theaters unbedeckt sind, eine Einrichtung, die bei heiterem Wetter den festlichen Eindruck des Ganzen auf die Gemüther der Zuschauer wohl steigert, aber bei ungünstigem Wetter oder bei zu glühendem Sonnenschein begreiflicherweise auch ihre beträchtlichen Uebelstände hat. Findet das Spiel im Frühsommer statt, so regnet es bisweilen unaufhörlich, findet es im September statt, so tritt dann in dieser hochgebirgischen Gegend zuweilen heftiger Schneefall ein. In solchem Falle agiren die Schauspieler, die auf dem Proscenium zu thun haben, zum Schutze ihres Kostüms ganz unbefangen unter rothen Regenschirmen. Schlimmer sind die Zuschauer daran, da die Hintersitzenden keinen die Aussicht verdeckenden Regenschirm, ja selbst keine großen Hüte vor sich dulden. Denkt man sich dazu, daß die zu Bänken dienenden Bretter keine Rücklehnen haben, und daß eine Passionsvorstellung hinter einander volle acht Stunden dauert, so wird man es begreifen, daß die hart gewöhnte Natur eines Gebirgsbewohners dazu gehört, um diese Strapatzen ohne Erschöpfung der leiblichen und geistigen Kräfte zu überdauern. Und doch gibt es in der ganzen Welt kein andächtigeres Theaterpublikum als das, welches sich zu den Passionsspielen in Oberammergau versammelt. Mit dem griechischen Theater hat das oberammergauer nicht nur diese andachtsvolle Stimmung Seitens des Publikums, den Chor und andere Einrichtungen gemein, sondern auch den Hinausblick in die freie Natur, auf Alpenwiesen, Gehölz und die steilen, mit finstern Tannen bedeckten Felsenschrofen des Kofels.

Auch auf die Einzelnheiten der Dichtung und des Spiels gehen wir hier nicht tiefer ein, da eine Analyse doch nur ein abgeblaßtes Bild des Ganzen geben würde. Thatsache ist, daß die Aufführung, wenn auch einzelne plattere und ermüdende Stellen vorkommen, in vielen Einzelnheiten wie im Ganzen

---

[844] Siehe hierzu S. 117, Anm. 495.

[845] Albin Schwaiger (1758–1824), von 1796 bis 1823 Seelsorger von Oberammergau (ab 28. Oktober 1805 Pfarrer von Oberammergau).

[846] Othmar Weis (1770–1843); er hatte 1811 die neue Textversion besorgt.

[847] Jesenwang.

[848] Rochus Dedler (1779–1822), seit 1802 Lehrer in seiner Heimatgemeinde.

[849] Der vorderste Bereich der Theaterbühne (von griech. πρό, pró, „vor“ und σκήνη, skḗne, „Bühne“).

eigenthümlich ergreifend und feierlich wirkt. Der berühmte Maler Cornelius[850] gestand uns persönlich, daß er davon ganz hingerissen worden sei, und Eduard Devrient[851], erfahren in allen Erfordernissen theatralischer Wirkung, bekennt, daß die Fülle der Eindrücke gleich nach dem ersten Abschnitte ihn in einen „förmlichen Rausch“ versetzt habe; namentlich nennt er die Darstellung des Christus vortrefflich und die des Judas sehr gut. Die Ensembles gehen mit einer Präcision und dabei mit einer pietätvollen Hingebung, um die vielleicht jedes Hoftheater die Oberammergauer beneiden könnte; es ist, als ob eine Reihe von Bildern unserer altdeutschen Heiligenmaler vor dem Zuschauer lebendig geworden wäre. Welchen Eindruck müßte es machen, wenn in dieser großartigen Weise und Einrichtung auch irgendwo in Deutschland Sujets aus der vaterländischen Geschichte zur Darstellung gebracht würden! Man sieht es den Spielern an, daß keiner um des persönlichen Beifalls oder Vortheils willen sich hervorzudrängen sucht, daß es jedem nur um das Gelingen des Ganzen zu thun, daß ihnen das Spiel heiliger Ernst und eine Sache frommer Pflicht ist. Das ist auch kein Liebhabertheater, auf welchem sich bloße zusammengelaufene Dilettanten abmühen; das ist ein Theater, auf welchem eine ganze Gemeinde als Personal auftritt und sich in den Formen geheiligter ererbter Traditionen bewegt. Denn nur Gemeindemitglieder von Oberammergau dürfen sich am Spiel betheiligen, sie allein haben das Gelübde ihrer Väter zu lösen. Alles, was nur immer im Dorfe spielen oder singen oder Statistenrollen übernehmen kann, vom Greise bis zum vier- und dreijährigen Kinde, Männer und Jünglinge, Frauen und Jungfrauen, ein Personal gegen 400 Köpfe stark, ist auf der Bühne beschäftigt. Die übrigen wirken in dem vom Lehrer des Dorfes dirigirten Orchester mit, oder sie malen die Dekorationen, verfertigen die Kostüme und anderes Zubehör, und rechnet man die Kassirer, Thürsteher, Aufseher u. s. w., sämmtlich Oberammergauer, hinzu, so dürfte die Zahl der überhaupt bei der Aufführung Betheiligten und Beschäftigten leicht auf 600 angeschlagen werden. Der pekuniäre Gewinn ist nicht gering, da im Sommer des Passionsjahres regelmäßig 12 Vorstellungen stattfinden und der Zuschauerraum, wie schon bemerkt, nicht weniger als 6000 Menschen faßt. Dennoch wird man nicht sagen können, daß Gewinnsucht des Einzelnen vorzugsweise der Grund sei, weshalb die Oberammergauer so großen Eifer auf ihr Passionsspiel verwenden. Berechnete man auch die Gesammteinnahme im Sommer 1850 auf vielleicht 24,000 Gulden[852], so kostete doch allein die Wiederherstellung des Kostüms und der Dekorationen, denen durch Sonnenbrand und Regen meist hart zugesetzt wird, keine geringere Summe als 6000 Gulden. Sodann wird ein großer Theil der Einnahme auf Tilgung von Gemeindeschulden und auf die Erhaltung oder Gründung gemeinnütziger Gemeindeanstalten verwandt, wozu namentlich auch die von der Regierung in den letzten Jahren im Dorfe an gelegte Zeichnen- und Modellirschule[853] gehört, welche für die Ortschaft von äußerster Wichtigkeit ist.

Die Hauptgewerbsthätigkeit der Bevölkerung besteht nämlich in der Holzschnitzerei, deren Erzeugnisse wie die der Grödner, Berchtesgadner und Nürnberger in alle Welt gehen. Es wird davon ein großes Magazin unterhalten, welches kein Reisender unbesucht lassen sollte. Da erblickt man neben Hanswursten, Puppen, Steckenpferden und anderm Kinderspielzeug auch historische Gegenstände, die in Holz geschnitzten Bilder Napoleons, Friedrichs des Großen, der Königin von England[854] im vollen Krönungsornate und anderer verstorbener oder noch lebender historischer Persönlichkeiten, besonders aber auch die sehr gesuchten Conterfeis neuerer Monumente, der Standbilder eines Gutenberg[855], Schiller, Albrecht Dürer[856]. Merkwürdig dabei ist, daß keiner dieser oberammergauer Künstler bisher das, was er so fleißig und zierlich in Holz schnitzte, auch zeichnen konnte. Die Technik bestand bisher in einer rein eingelernten und traditionellen mechanischen Fertigkeit, und da der Oberammergauer über-

---

[850] Peter von Cornelius (1783–1867).

[851] Der berühmte Schauspieler Eduard Devrient (1801–1877).

[852] Lat. florenus, daher auch Floren oder Florin, Abk. fl.; süddt. Währungseinheit; 1 fl. = 60 Kreuzer = 240 Pfennige; entspricht heute in etwa dem Wert von ca. 8 bis 9 €.

[853] Gegründet im Jahre 1839, wurde sie 1877 um eine Schnitzschule erweitert.

[854] Victoria (1819–1901), seit 1837 Königin des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland und ab 1876 auch Kaiserin von Indien.

[855] Johannes Gensfleisch, genannt Gutenberg (ca. 1400–1468).

[856] Albrecht Dürer d. J. (1471–1528).

haupt sehr am Alten hängt und es ihm an Vorbildern fehlte, so hatten diese Schnitzarbeiten etwas Altmodisches und Althergebrachtes, so daß namentlich die Konkurrenz von Nürnberg diesem oberammergauer Kunstzweig verderblich zu werden droht. Um nun dieses Gewerbe neu zu beleben, ihm eine mehr artistische Grundlage zu geben, und es ihm möglich zu machen, mehr als bisher den gesteigerten Geschmacksforderungen der Zeit zu entsprechen, wurde die jetzige Zeichnen- und Modellirschule im Dorfe angelegt, die auch ihre wohlthätigen Einflüsse auf die oberammergauer Holzschnitzerei zu zeigen begonnen hat.

Ein Besuch der oberammergauer Passionsdarstellungen ist aber auch schon deshalb empfehlenswerth, weil es kein bunteres, bewegteres Bild geben kann, als dasjenige, welches die um jene Zeit in dem Dorfe zusammenströmenden Menschenmassen darbieten. Die Omnibus[857], Postkaleschen, Stellwagen und Leiterwagen schleppen immer neue Ladungen herbei, und Nachts herrscht in den Gassen des Dorfes ein solcher Lärm und solches Getümmel, daß an Schlaf wenig zu denken ist, zumal wenn man, wie dies häufig ist, nur eine Streu in der Wohnstube oder einen Winkel auf dem Heuboden erobern konnte. Alle Gesellschaftsschichten mischen sich: vornehme Reisende, Mitglieder der Münchener Aristokratie, Künstler, Beamte, Geistliche und Landleute, welche letztere zum großen Theil den Besuch zugleich als eine Art Wallfahrt und ein gottverdienstliches Werk betrachten. Auf einem Punkte kann man hier am besten die Trachten der Bevölkerungen aller Thäler Bayerns, der meisten Tyrols und selbst vieler Oberösterreichs studiren. Durch das Kleidsame ihrer Tracht zeichnen sich darunter besonders die Zillerthaler und die Bewohner der Gegend von Miesbach, Tegernsee und Schliersee aus, während man unter den Oberammergauern selbst, obschon sie in Folge ihrer Beschäftigung mit der Holzschnitzerei nicht den kriegerischen Ausdruck der Schlierseer oder den stolzen Anstand der Jachenauer haben, viele erblickt, welche, weil sie zum Zweck der Passionsdarstellungen Bart und Haupthaar lang wachsen lassen, in der Thal Aposteln und Patriarchen gleichen. Und bei all diesem Wirrwarr und Getümmel wird man sich nie durch solche Ausbrüche wüster Trunkenheit und wilder Zanksucht verletzt fühlen, wie sie im deutschen Norden bei großen Volkszusammenkünften so häufig vorkommen.

H. Marggraff[858].

[857] Siehe hierzu S. 135, Anm. 568.

[858] Siehe hierzu S. 37, Anm. 130.



OBERAMMERGAU



KLOSTER ETTAL

Kloster Ettal.



Richard Wagner (siehe hierzu S. 212, Anm. 862).

Wer etwa beim ammergauer Passionsspiel sich einmal an den vierhundert einheimischen Darstellern erbaut hat, wird, wie billig, auch nach dem feinen Geiste fragen, welcher sothanes[859] Bauernspiel ausgesonnen hat. Wir können die Spur des bescheidenen Mannes – er heißt Otmar Weiß[860] – bis in's Kloster Ettal verfolgen, allwo er Benediktiner war. Wessen Phantasie demnach sich gern an Persönliches knüpft, der versetze sich beim Anblick unseres Bildes in Gedanken an eins der weitsichtigen Fenster und grüble mit dem ehemaligen Benediktiner über den heiligen Stoff, der von Jahrzehnt zu Jahrzehnt so viele Tausende nach dem trefflichen Oberammergau verlocken sollte und seitdem – der jetzige Text kam im Jahre 1820 zuerst zur Aufführung – in der That verlockt hat.

Daß dies dramatische Gedicht unter allen seit einem Jahrhundert im Dienst Melpomene's[861] entstandenen eine völlige Ausnahmsstellung einnimmt, macht den glücklichen Verfasser wohl der Auszeichnung werth, welche wir ihm als hervorragendste Denkwürdigkeit des Klosters Ettal hier zu Theil werden ließen. Was Richard Wagner[862], wie die Leser seiner Nibelungen-Vorrede nicht verkennen werden, wenn auch auf ganz andere Weise, anstrebte: ein dramatisches Werk als lebendigen Mittelpunkt eines großartigen Volksfestes, das hat ein glückliches Anschmiegen an die bäuerliche Leistungsfähigkeit und an die volksthümlich kirchliche Schaulust hier mit glänzendem Erfolge erreicht. Es gibt ohne Zweifel keinen andern Weg zu solchem Gelingen. Dieser Weg aber ist allerdings nicht einzig im Ammergau zu finden. Volksthümliche Spiele gibt's noch in gar manchen bäurischen Gemeinden des heiligen deutschen Reichs und wer sich das Beispiel des ettaler Passions-Poeten zum Fingerzeig dienen lassen wollte, der würde ohne große Mühe eine ländliche Truppe für seine dichterischen Gebilde in Bewegung bringen können, was, bei geschickter Ausnützung dieser naturwüchsigen Kraft, wiederum nicht verfehlen würde, in weiten Kreisen Theilnahme zu wecken.

Nicht ganz ohne Zusammenhang mit jenem beneidenswerthen Bruder Otmar, nein, wohl eher fast als Frucht eines durch seine erfreulichen Erfolge veranlaßten Nachdenkens knüpft sich hier ein elegischer Stoßseufzer an. Das Kloster Ettal insbesondere hat dabei ein gewisses Anrecht auf vorzugsweise Inbetrachtnahme, denn in seiner Chronik wird schon eines Zeitraums gedacht, wo es neben seiner geistlichen Aufgabe noch einer andern, auch für die Gegenwart recht wohl erneubaren Bestimmung diente. Der Gründer Ettals nämlich, Kaiser Ludwig der Bayer[863], gedachte, vielleicht weil er im Kirchenbann war, in den mächtigen Räumen der Abtei neben den frommen Brüdern auch einigen weltlichen Seelen Unterkommen und erbauliche Atzung zu bieten. Er sonderte daher einen Theil der stattlichen Räume für solche seiner Kriegsgefährten ab, denen nach des Tages Noth und Gebresten ein beschaulicher

---

[859] Siehe hierzu S. 100, Anm. 414.

[860] Siehe hierzu S. 207, Anm. 846.

[861] Griech. Μελπομένη, Melpoménē, „die Singende“, in der griech. Mythologie die Muse der tragischen Dichtung.

[862] Richard Wagner (1813–1883). Die von Johann Leonhard Raab (1825–1899) nach dem Portrait von Franz Lenbach (1836–1904) geschaffene Radierung wurde folgendem Werk entnommen: „Nord und Süd. Eine deutsche Monatsschrift. – Herausgegeben von Paul Lindau. – Siebter Band. [….]“ (Berlin: Georg Stilke 1878).

[863] Ludwig IV. (bekannt als Ludwig der Bayer; 1282 o. 1286–1347), ab 1314 römisch-deutscher König und ab 1328 Kaiser im Heiligen Römischen Reich.

Lebensabend erwünscht sein möchte. In Ludwig Steubs[864] lehrreichem Buch finden wir die Zahl dieser Ritter, denen sich ihre Frauen in Zucht und Ehren gesellen durften, auf dreizehn angegeben. Diesen gab er eine „Ordnung“, heißt es weiter, welche noch zu lesen ist, auf daß „wie die Mönche ihren Orden, so auch die Ritter und Frauen ihre Ehe recht und redlich halten sollten“[865]. Den Rittern ward ein Meister, den Frauen eine Meisterin vorgesetzt. Jene sollten blaue und graue, diese nur blaue Gewänder tragen. Außerdem mochten die Ritter noch Hut und Hose, goldenen Gürtel, Fingerling und beschlagenes Messer führen. Beiden war geboten, stät und tugendsam mit einander zu leben, Tanz, Trunk, Würfel- und anderes Spiel um Geld zu meiden, täglich der Mette und anderm Gottesdienst wohlgezogenlich beizuwohnen, jährlich fünfmal unsers Herrn Leichnam zu empfahn und die Fasttage der Kirche zu halten. Es sollen auch, heißt es wörtlich, beide, Ritter und Frauen, alle bei einander essen, doch ob dem Tische nicht reden ohne des Meisters oder der Meisterin Erlaub; man soll ihnen auch bei Tische etwas Deutsches lesen, das göttlich sei, und sollen sie beide ihre Stätte an dem Tische alle Tage wechseln und der Meister und die Meisterin sollen an dem würdigsten Orte sitzen. – Zur Kurzweil mit der Armbrust schießen, pürschen, beizen, jagen war den alten Kämpen wohl erlaubt. Dem Meister, der über das Kloster waltete und dessen Amtleute setzte, waren vier Rosse, ein Läufer, ein berittener Koch, zwei Junker, ein Schreiber, ein berittener Jäger mit dreizehn Hunden und ein berittener Falkner gewährt. Den anderen Edelpfründnern zusammen wurden acht Rosse gehalten. Kein Ritter sollte seine Kinder auf der Hofstadt haben, jene ausgenommen, welche da geboren würden, aber auch diese nicht länger, als bis zum dritten Jahre.

Da die Ritter in unseren friedlichen Tagen keine Ansprüche auf unsere Neigung erheben, so haben wir beim Wiederauffrischen dieser vor fünfhundert Jahren gestifteten Ordnung weniger sie, die Ritter, im Auge, als vielmehr die dichterischen Genossen des ehrenfesten Bruders Otmar. Wer, dem je die Einsamkeit als die Hüterin des poetischen Funkens erschienen ist, wird nicht mit Sehnsucht an den werthen Kaiser denken, der hier die Stille des Klosterlebens mit der friedlichen Beweglichkeit des geselligen Verkehrs unter dreizehn wohlgearteten, gleich gestellten, neidlos neben und für einander lebenden Ehepaaren zu verschmelzen wußte? Wem wird es nicht schon bei dem bloßen Gedanken an die kühlen Räume der mächtigen Bibliothek, in deren Schätzen sich der Geist wie der Wurm in seiner eignen Seide einspinnen könnte, wohl und heimlich zu Muthe? Wen durchschauert’s nicht wie ein Vorahnen einstiger Ambrosia-Freuden[866], wenn er im Geiste das Glöckchen läuten hört, das ihn an die wohlbesetzte Tafel des Refektoriums ruft, an das märchenhafte „Tischchen deck’ dich!“, dessen Bestellung so verschwiegen geräuschlos vor sich ging, und um dessen willen er keine Minute seiner besten Inspirationen zum Zwecke literarischer Vermünzung hinzugeben brauchte? – Wer meint nicht den Duft des Nektars[867] einzuathmen und Hebe’s[868] anmuthiges Willkommen zu vernehmen, wenn er gar einen Blick in’s erquickende Bräustübl wirft, allwo das weltberühmte ettaler Klosterbier von den frommen Brüdern und sonstigen werthen Kennern des seltenen Gewächses aus handfesten Bechern getrunken und gewürdigt wird?

Dies ist der Stoßseufzer, dem wir beim Umkreisen einer so werthen Pilgerstätte nicht den Ausdruck versagen wollten, wobei wir freilich in aller Aufrichtigkeit bekennen, daß, für den Fall einer Erneuerung jener wohlgemeinten Stiftung, uns einige der Ordnungsparagraphen einer Aenderung bedürftig erscheinen würden. Wir erinnern zumal an die für gewisse Verstöße gegen Zucht und Sitte den Rittern auferlegte Buße: in den Eßstuben vor anderen Rittern auf dem Boden sitzen und sich mit Wasser und Brod behelfen zu müssen, so lange es dem Meister gutdünke. Uebrigens dürfen wir nicht verschweigen, daß die Klostergebäude nicht ganz mehr in dem wohnlichen Zustande sind, dessen sich die dreizehn Ritter sammt ihren Gemahlinnen erfreuten, wie unser Bild denn auch wohl schon hat errathen lassen.

---

864 Der bayer. Schriftsteller und Jurist Ludwig Steub (1812–1888).

865 Zitat aus Ludwig Steubs (s. o.) Werk „Das bayerische Hochland […]“ (München: Literarisch-artistische Anstalt der J. G. Cotta’schen Buchhandlung 1860), S. 494; diese Bestimmungen finden sich in den Regesta Imperii VII H. 3, n. 299; Ettal, 17. August 1332.

866 Griech. ἀμβροσία, ambrosía, „Speise der Götter“, die den griech. Göttern Unsterblichkeit verlieh.

867 Griech. νέκταρ, néktar, „Todesüberwinder“, ebenfalls (s. o.) ein Unsterblichkeit verleihender Göttertrank.

868 Hebe (griech. Ἥβη, Hḗbē, „die Jugend“) ist in der griech. Mythologie die Göttin der Jugend.

Nachdem die Ritter sich nämlich zu ihren Ahnen versammelt und die unpoetischen Nachkommen des guten Kaisers seine sinnige Stiftung in eine Ritterakademie und Adelsschule verballhornt hatten, rächte der Himmel diese freventliche Reorganisation, indem er an einem schwülen Nachmittage des Jahres 1744 die Abtei mit einem Blitzstrahl begrüßte, der Alles, Kirche, Kloster und Akademie, in Flammen aufgehen ließ. Man hat später zwar die Kirche zum Theil wieder hergerichtet, und die Rotunde mit der von den Tyrolern Zeiler[869] und Knoller[870] ausgemalten Kuppel macht sich stattlich genug. Die Säkularisation[871] unterbrach aber den Weiterbau, und während in den Abteitrümmern allerlei gewerbliche Hantirungen ein Unterkommen gefunden haben, lassen die nun zum Ausbau nicht mehr benutzten Säulenkapitäle, längs der Straße verstreut, sich's gefallen, daß der Wanderer, auf ihnen ausruhend, von den schönen Zeiten träumt, da die dreizehn glücklichen Edelpfründner hier im Schatten des gewölbten Laubdachs sich erlabten.

Robert Waldmüller.[872]

[869] Der Maler Johann Jakob Zeiller (1708–1783) aus dem tirol. Reutte.

[870] Martin Knoller (1725–1804), Maler aus dem tirol. Steinach a. Brenner.

[871] Siehe hierzu S. 61, Anm. 277.

[872] Siehe hierzu S. 101, Anm. 421.

Meyer's Universum. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 274-276.

Pic du Midi de Bigorre.

Berge sind die Thürme der Landschaft und die Lieblinge ihrer Umgegend; und wo die Gegend aus lauter Thürmen besteht, da ist der höchste des Landes Stolz. Die Menschen thun's nicht anders, und es ist schön von ihnen, wenn sie sie sich recht ernstlich daran gewöhnen, immer nur etwas wahrhaft Hohes zu lieben.

Es geschieht leider nicht immer. Die Menschen täuschen sich leicht in der Beurtheilung der Höhen und halten oft Einen für den Höchsten, nur weil um ihn herum Alles so gar hübsch niedrig ist.

So geht's auch im Leben und so hat auch in der Geschichte schon Mancher so hoch aufgeragt über die weiten Ebenen seiner Zeit, daß er als der Höchste von Jahrhunderten erschien. Aber spätere Messungen berichtigten die falsche Annahme und stellten ihn in die Reihe, in die er gehört. Das ist auch Demjenigen geschehen, der vor nun fünfzig Jahren zum erstenmale bei Leipzig[873] mit dem rechten Maß gemessen wurde. An keinem Hohen hat sich ärger, als an ihm, das Augenmaß der Menschen versündigt, und zwar im Zuviel ebenso, wie im Zuwenig.

Diejenigen, welche den ersten Napoleon schon bei seinen Lebzeiten vergötterten und nach seinem Tode unter die Sterne versetzten, gehören nicht blos dem französischen Volke an; er verdankte sie allen den Ländern, in denen bisher Erbärmlichkeit und Mittelmäßigkeit in der Regierung abgewechselt hatten, in denen dem Streben der Herzen nicht ein einziges würdiges Ziel geboten und das Streben der Geister nach menschenwürdigen Zielen mit Zuchthaus belohnt wurde. Alle Unterdrückten sehen in jedem Kriege, der alte prunkvolle Throne stürzt, ein Zeichen ihrer Erlösung, und der glückliche Kriegsherr ist ihr Heiland. Die französischen Kriege waren durch die Heere der Revolution eröffnet worden, welche die großen Verheißungsworte: „Freiheit und Gleichheit“ auf ihren Fahnen trugen. Napoleon war ein Schooßkind der Revolution; die Siege, mit denen er den Glanz der Glorie auf das Antlitz der jungen Republik warf, mußten ihm in allen Landen die Herzen Aller gewinnen, die in der dicken Staatsluft zu ersticken befürchteten, die zur Zeit der französischen Welterschütterung auf allen Völkern lastete. Diese Liebe erlosch selbst dann nicht, als der großgewordene Sohn seiner Mutter auf das Herz trat, denn die Revolution hatte sich überlebt. Und selbst da, wo die Liebe sank, als der Konsul zum Kaiser, der Befreier zum Unterdrücker ward, erhielt der Regent und der Feldherr die Geister zehn volle Jahre lang in so ununterbrochener Aufregung, daß die Bewunderung die Stelle der Liebe einnahm und mächtig genug war, um selbst vom grimmigsten Haß nicht vertilgt werden zu können.

Als Kriegsherr stand er da als der höchste Berg der Erde, an dessen Fuß Sklaven und Beglückte ihre Lorbeerkränze niederlegten.

Da kam das andere Maß, das an den Menschen gelegt wurde und das an jeden gelegt werden muß, der sich selbst über alle Andern erhebt. Das Maß ist streng, vor ihm ward der Lorbeerberg zum Hügel.

---

[873] Die „Völkerschlacht“ bei Leipzig vom 16. bis 19. Oktober 1813, in der die Franzosen unter Napoléon von den verbündeten Russen, Preußen, Österreichern und Schweden vernichtend geschlagen wurden.



PIC DU MIDI DE BIGORRE

Jetzt, nach fünfzig Jahren, wo die Leidenschaften jener Tage schweigen, wo ruhiges und klares Anschauen der Dinge das Herz nicht mehr irre führt, wo zwischen den zahllosen Berichten über Schlachten und Staatsaktionen des Kaiserreichs sich die Erzählungen der Einzelnen über Charakterzüge des Kaisers an das Licht drängen und ein immer deutlicheres Bild von dem Menschen Bonaparte geben, – jetzt ist geschichtlich festgestellt, was zur Zeit der Befreiungskriege nur der Haß behauptete: daß in Napoleon nichts ausgeprägt war, als die enormste Willenskraft mit der Rücksichtslosigkeit der höchsten Selbstsucht; daß, außer der Lust am Waffenklirren, oder vielmehr der Sucht nach dem Schachspiel der Schlachten und Pulvergeruch nichts Ritterliches ihn auszeichnete, ja daß in den Ausbrüchen seines Rachedurstes das wilde korsische Banditenblut tobte und daß den edelsten Frauen, den würdigsten Männern gegenüber seine Natur nicht sicher war, das häßliche Bild der Rohheit und Gemeinheit zu zeigen. Gerade diese Tage des leipziger Schlachtenjubiläums haben – freilich nur aus Deutschland, das der Empereur[874] am tiefsten verachtete, nicht seines Volkes, das er gar nicht kannte und anerkannte, sondern seiner feilen Fürsten wegen, und trotzdem, daß er hier im Gloire[875] am glücklichsten machte – Scenen, Gespräche, Aeußerungen an's Licht geführt, welche, wenn auch nur die Hälfte davon wahr sein sollte, den Ausspruch rechtfertigen, daß Diejenigen sich an allem wahrhaft Großen versündigen, welche Napolen I. einen Großen nennen. Denn groß kann nur heißen, wer nach dem Edelsten, Menschenwürdigsten, Höchsten in diesem Sinne strebt, also Alles, was Jener, als er die Macht besaß, es wie kein Sterblicher vor ihm zu pflegen und zum beglückenden Gemeingut von Millionen zu erheben, am tiefsten in den Staub trat.

Das ist die Messung der Gegenwart an jenem Berg der Vergangenheit. Das große Jubiläum hat uns dahin geführt, beim Anblick dieses Pic du Midi de Bigorre, der auch so schroff abgeschlossen gen Himmel ragt, an sein Seitenstück unter den Menschen zu denken, zumal es auch dieser Höhe widerfahren ist, früher für viel höher gehalten zu werden, als sie nach genauer Messung nun vor uns steht. Sie ist 8958 pariser Fuß[876] hoch, also noch lange nicht der höchste von den Gipfeln der Pyrenäen.

Was diesem Pic du Midi (denn das ist eine beliebte Bezeichnung für hohe Bergspitzen dieses südlichsten Frankreichs) jedoch unbestritten geblieben ist, das ist, nach einer für das Universum mitgetheilten Reisenotiz von Ida von Düringsfeld[877], die prachtvolle Aussicht, welche er auf die Pyrenäen gewährt. „Amphitheatralisch steigen sie bis zur Hauptkette vor ihm empor, ein Ocean von Gipfeln, aus welchem als die höchsten der Mont-Perdu, Vignemale und les Sours de Marboré[878] hervorragen. Die Spitzen, welche unserm Pic du Midi am nächsten liegen und ihn beide übertreffen, sind Neon-vielle (Alter Schnee) und der Pic long.

„Nach Frankreich hin ist das Panorama, wenn gleich ganz andern Charakters, doch nicht minder reich als nach Spanien zu. Wenn hier die Fülle des Großen imponirt, so entzückt dort die Mannigfaltigkeit der Anmuth in dem unbegrenzten Ueberblick der Thäler, Hügel und Ebenen des weit vor unseren Blicken sich ausbreitenden schönen Frankreichs.

„Die schönste Ansicht des Pic du Midi hat man von Trames-Aygues[879], einem Sommerdorfe, welches auf dem mittlern Theil des Tourmalet gelegen ist. Um seine Hütten zu erreichen, reitet man dem Adour[880] entgegen das Thal von Campan hin auf, und steigt dann von dem reizenden Dorfe Grip, wo die Pferde bleiben, immer am linken Ufer des Adour empor, bis sich rechts das Thal öffnet, dessen Hintergrund der Pic du Midi in seiner ganzen majestätischen Schroffheit bildet. Von elf Uhr Vormittags bis zwei Uhr Nachmittags ist er in voller Klarheit zu sehen, ausgenommen an trüben Tagen, wo Nebel ihn einhüllen. Zu besteigen ist er von dieser Seite nicht, das kann man nur von Bagnères du Bigorre oder von Barèges aus. Beide berühmte Badeorte werden bekanntlich durch einen Weg über den Tourmalet

[874] Frz., Kaiser.

[875] Frz., Ruhm.

[876] 32,48 cm

[877] Die Schriftstellerin und Autorin zahlreicher Reisebeschreibungen Ida von Reinsberg-Düringsfeld (1815–1876).

[878] Wohl der Tour du Marboré und seine Bergnachbarn.

[879] Audressein mit der Kirche „Notre-Dame de Tramesaygues".

[880] Bask. Aturri.

verbunden, welcher sowohl die Wasserscheide zwischen dem Thale von Campan und dem Thale von Bastan oder Barèges bildet, wie auch den Zusammenhang des Pic du Midi mit den südlich von Barèges gelegenen Massen der Pyrenäen vermittelt.“[881]

F. Hofmann[882]

[881] So nur in „Meyer’s Universum“ zu finden.

[882] Siehe hierzu S. 99, Anm. 410.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 289-292.

Wyck[883] in Schleswig.

„Böller los! Musik! Musik! Das ganze Deutschland soll es sein! Hoch!"

Wie viel tausend Male sind diese Ausrufe nur allein im Jubeljahre 1863[884] in jedem Grade der Begeisterung gehört worden! Und nie waren es Einzelne, die das riefen, sondern meist Hunderte, ja Tausende – und alle mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung! Mußte nicht das schwärzeste Herz eingestehen, daß mit dem erwachten Nationalgefühl auch ein neues Band der Eintracht zwischen Regierungen und Völkern Deutschlands in die Welt gekommen sei, und daß es nur einer schönen Gelegenheit bedürfe, um für neue Großthaten der Einmüthigkeit, des gemeinsam gewordenen Vaterlands- und Freiheitsgefühls die herrlichsten Eichenkranze nothwendig zu machen!

Tausende von deutschen Menschen aller Stände und jedes Alters unter schwarz-roth-goldenen Fahnen wandeln zu sehen, ist schon ein herzerhebender Anblick; und wenn Thränen der Rührung nicht blos aus zarter, leichtbewegter Jungfrauen, sondern auch aus abgehärteter Männer Augen auf den Flor fielen, der die Fahne von Schleswig-Holstein in ein Trauerzeichen verwandelt[885], so läßt sich der Augenblick solcher Erhebung der Seelen einer ganzen großen Versammlung nicht denken, ohne ernste feste Beschlüsse, ohne die lauten und leisen heiligen Eide, mit dem freudigen Opfer von dem so oft verschworenen „Gut und Blut" jenen Flor der Klage und Schande vom Banner Nordalbingiens herabzureißen, sobald die Stunde dazu geschlagen und der Ruf „Zu den Waffen!" erschallt. Das Alles ist geschehen, und es geschah jeder Zeit mit dem aufrichtigsten redlichsten Willen zur That.

Der Kampf um die Selbständigkeit der Herzogthümer Schleswig-Holstein gegen Dänemark ist ein mehr als tausendjähriger. Die Geschichte erzählt, daß Kaiser Karl der Große im Jahre 811 einen Frieden mit dem dänischen Könige Hemming[886] geschlossen habe, in welchem die Eider[887] zur Grenze zwischen den Deutschen und Dänen gemacht worden. Von dieser Zeit an nannte man das Land an der südlichen Seite der Eider die Mark. Trotz dieser Grenzbestimmung blieb das Land nördlich, bis zur Schlei, immer ein bestrittenes, bis unter den sächsischen Kaisern Heinrich I.[888] und Otto I.[889] eine deutsche Markgrafschaft Schleswig errichtet wurde. Der Dänenwall[890] an der Schlei[891] ist aus jener Zeit.

Die Grafen und später Herzoge von Schleswig und Holstein wurden mächtige Herren, die es trieben wie alle deutschen Fürsten: sie kümmerten sich um die deutschen Kaiser so wenig, wie diese sich

---

883 Wyk auf Föhr.

884 Der 50. Jahrestag der „Völkerschlacht" bei Leipzig (siehe hierzu S. 215, Anm. 873).

885 Siehe hierzu S. 221, Anm. 896.

886 Hemming († 812), seit 810 dänischer König.

887 Dän. Ejderen.

888 Siehe hierzu S. 178, Anm. 710.

889 Siehe hierzu S. 180, Anm. 716.

890 Das Danewerk (dän. Dannevirke), dessen Ursprünge bis vor das Jahr 700 zurückreichen.

891 Dän. Slien.

um sie, namentlich seitdem die Habsburger die deutsche Krone festhielten und ausschließlich dazu benutzten, ihre Hausmacht zu vergrößern, und zwar ohne die geringste Gewissensbeängstigung darüber, ob dies auf Kosten des deutschen Reichs und der deutschen Ehre geschah, oder nicht.

Auch dieser schöne Zug ist in der Geschichte ein stehender geblieben bis auf den heutigen Tag.

Und ebenso wie andere deutsche Fürsten erinnerten sich die in Schleswig und Holstein „des Reichs“ nur, wenn sie in Noth waren; und daß sie dann in den meisten Fällen im Stiche gelassen wurden, ist auch eine so reichsübliche Gewohnheit, daß sich selbst der deutsche Bundestag[892] der Gegenwart noch nicht von ihr losmachen kann.

Vergleicht man die Schicksale unserer Grenzländer, so finden wir in den Kämpfen hinsichtlich ihrer Richtungen und Ziele so große Verschiedenheit, wie in den aus ihnen entsprungenen gegenwärtigen Zuständen derselben. Sehen wir auch überall den Kampf des nach Freiheit strebenden Bürgerthums gegen die nach Herrschaft strebenden Fürstengeschlechter im Innern, so gehen doch ihre großen äußeren Kämpfe nach zwei Richtungen auseinander. Die Einen kämpften um Unabhängigkeit vom Reiche selbst, d. h. von den habsburgischen Kaisern, die Anderen gegen die Unterjochung durch die auswärtigen Feinde Deutschlands und für ihr Beharren beim Reiche. Jenen ist ihr Kampf gelungen, die Schweiz und die Niederlande machten sich frei und gründeten selbständige Staaten. Sie sind Deutschland fremd geworden, und wenn auch die Schweiz, durch ihre gebirgige Eingeschlossenheit und die sprachliche Abgeschlossenheit gegen italienische und französische Nachbarn nicht dazu gelangen konnte, sich, wie die durch das Meer mit der ganzen Welt verbundenen Niederlande, sogar bis zu einer eigenen Nationalität auszubilden und auch in Sprache und Literatur sich von Deutschland loszureißen, so hat sie doch ihre Geschichte ganz von der deutschen getrennt, sie hat sich ein eigenes Schicksal geschaffen, sie ist dadurch aus dem Herzen der deutschen Nation geschieden. Es besteht kein Zug der Sehnsucht ans Wiedervereinigung zwischen beiden; die freundschaftliche Annäherung beider auf nationalen Festplätzen ist keine Herzenssache, sondern das Werk politischer Berechnung, und das ist Kopfarbeit.

Anders steht es mit Denen, welche für das Reich sich gegen fremde Unterjochung schlugen. Noch heute sind im Elsaß noch nicht die letzten Stimmen verhallt, welche am deutschen Laut festhalten, der Pulsschlag des nationalen Blutes ist trotz der langen Trennung noch in allen Edlen jenes Volksstammes ein gemeinsamer mit dem im alten Deutschland, und sollte auch der Kopf dort, wo die Verbindung mit einem großen, einigen, mächtigen Reiche der Vortheile für das materielle Streben so viele bietet, bei dem Hinblick auf Deutschlands Zerrissenheit und Ohnmacht noch keine Wünsche nach politischer Aenderung aufkommen lassen, so ist doch das Herz jenes Volkes noch nicht von Deutschland losgerissen, und darum lebt im deutschen Volke der alte Schmerz über jene Trennung noch fort und läßt die Sehnsucht nach Wiedervereinigung nicht zum Schweigen bringen. Die Hoffnung auf die Erfüllung dieses nationalen Wunsches hängt jedoch so eng zusammen mit der trostlosen und leider deshalb sehr poetischen auf das endliche Aufwachen des Kaisers Karl im Untersberg[893] und des Barbarossa[894] im Kyffhäuser, auf die Wiedergeburt eines einigen großen deutschen Reichs, daß bis jetzt eben nur der Wunsch und die Sehnsucht gepflegt werden, jeder Gedanke der That aber verschämt zurücktritt.

Gerade diese nothgezwungene Verschämtheit jedes Thatgedankens gegen das mächtige Frankreich ist es, welche der ganzen deutschen Nation plötzlich das Herz ganz ausfüllt mit den Sorgen um das Elsaß des Nordens, um Schleswig, wo Dänemark mit weit rücksichtsloserer Gewalt, als Frankreich für nöthig gefunden hatte, an der Ausrottung des deutschen Wesens arbeitet. Die Befürchtung, daß dort abermals ein Stück von Deutschlands Herzen gerissen, daß der noch brennende Schmerz um das Elsaß erneut und durch die Schmach verzehnfacht werde, selbst gegen einen so schwachen Feind wehrlos da zu stehen, das ist’s, was unsere deutsche Gegenwart zu einer so großen, durch ganz Europa zuckenden Bewegung aufgerüttelt hat.

---

[892] Der zu Frankfurt a. Main tagende ständige Gesandtenkongreß des „Deutschen Bundes“ (siehe hierzu S. 70, Anm. 300) hatte sich in dem 1846 ausgebrochenen Schleswig-Holstein-Konflikt als machtlos erwiesen.

[893] In dem der Sage nach Karl der Große auf die Wiederherstellung eines einigen deutschen Reiches warten soll.

[894] Friedrich I., genannt Barbarossa (ca. 1122–1190), von 1147 bis 1152 als Friedrich III. Herzog von Schwaben, seit 1152 römisch-deutscher König und seit 1155 Kaiser des römisch-deutschen Reiches. Er soll der Sage nach im Kyffhäuser das Wiedererstehen des deutschen Reiches erwarten.

Der allgemeine Zorn ist ein gerechter, es will für unsere Geschichte in der That viel sagen, wenn man behaupten kann, daß noch nie zur äußersten Erbitterung des deutschen Volks nichtswürdigere Veranlassung gegeben worden ist.

Seit vierhundert Jahren sieht man zwei deutsche Länder, die nicht aus Noth, sondern freiwillig ein deutsches Fürstenhaus auf einem fremden Thron auch zu ihren Herren erwählt haben[895], auf alle nur erdenkliche Weise in ihren verbrieften Rechten gekränkt, auf die ränkevollste Art ausgebeutet, ja mit geradezu gemeinen Mitteln ausgeraubt, und kein Weheschrei vermochte ihnen im deutschen Fürstenrath Hülfe zu erwecken: der Vertrag, das fürstliche Recht und die Legitimität sprachen gegen sie. Nun begab sich's, daß von Seiten dieses legitimen Königshauses durch den „offenen Brief"[896] das Recht offenbar gegen anderes fürstliches Erbrecht gebrochen wurde. Das half, weil zufällig ein großer Sturm von Frankreich her die Throne auch in Deutschland erschüttert hatte. Deutsche Heere, an der Spitze deutsche Fürsten und Prinzen, zogen aus zum Streit für – das Recht Schleswig-Holsteins? Nein! Der Erfolg zeigte das Gegentheil. Die deutschen Großmächte überlieferten das Rebellenvolk entwaffnet seinem legitimen Herrn.

Da steigt ein Hoffnungsstern für das arme verrathene Volk auf! Das legitime Fürstenrecht verspricht sein Erlöser zu werden. Wenn der fremde König stirbt, folgt ihm der eigene Herzog[897] im eigenen freien Land.

Aber auch der fremde König sieht diesen seinem Reiche drohenden Stern, – und er findet nicht nur in Europa, sondern in Deutschland selbst legitime Herren genug zusammen, welche das legitime Recht eines Fürsten streichen, weil durch dasselbe auch jenes Volk zu seinem Rechte kommen würde.

Weiter ist's Nichts. – Und was geschieht nun? Wenn Oesterreich und Preußen Recht behalten[898], ein neuer Verrath an Schleswig-Holstein und an Deutschland. Und wenn die kleinen Staaten Recht behalten? – Ein Hinausschieben der neuen Schmach bis auf bessere Zeiten. –

Wer muß also das Recht wahren, wenn es noch einen Schützer haben soll? – Die Nation allein!

Ausgesprochen hat sie das in Millionen Worten und Hunderttausenden von Reden und Schwüren. Wir greifen der Zeit nicht vor mit einer Weissagung: wir wirken zum Kampf und harren der Entscheidung.

Wyck ist ein hübscher Flecken an der Südostküste der Insel Foehr, die das seltene Glück hat, zu Schleswig zu gehören, das von Dänemark mit dem Stock des Büttels regiert wird. Außerdem ist der Insel und dem Flecken nichts Schlechtes nachzusagen. Im Marktflecken leben 7–800, auf der ganzen Insel, in 15 Dörfern, 4500 „freie Friesen", wenn's der dänische Landvoigt[899] erlaubt, denn an Geßlern ist das Land Schleswig jetzt reich. – Das Völklein ist rührig und arm; die Frauen müssen die harte

---

[895] Schleswig-Holstein wurde ursprüngl. auf Wunsch der dortigen Ritterschaft (Vertrag von Riepen) von 1460 bis 1864 als Herzogtum von den dän. Königen regiert.

[896] Am 8. Juli 1846 hatte König Christian VIII. von Dänemark (dän. Christian 8.; 1786–1848) die gemäß der „Lex Regia" nur in seinem Land bestehende Gültigkeit der weiblichen Thronfolge in einem „Offenen Brief" auf die seinem Schutz unterstellten Elbherzogtümer ausgedehnt, in denen das salische Recht galt. Damit drohte die Gefahr, daß Schleswig mit Holstein bei einem entsprechenden Thronwechsel in den dänischen Gesamtstaat eingegliedert wurde. Dagegen protestierte der deutschsprachige Bevölkerungsteil, der daraufhin die Deutsche Bundesversammlung in Frankfurt a. Main um Unterstützung anrief und im Herbst 1846 um formelle Aufnahme in den Deutschen Bund bat. Der Konflikt eskalierte in der Folge mit der Annexion der Elbherzogtümer am 28. Januar1848 durch Friedrich VII. (dän. Frederik 7.; 1808–1863) zum deutsch-dänischen Krieg 1848/49, der mit dem Frieden von Berlin am 2. Juli 1850 endete, womit Preußen auf Druck Englands und Rußlands Schleswig-Holstein an Dänemark preisgegeben hatte. Ab dem 13. Juli ging dann die schleswig-holsteinische Armee in die Offensive, indem sie begann, die Herzogtümer militärisch zu besetzen, während die preußischen und schwedischen Truppen das Feld räumten. Am 24./25. Juli kam es zwischen der schleswig-holsteinischen und der dänischen Armee zur Schlacht bei Idstedt, die mit dem Zusammenbruch der schleswig-holsteinischen Kontingente endete. die endgültige Lösung des Konflikts brachte erst die kriegerisch erzwungene Eingliederung in den Deutschen Bund 1864.

[897] Christian August (1798–1869), seit 1814 Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg.

[898] D. h., weiterhin das von Frankreich, Großbritannien, Rußland, Österreich und Preußen unterzeichnete „Londoner Protokoll" von 8. Mai 1852 für bindend zu erachten, in dem völkerrechtlich festgelegt wurde, daß Schleswig-Holstein integraler Bestandteil des Königreichs Dänemarks bleibt.

[899] Christian Ludwig Lendrop (1823–1904), Landvogt von Osterlandföhr und Gerichtsvogt des Friedens Wyck.

Landwirthschaft ganz allein besorgen, während die Männer im Sommer entweder als tüchtige Schiffsleute zur See gehen, oder an der Insel, an der sich nach Süden eine Austernbank hinzieht, Austern fang treiben; auch der Entenfang bringt ihnen Etwas ein. Im Winter sitzen sie daheim, um Strümpfe und Handschuhe zu verfertigen. Außerdem sind auch die „Foehringer Käse“ ein gesuchter Artikel, und mitunter wird auch schöner Bernstein am Ufer gefunden.

Der Flecken Wyck, der auf dem höheren und steilen Geestlandufer[900] der Insel gebaut ist, indeß der nördlichere Theil derselben als ebenes Marschland nach dem Meer hinabläuft, ist mit fast ängstlicher Genauigkeit in holländischer Manier an gelegt, mit einer guten, geschützten Rhede versehen und seit 1814 mit einer Badeanstalt, Wilhelminenbad, verbunden, die alle Einrichtungen hat, die man von einem guten Bade verlangt; unter vielen anderen Gebresten vertreiben die Douche-, Regen-, Tropf-, Schwefel- und Seebäder auch die Hypochondrie[901], und das ist wohl ihre größte Wohlthat für die Bewohner, die nicht auswandern konnten, sondern unter dänischem Hohngelächter auf den Schutz eines gewissen Deutschland warten mußten, das noch immer irgendwo südlich von Foehr vermuthet werden soll.

F. Hofmann[902]

[900] Als Geest bezeichnet man die durch Sandablagerungen während der Eiszeiten entstandene Landformation in Norddeutschland, Flandern, den Niederlanden und Dänemark. Da die Geest höher liegt als das Marschland (das nacheiszeitl. Schwemmland), nennt man sie bisweilen auch Geest- oder Sandrücken.

[901] Hier im Sinne von Trübsinn und Schwermut, den häufigen Begleiterscheinungen der Hypochondrie verwendet.

[902] Siehe hierzu S. 99, Anm. 410.


WYCK
Bibliogr. Institut in Hildburghausen

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 296-299.

Schweizer Bilder.

[…]

II.

Schloß Gottlieben.

Der Unmuth, der trauernde, hat mich erbaut,
In Kummer und Trauer auch bin ich ergraut,
Und habe nur traurige Gäste geschaut.

Des grimmigen Bischofs unheilbare Qual,
Die heiligen Märtyrer bewahrt für den Pfahl,
Den schimpflichen Papst sah mein kerkernder Saal.

So blick' ich erinnerungsvoll in den Rhein
Mit meinem gedoppelten Thurme von Stein
Und lade zu düstern Betrachtungen ein.[903]

G. Schwab[904].

Vielleicht mit einziger Ausnahme der bekannten hochromantischen Ufer des mittleren Rheines gibt es wohl kaum ein Land auf der Erde, das so reich mir Burgruinen bedacht ist, als die östliche Schweiz. Da strecken sie noch immer ihre verwitterten Thürme und Mauern in die Höhe, bald auf breitem Hügelrücken behaglich hingestreckt, bald auf unzugänglichen Felsenspitzen, deren Fuß das tobende Wildwasser bespült, Adlerhorsten gleich, und sonnt ein sprechendes Denkmal jener trüben Zeit, da Raub und freche Gewaltthat der Haupterwerbszweig und die erste noble Passion so vieler dieser „Ritter" war.

Unser Schloß Gottlieben gehört zwar nicht in diese Klasse; das geschichtliche Bild desselben wirft jedoch eben so dunkle Schatten, wie das berüchtigtste Raubnest, an dessen Namen grauenvolle Sagen sich knüpfen. Schon der Ursprung des Schlosses prägte ihm eine unheilvolle Bestimmung auf. Erbaut wurde nämlich dasselbe vom Bischof Eberhard von Konstanz[905] um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts zu dem Zwecke, um durch Verlegung seines Sitzes in dasselbe den Groll zu bekunden, welchen die widerspenstigen Bürger von Konstanz in ihm erregt hatten. Es war eben der gleiche Gegensatz zwischen einer kräftig aufstrebenden Bürgerschaft und den an das alte Dienstverhältniß gewöhnten Prälaten, für welchen auch die Städte Zürich, Basel, St. Gallen u. s. w. übereinstimmende Beispiele

[903] Zitat aus dem Gustav Schwab (s. u.) herausgegebenem Werk „Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern historisch dargestellt von vaterländischen Schriftstellern. Mit einer historischen Einleitung von J. J. Hottinger [(1783–1860)] in Zürich […]. Zweiter Band" (Chur: J. F. J. Dalp 1830), S. [297].

[904] Der schwäb. Dichter Gustav Schwab (1792–1850).

[905] Eberhard II. von Waldburg († 1274), seit 1248 Bischof von Konstanz.



SCHLOSS GOTTLIEBEN

Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

aufzuweisen haben, Konflikte hervorrufend, wie sie ein unbekannter St. Gallischer Chronist des vierzehnten Jahrhunderts in mustergültiger Weise in folgenden Worten beschrieb:

„In seiner Abtei (St. Gallen) war Abt Hermann von Rottenstein (1333 bis 1360) nicht recht glückselig, welches mehrentheils die aufrührischen Bürger zu St. Gallen verursachten. Denn als sie den Leinwandgewerb von Konstanz nach St. Gallen zogen und selbiger mit glücklichem Emporkommen sie reich und berühmt gemacht, haben sie angefangen, gegen ihren natürlichen Oberherrn und Prälaten zu rebelliren. Und damit Abt Hermann sie in gebührender Unterthänigkeit erhalten könnte, hat er ihnen viele schöne Privilegien und Freiheiten ertheilt, ob welchen sie aber nicht nur nicht gehorsamer, sondern widerspenstiger geworden.“

Seine traurigste Berühmtheit hat das Schloß Gottlieben dadurch erlangt, daß drei der bedeutendsten reformatorischen Geister des fünfzehnten Jahrhunderts: Huß[906], Hieronymus von Prag[907] und Felix Hämmerlin[908] in seinen Kerkern schmachteten. Als nach der Flucht des Papstes Johannes XXIII.[909] Huß dem Bischof von Konstanz[910] zur Verwahrung übergeben ward, ließ ihn dieser nach Gottlieben bringen, wo er während der vom Koncil über den Papst gepflogenen Verhandlungen vom 6. April bis zum 19. Juni in eisernen Fußbändern und über Nacht mit einem eisernen Armring an die Wand geschmiedet lag. Doch alle Schrecken dieser grauenvollen Einsamkeit wie der drohende Tod erschütterten den gottgeweihten Mann nicht, und er verließ seinen Kerker nur, um durch die Standhaftigkeit seines Glaubens und das freimüthige Bekenntniß desselben sich selbst das Todesurtheil zu sprechen.

Gleichzeitig mit Huß, doch in wohnlicheren Gemächern, lebte hier auch nach seiner Entsetzung der ausschweifende Papst Johann XXIII. in gelinder Haft. Während aber der Märtyrer im tiefen dunkeln Kerker schmachtete, schritt über seinem Haupte der üppige Papst in sammetnen Sandalen hin und besang sein wohlverdientes Mißgeschick in eleganten Versen.

Bald nach Huß wurde auch Hieronymus von Prag in den Kerker von Gottlieben geschleppt und schmachtete in demselben vom 28. September bis zum 26. Mai, zweihundert und vierzig lange, entsetzliche Tage, lebendig begraben in einem von feuchter, verdorbener Luft erfüllten Thurme, wo weder Sonne noch Mond ihn beschien, drei Monate lang in schweren Fesseln liegend, bis er endlich dem Lichte und dem Tode entgegenging.

Und keine 40 Jahre waren vergangen, als die düstern Mauern von Gottlieben wieder einen der edelsten Geister seiner Zeit beherbergten: den geistreichen, liebenswürdigen und hochgelehrten zürcherischen Chorherrn Felix Hämmerlin. Auch er strebte sein ganzes Leben, das damalige Geschlecht und besonders seine geistlichen Standesgenossen zur Reinheit der Sitten und zum Bewußtsein ihrer hohen Bestimmung zurückzuführen. Sein Streben war jedoch ein fruchtloses, weil er in seinem Feuereifer Niemand schonte, im Vertrauen auf die Macht der Wahrheit und des Rechtes seine Feinde gering achtete und, fast nur in den Büchern lebend, ohne Berücksichtigung der Verhältnisse der innersten Bewegung seiner Seele freien Lauf ließ. Er machte sich deshalb sowohl durch seine Strenge gegen seine Stiftsbrüder, wie durch die offene Erklärung seines Hasses gegen die fanatischen Schweizer der Urkantone im sog. alten Zürichkriege[911] diese zu erbitterten Feinden.

Nachdem der durch Greuelthaten befleckte, an Menschenopfern reiche Krieg sein Ende genommen hatte, sollten durch ein frohes Bundesfest 1454 die Herzen, welche in blutiger Schlacht einander gegenüber gestanden, vereinigt und diese Einigung mit den alten Bundesgenossen offen zur Schau getragen werden, damit die ganze Eidgenossenschaft wisse, die Zürcher seien nicht scheinbar und gezwungen, sondern von Herzen und für immer zu den alten beschworenen Bünden zurückgekehrt. Wohl moch-

---

[906] Der tschech. Reformator Jan Hus (ca. 1370–1415; hingerichtet).

[907] Hieronymus von Prag (tschech. Jeroným Pražský; ca. 1379–1416; hingerichtet), Mitbegründer der hussitischen Bewegung.

[908] Der Frühhumanist Felix Hemmerlin (latin. Felix Malleolus; 1388/89–ca. 1460).

[909] Johannes XXIII. (eigentl. Baldassare Cossa; ca. 1370–1419), von 1410 bis 1415 Gegenpapst, der für die päpstl. Zählung keine Gültigkeit besitzt.

[910] Otto III. von Hachberg (1388–1451), von 1410 bis 1434 Bischof von Konstanz.

[911] Vom 2. November 1440 bis 12. Juni 1446, eine Art Schweizer Bürgerkrieg, der aber mit einer Festigung des Bündnisgeflechts der Eidgenossenschaft endete.

te nach der geistreichen Vermuthung des solothurnischen Pfarrers Fiala[912], dessen trefflicher Biographie Hämmerlins wie der Erzählung Tschudi's[913] wir an dieser Stelle folgen, als Mittelpunkt der geselligen Freude ein großer Fastnachtzug, verbunden mit einem Glückshafen, mit allerlei Lustbarkeiten auf dem See, volkstümlichen Wettspielen und einem Festschmause bestimmt gewesen sein. Die Eidgenossen der Städte und Länder (wie die kleinen Demokratien damals genannt wurden) wurden zu dieser großartigen Festlichkeit von Zürich eingeladen und bei anderthalb tausend fröhliche Gesellen von Schwyz, Unterwalden, Luzern, Zug und Marlis entsprachen der Einladung. Der Rath von Zürich, welcher den Ausbruch heimlicher Rachegedanken, unauslöschlicher Feindschaft oder des Uebermuthes von Zürchern und Gästen befürchten mochte, hatte Sicherheitswachen ausgestellt und noch andere Vorsichtsmaßregeln angeordnet. Der Fastnachtzug wurde, wie es scheint, am ersten Fastnachtsonntag (17. Februar) abgehalten. Am Montag, als der Taumel der Lust bei Mummenschanz und Becherklang um so ungezügelter aufsprudelte, als im Kreise der keckten Gesellen aus den Städten und Ländern auch ihre zürcherischen Gesinnungsgenossen saßen, kam wohl, ob hinterlistig durch persönliche Feindschaft hervorgerufen, ob vielleicht unabsichtlich bei der gesteigerten Hitze des Gesprächs, die Rede auf die beiden am meisten gehaßten Gegner der Eidgenossen während des Krieges, den Großweibel Hans Asper[914], ehemals Rottmeister der so sehr gefürchteten Böcke, und den Kantor Hämmerlin. Da erhoben sich um die Mittagsstunde die gereizten Jünglinge in wildem Getümmel, voran die Luzerner, und stürmten nach dem Rathhause, um den Großweibel zum Fenster hinaus auf den Fischmarkt zu werfen. Als diese Gewaltthat durch die ausgestellten Sicherheitswachen vereitelt wurde, stürmte die tobende Schaar nach der stillen Gelehrtenwohnung Hämmerlins, den sie gegen alle Rechtsformen doch, wie später behauptet wurde, im Namen des Bischofs von Konstanz[915] gefangen nahmen. Thatsache ist, daß Gundelfingen[916], der Generalvikar des Bischofs, damals in Zürich sich befand und sofort die Gelegenheit benutzte, den gefährlichen Widersacher des verweltlichten Klerus unschädlich zu machen. Schon während Hämmerlin auf das Rathhaus geführt wurde, legte Gundelfingen Beschlag auf dessen Bücher und sein gestimmtes bewegliches Eigenthum und ließ am Abend desselben Tages unter dem Zusammenströmen einer großen Volksmenge den Gefangenen, welchem die Füße zusammen geschnürt und eine Hand festgebunden wurde, auf dessen eignem Pferde, das der vertraute Diener des Generalvikars Heinrich von Herwil[917] am Zügel führte, aus der Stadt transportiren, nach Gottlieben, wo Hämmerlin in einen finstern abscheulichen Kerker gelegt wurde.

Während der Haft erfuhr Hämmerlin, daß die Herzöge Albrecht[918] und Sigmund[919] von Öesterreich sich beim Bischof für ihn verwendet und dieser ihnen verheißen habe, den Gefangenen vor ein öffentliches Gericht zu stellen und indessen denselben auf Bürgschaft der beiden Herzöge frei zu geben; daß aber seine Feinde den Bischof eingeschüchtert und er seine Versprechungen widerrufen hatte. Nun suchte der Unglückliche, der durch diese Nachricht auf Selbsthülfe angewiesen wurde, andere Wege zur Rettung, und es gelang ihm, am hellen Tage, während seine Wächter schliefen, zu entrinnen und zwölf Tage lang in Konstanz sich verborgen zu halten. Da man ihn aber wieder fand, wurde seine Kerkerqual weit härter als je, indem er in einem engen Gefängnisse unter dem Dache eines hohen Thurmes mit einem aussätzigen Verbrecher, der mehrere Mordthaten begangen hatte, zusammengekettet wurde, so daß er dasselbe Lager mit ihm theilen mußte. Trotz dieser entsetzlichen Lage, trotz Erdbeben, Gewitterstürmen und andern Schrecknissen der Natur, die mit furchtbarem Krachen den alten Bau erschütterten, verlor der arme Gefangene seinen Muth und sein Gottvertrauen nicht, und als nach vier langen Monaten

---

[912] Friedrich Xaver Odo Fiala (1817–1888), seit 1885 Bischof von Basel.

[913] Vielleicht ist hiermit der Schweizer Chronist Aegidius Tschudi (1505–1572) gemeint.

[914] Nicht ermittelt.

[915] Heinrich VI. von Hewen (ca. 1398–1462), seit 1436 Bischof von Konstanz.

[916] Niklaus Gundelfingen († 1469).

[917] Hiermit dürfte der Konstanzer Bischof Heinrich von Hewen gemeint sein (siehe hierzu S. 227, Anm. 915).

[918] Albrecht VI. (1418–1463), seit 1453 Erzherzog von Österreich.

[919] Siegmund von Tirol (1427–1496), Titularerzherzog von Österreich und seit 1446 Regent von Oberösterreich.

der Generalvikar mit einem Notar erschien und endlich ein eidliches Verhör mit ihm anstellte, wußte er sich gewandt und geisteskräftig zu verantworten.

In den ersten Monaten des Jahres 1455 wurde Hämmerlin gebunden nach Luzern geführt und zuerst, dem Wortlaute des gegen ihn gefällten Urtheils entgegen, in einen harten Kerker in einem Thurme der Stadt, nahe bei dem Minoritenkloster[920] gelegt, dann aber, nach zwei Monaten, in dies Kloster versetzt, wo der damals 66jährige Greis bis an sein Lebensende, das nach wenigen Jahren erfolgte, eingesperrt blieb.

Solchen edlen, hochsinnigen Männern mußte das Schloß Gottlieben als Gefängniß dienen, in dem geistlicher Uebermuth die junge Wissenschaft und den lebendigen Geistesdrang des fünfzehnten Jahrhunderts vergeblich zu ersticken drohte. Merkwürdigerweise befindet sich dieser steinerne Zeuge so mancher pfäffischen Missethat noch immer in ziemlich wohlerhaltenem Zustande. Noch immer spiegeln sich die beiden viereckigen Thürme, die eine bedeutende Höhe haben, mit ihrem pyramidalisch geformten Dache in dem klaren Seewasser. Ein ausgedehntes, durch seine beiden Seitenflügel mit den Thürmen verbundenes Wohngebäude tritt noch mehr an das Ufer hinaus, während die äußere Ringmauer schon von den Wellen bespült wird.

[K. Morell.][921]

[920] Das Kloster der Franziskaner-Minoriten (lat. Ordo fratrum minorum conventualium; OFMConv), eines Zweiges der Franziskaner, dessen Mitglieder auch als „Minderbrüder“ bezeichnet werden.

[921] Der schweiz. Historiker und Dichter Karl Morel (1822–1866); der Name des Autors von insgesamt drei aufeinanderfolgenden Artikeln wird erst am Ende des letzten genannt.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 299-301.

Schweizer Bilder.

[…]

III.

Sankt Gallen.

In einem engen Hochthale, dessen Flanken von zwei langgestreckten Hügelreihen gedeckt sind, liegt das freundliche, gewerbsthätige Städtchen St. Gallen wie ein fleißiges Spinnlein verborgen, das seine Straßenfäden nach allen Seiten hin anheftet. Das Klima von St. Gallen ist allerdings nicht geeignet, dem Orte einen liebenswürdigen Charakter zu verleihen, denn wenn in anderen günstiger gelegenen Schweizerstädten auf der sogenannten Sonnenseite des Thales die süße Traube wächst, so gedeiht in St. Gallen aus der guten Seite höchstens die Rübe des Runkels und des Kohls oder das Kraut der Säure, während die von der Natur weniger begünstigte Südseite vortreffliche Tannzapfen hervorbringt. Nicht mit Unrecht hatte der Stifter von St. Gallen, der heilige Gallus[922], diese Stätte ausgewählt, um in stiller Beschaulichkeit Gott dienen zu können, da er allerdings sicher sein konnte, durch die Verlockungen der Welt und ihrer vergänglichen Schönheit in seinen frommen Betrachtungen hier nicht gestört zu werden. Noch heute wie zu Gallus' Zeiten streicht ein scharfer, kalter Wind vom Bodensee herauf über die mehr für das Nützliche als Schöne geeignete Thalfläche, so daß im Winter die Menschen mit Windeseile durch die Straßen fliehen, weil das kürzeste Verweilen im Freien sofortigen Erstarrungstod herbeiführt. Fragt man einen St. Galler nach der Dauer der Jahreszeiten, so erhält man die stereotype Antwort: „Wir haben neun Monate lang Winter und drei Monate kalt." Es hat deshalb seinen guten Grund, daß der genialste schweizerische Ofenfabrikant ein St. Gallischer Bürger ist.

Diese kulturhistorische Notiz mag den geneigten Lesern zugleich als Wink dienen, daß die St. Galler es gar wohl verstehen, der Ungunst der Natur durch Menschenkunst und List zu begegnen. Die mannigfaltigsten Institute zeugen für diese Vorsicht, wie für den Gemeinsinn der Bürger, und wenn wir uns ans wenige Beispiele hier beschränken, so geschieht dies nur aus dem Grunde, weil auch in Deutschland ähnliche Verhältnisse unzweifelhaft gleiche Erscheinungen hervorgebracht haben.

Das großartigste Gebäude der Stadt, der Trost und die Zuversicht der alten Bürger-Knaben, ist das Bürgerspital[923]. Obgleich dasselbe in echtem Renaissancestyl gebaut ist, vermag es freilich graue Haare nicht mehr braun zu färben, noch eingeschrumpfte Lenden auszufüllen, dagegen mag es den guten Alten, die seine Räume beherbergen, noch manches vergnügte Jahr verschaffen, mit Hülfe der gelben Rübli und Selleriewurzeln, die der Spitalgarten in unerschöpflicher Fülle hervorbringt.

---

[922] Der ir. Wandermönch Gallus (ca. 550–ca. 640).

[923] Wohl das 1820 von der Stadt für das Seelhaus erworbene Gebäude, aus dem später das Kantonsspital St. Gallen hervorgehen sollte.

St. Gallen hat seit mehreren Jahren auch eine Gasbeleuchtungsanstalt[924], die in mondhellen Nächten vortreffliche Dienste leistet; ferner ein Kunstinstitut, Theater[925] genannt, das, wenn auch in zierlichem Style gebaut und im Innern eben so reich als geschmackvoll dekorirt, doch gewöhnlich jene Klasse von Künstlern beherbergt, die nach Cuvier[926] „Meerschweinchen" genannt werden. Insofern ähnelt das Theater von St. Gallen einer Pastete, deren äußere Hülle aus prachtvollem Teige geschaffen ist, deren Inneres aber, statt des feineren Gevögels, welches die glänzende Außenseite erwarten läßt, ein trügerisches Surrogat von Katzen- und Kaninchenfleischgefüllsel enthält, immerhin aber eine gesuchte Nahrung für weniger delikate Magen ist.

Um einen Kunstgenuß ist jedoch St. Gallen in den letzten Jahren ärmer geworden. Mitten in der Stadt, auf dem größten Platze derselben, erhebt sich ein Gebäude von riesenhaften Dimensionen, an dessen Nordseite eine geräumige Halle angebaut war. Verschiedene unordentlich herumgestellte Marterwerkzeuge erfüllten schon zum Voraus die Seele des zuschauenden Bummlers mit Grausen. Denn da standen, unter und neben Anderem, hölzerne Geräthe, auf welche jene bekannten langrüsseligen, ringelschwänzigen, speckspendenden Thierlein gelegt wurden, die ohne Sauerkraut eben so wenig gedacht werden können, als bayerisches Bier ohne, „Radi" oder Goethe ohne Eckermann[927]. Glatt geschabt lagen sie da, wie in weißem Todtenhemde; des Mörders rohe Faust verschonte weder den verwegenen Eber in der vollen Kraft seines Mannesalters, noch die zarte Jungfrau mit rosenrothem Rüssel, und

In seines Lebens schönstem Lenz
Büßt manches fette Schwein
Sein Leben durch den Metzger Benz
Zum Wohl der Menschheit ein.[928]

Wenn sie, obgleich mit einigem Widerstreben, auf ihrem grauenvollen Lager ruhten und nun das todbringende Messer in der hochgehobenen Rechten des Mörders boshaft funkelte, dann erhoben die Guten – und dies geschah alle Tage mehrmals, wohl zur Ausbildung des musikalischen Gehörs der St. Galler Straßenjungen – ein entsetzliches Geschrei,

Besinnungraubend, hirnbethörend,
Erschallt der Schweine Schwanensang;
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang.

Jetzt freilich sind diese Hinrichtungen vor die Stadt hinaus verlegt worden, und an einer sanft murmelnden Quelle, am Rauschen des Silberbaches und auf der Veilchenflur hauchen die Guten ihr Leben aus. Die Halle steht jedoch immer noch am alten Platze und wird wohl mit der Zeit als Ruhmeshalle für verdiente Metzgerburschen verwendet werden.

Abgesehen von diesen Kunstschätzen ist St. Gallen im Uebrigen ein sehr freundliches, hübsches Städtchen, das in seinem ganzen Umfange von einem buntfarbigen Gürtel kleiner Blumengärten umgeben ist. Freie Plätze mit Baumgängen und weichem Rasen bieten den Kindern erwünschte Tummelplätze, während zur Erfrischung der Erwachsenen bayerisches und einheimisches Bier in den Gläsern schäumt. So fleißig die St. Galler ihren Geschäften nachgehen – werden die Erzeugnisse ihrer Industrie ja nach allen Welttheilen versendet – so wissen sie gar wohl das Angenehme mit dem Nützlichen zu

---

[924] Seit 1856.

[925] Das nach Plänen von Johann Christoph Kunkler (siehe hierzu S. 231, Anm. 931) erbaute und am 5.November 1857 eröffnete Stadttheater.

[926] Der frz. Naturforscher Georges Cuvier (eigentl. Jean Léopold Nicolas Frédéric Cuvier; 1769–1832).

[927] Johann Peter Eckermann (1792–1854), Dichter und Vertrauter Johann Wolfgang von Goethes.

[928] Diese „weltberühmten Verse" eines „unbekannten Dichters" findet sich in dem von Carl Morell (siehe hierzu S. 228, Anm. 921) herausgegebenen „Schweizerisches Festalbum. – Historische Beschreibung der Haupt-Begebenheiten und der Volksfeste in der Bundesstadt Bern. 1857. […]" (Burgdorf: C. Langlois), S. 362; ein Nachweis für die zweite Strophe konnte nicht erbracht werden.

verbinden und das Leben durch heitere, leichtbewegte Geselligkeit im Fluß zu erhalten, ohne dabei die öffentlichen Interessen zu vernachlässigen, für deren sorgfältige Pflege die schönsten Gebäude und Anstalten zeugen, unter denen wir in erster Linie das großartige, massiv aus Steinen gebaute Schulhaus[929] mit Bibliothek, naturwissenschaftlichen Sammlungen u. s. w. erwähnen, eine der schönsten Zierden der Stadt. Erwähnung verdient auch die nach den Plänen des genialen Architekten Georg Müller[930] unternommene und in congenialem Sinne von dem St. Gallischen Architekten Kunkler[931] ausgeführte und vervollständigte Restauration der St. Laurenzenkirche in rein gothischem Style. Gewiß kann man keinem St. Galler es verdenken, daß er sein schmuckes Heimathstädtchen von Herzen liebt und stolz auf dasselbe ist, als auf eine freundliche Stätte, welche männliche Kraft der Ungunst der Natur tapfer abgezwungen und gar wohnlich und behaglich eingerichtet hat.

K. Morell.[932]

[929] Die 1856 durch Zusammenlegung mehrerer schulischer Einrichtungen gegründete Kantonsschule St. Gallen im ehemaligen Klostergebäude.

[930] Johann Georg Müller (1822–1849).

[931] Johann Christoph Kunkler (1813–1898).

[932] Siehe hierzu S. 228, Anm. 921.


ST. GALLEN.
Bibliograph. Institut in Hildburghausen.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. 310-316.

Riga[933].

Nicht seitdem die Staaten des ehemaligen deutschen Schwertritterordens, Kurland, Livland, Estland, dem Machtgebiete des russischen Scepters angehören, haben sie ihren alten Rang und Titel als Herzogthümer eingebüßt, sondern es geschah erst 1844. Seitdem heißen sie „privilegirte, nicht nach dem allgemeinen Gesetz verwaltete Gouvernements". Am Titel liegt freilich wenig, allein in diesem Falle hängt ein Stück Wesen mit daran. Vorher war allerdings schon lange die Einheit und Gleichartigkeit der drei Länder verloren gewesen. Ja, man könnte sagen, eigentlich habe gerade Rußland diesen „privilegirten" Provinzen wieder Gelegenheit zur Herstellung größerer Gleichartigkeit verliehen, indem es ihnen einen gemeinschaftlichen Generalgouverneur und in Dorpat[934] eine gemeinsame Landesuniversität gab. Trotzdem hat sich nur ungefähr in der Agrar- und Bauerngesetzgebung eine relative Uebereinstimmung entwickelt; im übrigen strebten die politischen Institutionen eben so sehr, als die socialen Interessen aus einander. Dadurch ward es der Russificirung möglich, offen und heimlich, vielhundertfache Angriffe zu vollenden.

Ein neues Leben eröffnete sich für alle Staaten und Lande des russischen Scepters mit der Thronbesteigung Alexanders II.[935] Die Bestätigung der alten Rechte und Ordnungen der baltischen Gouvernements war eine seiner ersten Regierungshandlungen, und ihre Autonomie ist nicht unbedeutend. Ward nun die geöffnete freie Bahn von ihnen auch benutzt, um das unter Nikolaus[936] hart bedrängte Deutschthum wieder zu entschiedener Geltung zu bringen? Altes ist allerdings nicht wieder herzustellen, blos weil es dagewesen; allein ein Anderes ist's, wenn mit dem Recht der alten Zeit die Vernunft der neuen im Bunde steht, wie es z. B. bei dem Verlangen nach der Wiederherstellung eines wahrhaft berechtigten Mittelstandes im baltischen Lande der Fall ist. Nicht in der Blüthe der Ritterstaaten, sondern erst in ihrem Verfalle ist jener durch die Eifersucht des Adels allmälig immer weiter aus seinen socialen und politischen Rechten hinausgedrängt worden. Dies mochte sich damals erklären, unbegreiflich aber bleibt es, daß der deutsche Adel den kerndeutschen Bürger auch dann immer weiter zurückdrängte, als jeden Verständigen die Ueberzeugung erschreckend überstürzen mußte, daß nur ein festes Zusammenhalten und ein stätiges Zusammengehen der deutschen Elemente die Russificirung und deren Konsequenzen fernerhin abzuwehren vermöge.

Deutsch allerdings darf man die Ostseeprovinzen auch noch heute nennen, doch hat Kohl[937] sehr recht, wenn er dazu die Bemerkung macht: „Weil man die bezeichneten Provinzen deutsche nennt, so

[933] Lett. Rīga (russ. Риига, Ríga).

[934] Tartu (russ. Дерпт, Derpt bzw. von 1893 bis 1918 Юрьев, Jur′ev; schwed. Dorpat).

[935] Alexander II. Nikolajewitsch (russ. Александр II Николаевич, Aleksándr II. Nikoláevič; 1818–1881; ermordet), seit 1855 Kaiser von Rußland. Der Stahlstich wurde von August Weger (1823–1892) geschaffen.

[936] Nikolaus I. Pawlowitsch (russ. Николай I Павлович, Nikolaj I. Pavlovič; 1796–1855); seit 1825 Kaiser von Rußland und von 1825 bis 1830 letzter gekrönter König von Polen.

[937] Der Reiseschriftsteller Johann Georg Kohl (1808–1878).



RIGA

meine Mancher, daß in ihnen auch Alles so deutsch sei, wie bei uns, während dagegen Andere glauben, weil man in neuerer Zeit so viel von der Russificirung dieser Landschaften gesprochen hat, rede und denke Alles dort schon russisch.“[938] Nein, das ist nicht der Fall; doch ragt das Russische überall herein und hat selbst Riga nicht unberührt gelassen, obgleich dieses, trotz Mitau[939], Dorpat und Reval[940], ebenso unbedingt die deutsche Hauptstadt der baltischen Provinzen geblieben ist, als Moskau, trotz Petersburg[941], diejenige des nationalen Rußland.



Alexander II. von Rußland (siehe hierzu S. 233, Anm. 935).

Damit ist Riga’s Stellung bezeichnet, und wir könnten nun an die Betrachtung dieser recht eigentlichen Mutterstadt des baltischen Deutschthums näher herantreten. Riga verleugnet nirgends, selbst äußerlich nicht, daß es die Tochter Bremens ist. Wie jenes, so liegt es nicht unmittelbar am Meere, sondern mehrere Meilen landeinwärts an der Düna[942], welche sich freilich ebenso wenig an Mächtigkeit mit der Weser messen kann, als die Ostsee mit der Nordsee. Mögen wir nun vom Meerbusen hereinsegeln oder irgend woher vom Lande herankommen – drei feine, schlanke Thurmspitzen sind es immer, welche, aus den Wassern, aus seeflachem Haidelande, aus rundgehügelten Dünen oder hinter flachgewelltem Nadelholz auftauchend, die Nähe Riga’s verkünden. Näher herangekommen erkennen wir erstaunt die Aehnlichkeit dieser Thürme mit denen des Domes und der St. Ansgarikirche von Bremen, dort ebenfalls die weithin sichtbaren Wahrzeichen der glaubenseifrigen Mutterstadt. Wie dort, so steigen auch hier aus dem sich breitenden Häusermeere immer neue Spitzen und Thürme empor, je mehr wir uns demselben nähern; wie dort, bezeichnen sie auch hier Betstätten des evangelischen Glaubens. Erst, wenn wir endlich die Straße irgend einer Vorstadt durchfahren, macht man uns aufmerksam auf die Kuppeln griechischer Kirchen.

Auch daheim im stillen Arbeitszimmer – welches Blatt der rigaischen Geschichtsbücher wir immer aufschlagen, überall drängt sich uns das kirchliche Element entgegen. Wo uns eine Mittheilung aus der livischen Vergangenheit entgegenklingt, mit Kirchennamen und Namen von Männern der Kirche ist sie durchflochten. Das ist wohl natürlich; trotzdem gehört strenge Kirchlichkeit nicht zum vorstechenden Charakter der Rigenser. Die Kirchen Riga’s sind unbedeutend und selbst den alten Dom[943], obgleich sein Wiederaufbau einen Sieg des Protestantismus über die katholische Herrschaft bedeutet, hat man nicht besonders gepflegt. Um dem Neubau ein historisches Antlitz zu verleihen, hat man seiner Zeit die katholischen Denkmale wieder hineingestellt, und dieses Doppelgesicht trägt er noch heute. Der dreihundertjährige Protestantismus verstand nur, es verwittern und veralten zu lassen, aber er grub ihm keinen seiner charakteristischen Züge, keine seiner Erinnerungen ein.

---

938 Zitat aus Johann Georg Kohls (s. o.) Werk „Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen oder Natur- und Völkerleben in Kur-, Liv- und Esthland […]. – Erster Theil“ (Dresden u Leipzig: Arnoldische Buchhandlung 1841), S. IV, Anm. *).

939 Jelgava (russ. Елгава, Élgava).

940 Tallinn (russ. Ревель, Revel′, dän. Lyndanisse; schwed. Lindanäs bzw. Reuel).

941 Russ. Санкт-Петербург, Sankt-Peterburg, von 1914 bis 1924 Petrograd (russ. Петроград, „Peterstadt“), von 1924 bis 1991 Leningrad (russ. Ленинград, „Leninstadt“).

942 Lett. Daugava, poln. Dźwina; russ. Западная Двина, Zapadnaja Dvina, „Westliche Dvina“.

943 Lett. Rīgas Doms; der ursprüngl. Kirchenbau stammt aus 13. Jhd.

Seltsam ist es, daß auch der Stadtkern Riga's auf den ersten Anblick durchaus weder den Eindruck eines fast siebenhundertjährigen, vielbewegten Lebens macht, noch auch jenen einer bürgerlich behaglichen Großartigkeit, welche andere Hanseatinnen aus ihrer ruhmvollen Vergangenheit wenigstens äußerlich in eine minder bedeutsame Gegenwart herübertrugen. Allerdings mögen auch kaum mehr ein paar Häuser gefunden werden, deren Grundbau noch aus der vorlutherischen Zeit herstammt; der Oberbau vollends ist selbst bei diesen sicherlich viel späteren Ursprungs. Sogar aus der Reformationsepoche finden wir nur selten jenen zwar verdorbenen, aber trotzdem behaglich anmuthenden Styl, welcher sich in vielfachen Giebelspitzen und arabeskenhaft verschlungener Stukaturarbeit unter und über den Fenstern, zur Seite der Hauspforten u. s. w. gefiel und dessen Beispiele Riga's Mutterstadt, Bremen, besonders in der Kalk-, Pelzer- und Soyerstraße[944] noch in Menge aufzuweisen hat. Die Geschichte Riga's bewegte sich eben zu unmittelbar innerhalb der Stadt, als daß nicht gerade die ausgezeichneteren Gebäude hätten von deren Wettern getroffen werden müssen. Wenn aber Riga einmal einen augenblicklichen Frieden hatte, so stürmten auch noch die Elementarkräfte bald des Wassers, bald des Feuers gegen die Stadt.

Auf solche Weise mag es gekommen sein, daß die Häuser meistens sehr schmucklos sind, in engen Straßen zusammenstehen und nur für wenige Plätze Raum lassen. Diese engen Straßen [l]aufen ferner so wirr durcheinander, krümmen, winden, spalten und vereinen sich auf so wunderliche Weise, daß es während der ersten Tage für den Fremden kaum möglich ist, in eine Gasse eintretend vorher zu sagen, nach welcher Himmelsgegend deren Ende gerichtet sein möge. Weil aber nun das immer mächtiger anschwellende Stadtleben Riga's innerhalb der Düna und der Festungswälle eingezwängt blieb, so setzte man Stockwerk auf Stockwerk, um dort oben Platz für das häusliche Leben zu gewinnen, wahrend das Erdgeschoß dem Handel und Geschäft ausschließlich gewidmet blieb. Erst in neuester Zeit, seitdem die Wälle gefallen, kann das städtische Leben sich einigermaßen mehr ausbreiten. Aber der rechte Verkehr, so das Gedräng und Gewirr der großen Handelsstadt, hält sich denn doch noch immer vorzugsweise in jenen engen Schluchten, während die etwas weiteren Straßen, in denen die Kaufläden so elegant sind, wie nur irgend anderswo, verhältnißmäßig stiller und minder bewegt erscheinen.

Am Markte ist auch hier, wie in anderen Städten von selbständiger Entwickelung, ein Hauptsammelplatz der mit dem Stadtleben verwachsenen Gebäude. Ausfallend unansehnlich ist nur das langgestreckte düsterfarbige Rathhaus[945]. Dagegen zeigt sich dicht daneben die Börse[946] mit anmuthigeren und freundlicheren Formen. Hier herrscht vom Morgen bis zum Abend das regste Leben. Bald sind es Zusammenkünfte einzelner Handelsgenossen, bald Versteigerungen, bald Mäklervereine, welche hier stattfinden, bald weicht dies Alles vor der täglich von 12 Uhr Mittags bis 3 währenden Börsenversammlung. Auf dem neutralen Gebiete des Handels ist auch bereits jede Scheidung der Nationalitäten verschwunden. Russen so gut wie Deutsche sitzen im Vorstande der Börse, und unter den Versammelten haben germanische, romanische und slavische Idiome gleiches Recht. Doch fast möchte man glauben, nur die Kaufleute erster Gilde dürften der Börse nahen: so ungeheuer sind die Summen, welche uns aus dem Sprachengewirr entgegenklingen. Hier erst vermag man recht eigentlich einen Begriff von der Weltbedeutung zu erlangen, welche Riga's Seehandel, trotz russischer Einschränkungen zu Gunsten Petersburgs, zu bewahren wußte. Sagt man doch, Riga habe darin seine Mutterstadt Bremen überflügelt; lehrt's doch die tägliche Anschauung, wie alle übrigen Häfen der Ostseeprovinzen in seiner Nähe verkümmern, verrathen's doch die Klagen der petersburger Eifersucht, wie die natürliche baltische Hauptstadt der künstlichen russischen Kapitale ein Paroli zu bieten vermag. Englische Häuser vor Allem, auch französische und spanische Kaufleute, selbst Portugiesen und Italiener halten hier ihre ständigen Bevollmächtigten zur Vermittlung des gegenseitigen Verkehrs mit den rigischen Kaufherren. Doch auch die Nationalrussen kamen immer zahlreicher aus dem Innern des Reiches herangewandert, um Theil zu nehmen an dem gewaltigen Markt. Damit ward allerdings das Gewühl immer größer, allein die alte rigenser Klage auch immer lauter, daß der Geist und Gehalt des Ganzen verliere. Die jüngere Generation

---

[944] Hiermit dürfte die Bremer Sögestraße (nrdt. sögen, die Sauen) gemeint sein.

[945] Lett. Rīgas rātsnam; das Rathaus war in den Jahren 1750 bis 1765 nach Plänen von Johann Friedrich Oettinger (1713–1765) erbaut worden. Im 2. Weltkrieg weitgehend zerstört, erfolgte der Wiederaufbau bis 2003.

[946] Lett. Rīgas Birža; das Gebäude war im Jahre 1852 fertiggestellt worden.

der Deutschen, aufgewachsen unter dem Hereinragen russischer Einflüsse, weicht auch wirklich mehr und mehr von der vielleicht steifen, doch strengen Sitte ihrer Väter in äußerer Lebensgestaltung, wie im geschäftlichen Verkehr ab.

Der Börse gerade gegenüber ragt der vielfach verzierte Giebel eines Gebäudes empor, welches ziemlich unverändert aus jener stolzen Zeit herübergetreten ist, da Riga noch vermochte, jede Einmischung fremder Elemente selbst mit blanker Waffe abzuweisen. Das ist das Haus der schwarzen Häupter[947]. Sie waren die bürgerlichen Ritter und Kämpfer der Stadt und wurden eine so mächtige Genossenschaft, daß ihnen besondere Vorrechte eingeräumt wurden. Heut ist es nur noch eine Gesellschaft zum Vergnügen, in welche der Reichthum den Zugang öffnet; ihr Haus aber wurde zum Sammelplatze der Bälle und Feste, und nur seine Embleme erinnern an die bürgerlich-kriegerische Vergangenheit seiner Besitzer.

Neben dem Schwarzhäupter-Hause geht der Weg hin nach dem Gebäude, welches das Theater und das reichhaltigste Lesekabinet der Stadt umfaßt. „Musse“[948] nennt man es, korrumpirt von Museum. Auch hier hat die neueste Zeit vielerlei Verschönerungen geschaffen, und wie im Theater die Censur milder, so sind auch in den aufgelegten Zeitungen des Auslandes die mit Druckerschwärze übertünchten Flecken seltener geworden. Ja, die eigene Zeitungsliteratur Riga’s treibt die tüchtigsten und schönsten Blüthen. Die „Rigasche Zeitung“ kämpft mit einem Freimuth und einem publicistischen Takte für die Interessen der deutschen Civilisation und der baltischen Selbstentwickelung, welche in der That die höchste Anerkennung verdienen. Sie ist unter russischen Verhältnissen um so wichtiger, als sie bei den verstreueten Deutschen des ganzen ungeheuern Reichs überall gelesen wird. Ihr zur Seite steht unter eben so tüchtiger Leitung und mit ausführlicherer Begründung ihrer Grundsätze die „Baltische Monatsschrift“. So beherrscht denn auch Riga von dieser Seite her die fortschreitende Bewegung der Ostseeprovinzen und an der Anregung Riga’s liegt es wahrlich nicht, wenn trotzdem die baltischen Provinzen bei der Reorganisation Rußlands durch Alexander II. nicht gleichermaßen zum Vorbild dienen, wie unter Katharina II.[949] Denn Riga regt nicht blos mit Worten an, es handelt auch. Namentlich in Beziehung auf die praktische Bildung der heranwachsenden Jugend hat die Stadt in den letzten Jahren ganz Außerordentliches geleistet. Die vor Kurzem eröffnete polytechnische Schule[950] ist die würdige Krönung der Werke auf diesem Gebiete.

Ein machtvoll erblühendes Bürgerleben drängt unaufhaltsam den städtischen Verkehr weit über die Wälle und Schanzen hinaus, hinter denen es seine erwachsende Existenz gegen feindliche Stürme geborgen hatte. Rußland aber preßte Riga innerhalb der Wälle zusammen, bis Nikolaus starb; erst unter Alexander durften sie fallen. Nunmehr baut mit eifriger Hast die Stadt über die niedergelegten Bastionen hinaus. Heute kann sie es auch mit freudigem Muthe, denn heute darf sie die Kräfte ihrer Bürgerlichkeit zu deren Schutze frei entfalten, und wenn die baltischen Provinzen den Gang der allgemeinen Staatsentwickelung mit der Wiederherstellung eines wahrhaft berechtigten Mittelstandes kraftvoll anticipiren, so muß es ihnen gelingen. So lange aber alles selbständige Leben durch den harten Herrschaftsdruck zusammengebengt war, so lange bildeten die Wälle ein mittelbares Bollwerk für die deutsche Innerlichkeit der Stadt. Denn die russischen Elemente blieben auf die Slobode[951] jenseits angewiesen.

Bevor wir jedoch dort hinausgehen, treten wir noch auf einen Lieblingsplatz der Rigenser, nämlich auf die Bastion am Hafen. Unter uns, als ständen wir an einem überhängend schroffen Uferrande, rauscht die Düna und weit aufwärts gegen Süden fliegt der Blick über die blinkenden Wellen des mächtigen Stromes, welcher zwischen gewellten, bald bewaldeten, bald nackten Ufern hervorragt. Weit abwärts folgt das Auge dem sich immer mehr weitenden Flusse, bis er mit einer Beugung hinter Bäumen,

---

947 Lett. Melngalvju nams; das Gebäude aus dem Jahre 1334, war 1941 durch deutschen Artilleriebeschuß weitgehend zerstört worden und konnte erst 1999 wiedererrichtet werden.

948 Die oben genannten Gebäude existieren nicht mehr.

949 Katharina II. die Große (russ. Екатерина Великая, Ekaterína Velíkaja; 1729–1796), seit 1762 Kaiserin von Rußland, Herzogin von Holstein-Gottorf und ab 1793 Herrin von Jever.

950 Sie war am 2. Oktober 1862 als Polytechnikum zu Riga (lett. Rīgas Politehniskā augstskola) eröffnet worden; aus ihr ging die heutige Technische Universität Riga (lett. Rīgas Tehniskā universitāte) hervor.

951 Russ. слобод, slobod, „der Vorort“.

Landhäusern und Wiesenflächen, der Seeausmündung schon nahe, verschwindet. Fern und nahe schwellen die Segel der kommenden und gehenden Schiffe; noch ehe wir es selbst erblicken, verkündet sich das nahende Dampfboot mit seiner schwarzen Rauchflagge; dazwischen bewegen sich die ungeschickten „Strusen“[952], vollgepfropft mit Getreide, und die Mastenflöße auf den Wogen umher; ameisenemsig schlüpfen Barken und Kähne zwischen den größeren Schiffen von einem Ufer zum andern. Dicht unter uns stromabwärts wogt, schwirrt, lärmt und wirrt die massenhafte Geschäftigkeit des Hafenlebens durcheinander; rechtshin erschauen wir die Dünafloßbrücke, als schmalen Streifen zwischen zwei festliegenden Schiffreihen, die ihre mächtige Balustrade bilden; ebenso ist das rechte Ufer ab- und aufwärts von anlagernden Fahrzeugen besetzt. Jenseits der Düna breitet sich aber mit ihren kleinen, weiß und bunt bemalten Häusern eine Vorstadt; hinter dieser heben sich Schwarzholzstriche, von zierlichen Hütten belebt, auf ehemaligen Dünenreihen gebirgig empor; und wo zwischen diesen ein Fernblick offen bleibt, da streift das Auge über weite Flächen, seewärts von Neuem über Düne an Düne – freilich durchaus kahl und weiß, dennoch durch ihre Formen die Landschaft schmückend und gegen das ferne Meeresufer hin eben so blauduftig verschwimmend, im Abendschein eben so roth überflogen, wie ein fernes reben- und gartenreiches Hügelland. Auf dieser Bastei bewegen sich die Rigenser gern und viel umher. Da mischt sich die behagliche Ruhe des Anschauens so angenehm mit dem Gedanken an das Geschäft, an Vergangenes und Kommendes. Hängt ja doch jeder Einzelne in dieser Stadt am Ende, wenn auch mit fester oder loser geknüpften Interessen, an dem Flachlande, woher der Fluß kommt, und am Meere, dem er zufließt. Die Düna ist die Pulsader der Stadt.

Die mitauer Vorstadt jenseits der Düna ist kaum jünger als Riga selbst, doch trägt sie weder in der Straßenanlage, noch im Häuserbau dessen Charakter. Deutsche, lettische und russische Bauweise mischt sich dort in dem schmalen Häuserhaufen wunderlich zusammen. Hier war immer der Sammelplatz für die Menschen, deren Geschäft sich recht eigentlich auf und an den ankernden Schiffen bewegt. Eine große Masse von Gasthöfen, Vergnügungsorten und Kneipen häuft sich zusammen, deren ewig wechselnde Bewohnerschaft die Schiffskapitäne, Steuermänner und Matrosen der verschiedensten Nationalitäten bilden. Wer buntes Gassenleben sehen will, gehe hierher. Selbst in den belebtesten Stadtstraßen Riga’s gibt die fortwährende Arbeit und Emsigkeit jedes Einzelnen dem Bilde einen gemeinsamen Farbenton; hier aber sind der Müßiggänger und Tagediebe, der Erwerb- und Geschäftlslosen [sic!] wenigstens eben so viele, als der Beschäftigten. Besonders wälzt sich in der Nähe des Flusses fortwährend ein fast undurchdringlicher Menschenknäuel durcheinander. Von ihm aus spinnt sich auch ein ununterbrochener Menschenzug über die Brücke nach dem rechten Dünaufer und dem eigentlichen Hafen herüber, um hier wieder zu einem dichten Menschenknäuel aufgewickelt auf der andern Brückenseite einen eben so ununterbrochenen Rückzug nach der Vorstadt zu finden. Zwischen beiden Menschenzügen rollen, ächzen und knarren Unmassen der verschiedensten Fahrzeuge umher. Bald sind es lettische Wagen, bald litthauische Karren, bald polnische Pritschken[953], bald russische Telegen[954], bald fliegt auch neben ihnen die elegante Droschke dahin, bald schafft sich eine französische Equipage[955] mühselig ihre Durchfahrt, oder es klingeln schwerfällige Postwagen rücksichtslos durch die erschreckt auseinanderstäubende Menge.

Vollkommen geendet ist das deutsche Riga, so wie man landeinwärts die Breite der ehemaligen Glacis[956] überschreitet. Dort bilden die sogenannte petersburger und moskauer Vorstadt einen Halbgürtel äußerlich und innerlich vollkommen russischer Stadtkolonien. Petersburg, die aufgezwungene Normalstadt des Reiches, blieb ihr einziges Vorbild; allein es verwandelte sich oftmals in eine kleinliche und häßliche Karrikatur. Da gibt es keine Vermittlung durch die Allgemeinbildung des Mittelstandes, da grenzen die schärfsten Kontraste der tiefsten Rohheit und Armuth mit der glänzendsten Ueberkultur und dem prahlendsten Reichthum dicht an einander. Ersparen wir uns ihre Beschreibung und wenden

[952] „eine art von flachgebauten fluszschiffen, vornehmlich zur lastenförderung“ (DWG, Bd. 20, Sp. 147).

[953] „Britschke, ein halboffener, leichter Kutschwagen; Bauernwagen für die Stadtfahrt“ (Mitzka, Walther: Schlesisches Wörterbuch. Berlin: De Gruyter 1963. Bd. 1, S. 159).

[954] Russ. телега, teléga; ein einfacher, in Rußland weitverbreiteter Pferdewagen.

[955] Siehe hierzu S. 135, Anm. 570.

[956] Siehe hierzu S. 123, Anm. 516.

wir uns dagegen zu den verstreuten Wohnsitzen, die man weit jenseits dieser Vorstädte wiederfindet. Sie sind mit dem echten Rigenser, trotz so großer räumlicher Entfernung, so eng verwachsen, daß sie fast zu einem notwendigen Theile seiner Existenz wurden – wenigstens den Sommer über. Dies sind die „Höfchen", seine Sommersitze. Nicht nur die vornehmen und wohlhabenden Klassen verschaffen sich diesen Luxus einer doppelten Wohnung; bis herunter in den Handwerkerstand spart man und entbricht sich mancher Behaglichkeit durch acht lange Wintermonate, um vier kurze Sommermonate lang diesen Wunsch zu befriedigen. Selten kann man's auch den „Höfchen" von Außen ansehen, ob darin Reichthum oder sorgende Sparsamkeit wohnt. An den Häusern zeigt sich nur wenig Unterschied, nur etwa in den parkartigen Anlagen, welche dem unwirthlichen Sandboden so schwer zu entlocken sind. Selbst die russischen Namensendungen, denen man in der Stadt schon schwer ausweichen kann, begegnen uns hier außen selten; denn nur wenige Russen machen die Landessitte als Mode mit und stehen dennoch mit ihren petersburger Landhäusern voll petersburger Luxus eigenthümlich vereinsamt zwischen den deutschen Familieneinsiedeleien.

Wer aber hätte diese getheilt, ohne dankend an ihre herzliche Gastlichkeit zurückzudenken? Wer hätte hier trauliche Gespräche gepflogen, ohne die baltischen Deutschen nur immer mehr lieben zu lernen? Wahrlich, da unser heimisches Nationalleben sich in neuem Schwunge entfaltet, sollten wir auch ihrer wieder mit verdoppelter Anhänglichkeit gedenken! Denn nicht allein für sich kämpfen sie gegen die russische Nivellirung, auch uns sind sie die wichtigste Vormauer gegen den Andrang der slavischen Strömung.

So scheiden wir von Riga. Mit seinen Umgebungen ist es eine sprechende Allegorie der deutsch-russischen Ostseeprovinzen. Im altdeutschen Stadtkerne herrscht das angestammte Wesen, und aus langem Versäumniß zeitgemäßer Fortbildungen erhebt es sich zu neuen selbständigen Entwickelungen. Doch die Straßen durchklingen die Anrufe russischer Wachtposten, der ehemalige Heermeisterpalast[957] ist Residenz der russischen Regierung, das deutsche Rathhaus verschwindet im buntscheckigen Gewühl des Marktes. Gefällige Anlagen für geselliges Leben übergrünen die geebneten Wälle. Aber jenseits derselben zieht sich der Halbkreis russischer Vorstädte, deren nationale Schaaren zwar noch nicht seßhaft werden konnten im Kerne des deutschen Stadtlebens, doch geschäftig und aufdringlich zugleich überall mit ihren Elementen sich einzubohren suchen. In der unwirthlichen Oede hinter dem russischen Halbkreis wachsen vereinzelt und verstreut die ländlichen Asyle mühsam gepflegter Kultur und deutscher Familiensitte empor. Entflohen sie der bedrängten Heimath, oder umschließen sie die eingedrungenen Fremdlinge mit dem Bewußtsein, daß auch das Russenthum des Deutschthums milde Gesittungsmacht anerkenne?

Aurelio Buddeus.[958]

[957] Das Rigaer Schloß (lett. Rīgas pils), heute Sitz des lett. Staatspräsidenten.

[958] Siehe hierzu S. 187, Anm. 756.

MEYER'S UNIVERSUM. – Ein Jahrbuch für Freunde der Natur und Kunst mit Abbildungen der interessantesten Stätten der Erde und Beschreibungen von Karl Altmüller, Karl Andree, Otto Banck, H. Berlepsch, Bern. von Guseck, Friedrich Bodenstedt, Alfred Brehm, Aurelio Buddeus, L. Du Bois, Elfried von Taura, W. Girschner, Fr. Hofmann, Nikolaus Hocker, V. F. Klun, Max Kurnik, W. Lampmann, Thad. Lau, H. Marggraff, H. Maron, Alfred Meißner, C. Morell, Louise Otto, H. Pröhle, Max Ring, Jul. Rodenberg, Ed. Rüffer, A. Schloenbach, Ludwig K. Schmarda, Levin Schücking, Karl Seifart, H. Smidt, Ludwig Storch, Adolf Strodtmann, Fr. Szarvady, Ernst Willkomm, Karl Witte u. A. Herausgegeben von Hermann J. Meyer. – Pracht-Ausgabe. – Dritter Band. – Hildburghausen: Verlag des Geographischen Instituts 1864. 323 S. Gr. 8°. S. [324].

Schlußwort.

Da die meisten Besitzer dieser Ausgabe des Universums gleichzeitig Abonnenten auf die unter derselben Redaktion und in demselben Verlage erscheinenden illustrirten Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde „**Globus**" sind, sind wir dem vielseitigen Wunsche gefolgt, das Universum künftig mit dem Globus zu vereinigen.

Die nahe Verwandtschaft im Charakter der beiden Werke, welche sich seither nach Innen und Außen zu ergänzen suchten, läßt diese Anordnung um so gerechtfertigter erscheinen, als die beiderseitigen Abonnenten auch materiell dabei nur gewinnen. Die Globushefte, welche halbmonatlich zum Subscriptionspreis von ¼ Thlr. (45 Neukreuzer ö. W.[959]) erscheinen, in größerem Format und von dreifacher Bogenzahl als das Universum, erhalten zu ihrer glanzvollen Ausstattung mit vorzüglichen Holzschnitten noch den Schmuck von Stahlstichen, wie sie das Universum bisher auszeichneten. Von den mannigfachen Federn, welche sich um das Universum verdient gemacht haben, werden die geistvollsten im Globus uns wieder begegnen.

Und somit laden wir alle unsere Freunde, welche uns treu bleiben wollen und den Globus nicht schon ihr eigen nennen, ein, ihr Abonnement auf dieses Werk zu übertragen.

Einen ausführlichen Prospektus des Globus enthalten die Umschlagseiten dieses Heftes. – Der Anfang des neuen (VI.) Bandes schließt sich im Erscheinen unmittelbar an.

Der Herausgeber[960].

[959] Abk. für „österreichischer Währung", also knapp ein ½ Gulden (fl.; siehe hierzu S. 208, Anm. 852), auf den in Österreich seit 1858 100 Neukreuzer (xr.) kamen.

[960] Joseph Meyers Sohn Herrmann Julius (1826–1909).

Literaturverzeichnis

Autoren[961]

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für gebildete Stände – (Conversations-Lexikon) – In zehn Bänden. – Sechster Band […]. Leipzig: Brockhaus ^{6}1824.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände. – (Conversations-Lexikon.) – Zehnter Band. Schw bis Sz. – Achte Originalauflage. Leipzig: Brockhaus 1836.

Allgemeine Kirchen-Zeitung. Darmstadt: Will 1834. 13. Jg., Nr. 175. Sonntag 2. November 1834.

Allgemeines Organ für Handel und Gewerbe des In- und Auslands und damit verwandte Gegenstände. – Redigirt und verlegt von C.[arl] C.[hristian] Becher, […]. Köln: Becher 1835. Nr. 80. Köln, Sonntag den 6. September 1835.

Andree, Karl [Hrsg.]: Das Westland. – Magazin zur Kunde amerikanischer Verhältnisse. – Zweiter Band. Bremen: C. Schünemann; New York: Westermann 1852.

Andree, Karl: Die Frauen in Japan. […]. An Frau Baronin Sophie v. *** in D. – In: Oesterreichisches Morgenblatt für Kunst, Wissenschaft, Literatur und geselliges Leben. Prag: Henn 1858. Nr. 19-23.

Anonymus: Atlantische Studien. – Von Deutschen in Amerika. Göttingen: G. H. Wigand 1855.

Anonymus: Die Industrieausstellungen, ihre Geschichte und ihr Einfluß auf die Culturentwicklung. – In: Die Gegenwart. – Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alles Stände. – Zwölfter Band. Leipzig: Brockhaus 1856.

Anonymus: Verschiedenes. Das Eisen. – In: Beilage zur Augsburger Postzeitung nichtpolitischen Inhalts. Augsburg: Postzeitung 1841, 9. Jg., № 299. Dienstag. 26. Oktober 1841.

Anonymus: Das Salzbergwerk von Wieliczka. – In: Das Ausland. Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. München: Cotta 1833. 6. Jg., Nr. 225.

Anonymus: Reiseskizzen aus Rußland und Polen. Kiew. – In: Das Ausland. Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. München: Cotta 1839. 12. Jg., Nr. 45. 14 Februar 1839, Nr. 46. 14 Februar 1839.

Anonymus: Barcelona. – In: Das Ausland. Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1843. 16. Jg., Nr. 69. 10 März 1843.

Anonymus: Skizzen aus Sicilien. 1. Einige der Hauptursachen des unglücklichen Zustandes der Insel. – In: Das Ausland. Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. München: Cotta 1847. 19. Jg., Nr. 121-123.

Anonymus: Reiseskizzen aus Syrien und Palästina. Damascus, Baalbeck, die Cedern des Libanon – In: Das Ausland. Eine Wochenschrift für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. Stuttgart u. Augsburg: Cotta 1856. 29. Jg., Nr. 26. 27 Junius 1856.

Anonymus: Briefe aus Nordamerika.*) II. Die sächsisch-wälschen Amerikaner. (Schluß.). –Beilage zu Nr. 94 der Allg. Zeitung, Montag, 4 April 1853. Augsburg: Cotta 1853. 47. Jg.

[961] Man darf mit hoher Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, daß der Großteil der hier aufgeführten Titel den Autoren lediglich mittelbar bekannt war, und die als Zitate ausgegebenen Passagen wohl oftmals aus Folgeauflagen u. Ä. stammen dürften. Der Einfachheit halber werden hier der Erstdruck bzw. die entsprechenden zeitgenössischen Werkausgaben bzw. Nachfolgeauflagen angeführt, da zumeist nicht ersichtlich ist, welche Ausgabe tatsächlich in Frage kommt. Dieses Verzeichnis enthält zudem die Titel, aus denen von Joseph Meyer Illustrationen übernommen, jedoch nicht die, aus denen vom Herausgeber zusätzliche Illustrationen entnommen wurden.

Anonymus [Rezension]: Deutschlands Eisen- und Kohlenproduction in der Neuzeit. – Eine geographisch-statistische Uebersicht Heinrich Meidinger. – Mit einer Steinkohlen- und Eisenkarte von Deutschland. Gotha, bei Justus Perthes, 1857. – In: Beilage zur Nr. 133 der Allg. Zeitung. Mittwoch. 13. Mai 1857. Augsburg: Cotta 1857. 51. Jg., Nr. 133.

Anonymus: Portraits englischer Staatsmänner und Redner. Canning und Brougham. – In: Blätter für literarische Unterhaltung. Leipzig: Brockhaus 1838. 13. Jg., Nr. 189, Sonntag, 8. Juli 1838.

Anonymus: Geschichte der Pariser Policei*). – In: Blätter für literarische Unterhaltung. Leipzig: Brockhaus 1846. 21. Jg., Nr. 129, Sonnabend, 9. Mai 1846, Nr. 130, Sonntag, 10. Mai 1846 u. Nr. 131, Montag, 11. Mai 1846.

Anonymus: Ein Franzose über Deutschland. – In: Blätter für literarische Unterhaltung. Leipzig: Brockhaus 1862. 37. Jg., Nr. 14. – 1. April 1862.

Anonymus: Die k. Burg auf dem Hradschin. – In: Bohemia. Prag: Haase 1855. 28. Jg., Nrn. 49, 50 vom 26. u. 27. Februar sowie Nr. 52 vom 1. März 1855.

Anonymus: Zion, die Stätte der Burg Davids – In: Die Jugendzeitung, ein Bildungs- und Unterhaltungsblatt für alle Stände. Nürnberg: K. Schüler 1843. 3. Jg., Nr. 13.

Anonymus: Acht Tage am Niagara. – In: Morgenblatt für gebildete Leser. […]. Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1854. 48. Jg., Nr. 9. 26. Februar 1854.

Anonymus: Der Weltkrieg.* – In: Morgenblatt für gebildete Leser. Stuttgart: Cotta 1855. 49. Jg., Nr. 16. 15. April 1855.

Apel, Heinrich Eduard [Hrsg.]: Die Sänger unserer Tage. – Blätter aus dem deutschen Dichterwald der Gegenwart […]. Altenburg: Pierer 1842.

Arnim, Achim von u. Clemens Brentano [Hrsgg.]: Des Knaben Wunderhorn – Alte deutsche Lieder […]. Heidelberg u. Frankfurt a. Main: Mohr u. Zimmer, J. C. B. Mohr 1806.

Arndt, Ernst Moritz: Der Rhein, Teutschlands Strom, aber nicht Teutschlands Gränze. – […]. Leipzig: [Rhein] 1813.

Arndt, Ernst Moritz: Gedichte […]. Zweiter Theil. Frankfurt a. Main: Eichenberg 1818.

Arnim, Achim von u. Clemens Brentano [Hrsgg.]: Des Knaben Wunderhorn – Alte deutsche Lieder […]. Heidelberg u. Frankfurt a. Main: Mohr u. Zimmer, J. C. B. Mohr 1806.

Assing, Rosa Ludmilla: Gräfin Elisa von Ahlefeldt, die Gattin Adolphs von Lützow, die Freundin Karl Immermann's. Eine Biographie. Nebst Briefen von Immermann, Möller und Henriette Paalzow. Mit einem Bildniß Elisa's. Berlin: Duncker 1857.

Auerbach, Berthold: Schwarzwälder Dorfgeschichten. Mannheim: Bassermann 1843.

Balzac, Honoré de: Études de moeurs au XIXe siècle – Scènes de la vie privée. 4. Bde. Paris: Madame Charles-Béchet 1834.

Banck, Otto: Gedichte […]. Leipzig: Fleischer 1858.

Banck, Otto: Alpenbilder. – Schilderungen aus Natur und Leben in der Alpenwelt […]. 2. Bd. Leipzig: Schlicke 1863.

Barth, Heinrich: Reisen und Entdeckungen in Nord- und Central-Afrika in den Jahren 1849 bis 1855 […] – Erster Band. Gotha: Perthes 1857.

Bechstein, Ludwig: Die Sagen von Eisenach und der Wartburg, dem Hörseelberg und Reinhardsbrunn […]. Hildburghausen: Kesselring 1835.

Bechstein, Ludwig: Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringer Waldes. […]. Dritter Theil. Meiningen u. Hildburghausen: Kesselring 1837.

Bechstein, Ludwig: Die Donau-Reise und ihre schönsten Ansichten. 1. Bd. Hildburghausen: Bibliographisches Institut 1838.

Bechstein, Ludwig: Wanderungen durch Thüringen. […]. Leipzig: G. Wigand [1838].

Bechstein, Ludwig: Die Sagen des Rhöngebirges und des Grabfeldes […]. Würzburg: Voigt u. Mocker 1842.

Bechstein, Ludwig: Schloß Landsberg bei Meiningen. Hildburghausen: Gadow 1842.

Beecher Stowe, Harriet: Uncle Tom’s Cabin; or, Life Among the Lowly. Boston u. Cleveland: Jewitt 1851/52.

Beer, Johann Christoph u. Christoph Riegel: Das durch der hohen Alliirten zu Wasser und Land beunruhigte Koenigreich Franckreich welcher gestalt nemlich selbiges in 12 Haupt-Theile oder Provinzien und Gouvernementen eingetheilet wird […]. Frankfurt a. Main u. a.: o. Vlg. [1707].

Beitzke, Heinrich: Die Alpen. Ein historisch-geographisches Bild […]. Goldberg: Post 1843.

Berckenmeyer, Paul Ludolph: Vermehrter Curieuser Antiquarius, Das ist: Allerhand auserlesene Geographische und Historische Merckwürdigkeiten/ So in denen Europæischen Ländern zu finden; Aus Berühmter Männer Reisen zusammen getragen/ und mit einem zweyfachen Register versehen/ […]. Hamburg: Schiller [5]1720.

Berzelius, Jöns Jakob: Untersuchung derMineral-Wasser von Karlsbad, von Teplitz und Königswart […]. Leipzig: Barth 1823.

Blanqui, Adolphe Jérôme: Briefe über die Welt-Industrie-Ausstellung in London von M. Blanqui, […]. Aus dem Französischen von Dr. Brentano. Fürth: J. L. Schmid 1852.

Blech, Friedrich: Geschichte der siebenjährigen Leiden Danzigs von 1807 bis 1814 […]. – Erster Theil. Danzig: C. H. E. Müller 1815.

Blum, Robert: Volksthümliches Handbuch der Staatswissenschaften und Politik. – Ein Staatslexikon für das Volk […] – Zweier Band L-Z. Leipzig Matthes 1851.

Böckh, August: Etwas über Wilhelm von Humboldt, gesprochen in der öffentlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften am 9. Juli 1835. – In: Literarischer Zodiacus. Journal für Zeit und Leben, Wissenschaft und Kunst. Redigirt von Dr. Th. Mundt […]. September 1835. Leipzig: Gebr. Reichenbach 1835. 1. [und einziger] Jg., S. [165]-170.

Bodenstedt, Friedrich von: Die Völker des Kaukasus und ihre Freiheitskämpf gegen die Russen. – Ein Beitrag zur neuesten Geschichte des Orients […]. Frankfurt a. Main: Keßler 1848.

Bodenstedt, Friedrich von: Tausend und ein Tag im Orient. 3 Bde. Berlin: Decker [2]1853-1854.

Bohl, C.: Industrielles Streben [= Eröffnungsrede des Vorsitzenden des Kölner Gewerbvereins anläßlich der Generalversammlung am 26. Dezember 1839 zu Köln]. – In: Journal des österreichischen Lloyd. Triest: Marenigh 1840. V. Jahrgang, Sonnabend den 1. Februar 1840. Nro. 1, o. Sz.

Borberg, Karl Friedrich: Die Dichter des hellenischen Alterthums in einer organischen Auswahl aus ihren Meisterwerken […]. 2 Bde. Stuttgart: Göpel 1842.

Börne, Ludwig: Denkrede auf Jean Paul […]. Vorgetragen im Museum zu Frankfurt am 2. Dezember [1825]. –Morgenblatt für gebildete Stände. Stuttgart: Cotta 1825. 19. Jg., Nro. 294 u. 295, S. 1173f. u. 1177-1179.

Börne, Ludwig: Gesammelte Schriften […]. – Fünfter Theil. Hamburg: Hoffmann & Campe 1829.

Börne, Ludwig: Briefe aus Paris 1830-1831 […]. – Erster Band. Hamburg: Hoffmann & Campe 1832.

Börne, Ludwig: Briefe aus Paris 1830-1831 […]. – Fünfter Band. Offenbach: Brunet 1834.

Bossuet, Jacques Bénigne: Discours sur l’histoire universelle […]. Paris: Mabre-Cramoisy 1681.

Böttger, Adolf [Hrsg.]: Byron’s Sämmtliche Werke: Die Braut von Abydos. Die Belagerung von Korinth. Mazeppa. Der Gefangene von Chillon (3. Bd.) Leipzig: O. Wigand 1860.

Böttiger, Karl Wilhelm: Die Weltgeschichte in Biographieen. – Vierter Band. Berlin: Duncker u. Humblot 1841.

Braccini, Giulio Cesare: Dell’incendio fattosi nel Vesuvio a XVI di Decembre MDCXXXI e delle sue cause ed effetti con la narrazione di quanto è seguito in esso per tutto Marzo 1632 e con la storia di tutti gli altri incendi nel medesimo Monte avvenuti discorrendosi in fine delle acque, le quali in questa occasione hanno danneggiato le campagne e di molte altre cose curiose. Napoli: Roncagliolo 1632.

Braunfels, Ludwig [Hrsg.]: Der Nibelunge Nôt. Urtext mit gegenüberstehender Uebersetzung nebst Einleitung und Wörterbuch […]. Frankfurt a. Main: Literarische Anstalt 1846.

Brehm, Alfred: Reiseskizzen aus Nord-Ost-Afrika oder den unter egyptischer Herrschaft stehenden Ländern Egypten, Nubien, Sennahr, Rosseeres und Kordofahn gesammelt auf seinen in den Jahren 1847 bis 1852 unternommenen Reisen […]. Erster Theil: Reise von Egypten nach Kordofahn und zurück. Jena: Mauke 1855.

Brehm, Alfred: Reiseskizzen aus Nord-Ost-Afrika oder den unter egyptischer Herrschaft stehenden Ländern Egypten, Nubien, Sennahr, Rosseeres und Kordofahn gesammelt auf seinen in den Jahren 1847 bis 1852 unternommenen Reisen […]. Zweiter Theil: Aufenthalt und Reisen in Egypten. Jena: Mauke 1855.

Brentano, Clemens von: Godwi oder das steinerne Bild der Mutter. – Ein verwilderter Roman von Maria. Bremen: Wilmans 1801.

Buddeus, Aurelio: Petersburger Schildereien. – In: Deutsches Museum. – Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Herausgegeben von Robert Prutz […]. Leipzig: Brockhaus 1854. 4. Jg., Nr. 23. 1. Juni 1854.

Bulwer-Lytton, Edward George: Pilgrims of the Rhine. London: Saunders & Otley 1834.

Bünting, Heinrich: Newe, Volstendige, Braünschweigische vnd Lunebürgische Chronica: Darin eigentlich nach einander beschrieben, was für vnd nach Christi Geburt, in diesen Landen für herrliche Thaten verrichtet […] Erstlich Durch M. Heinricum Bunting Abgefasset, Itzo aber auffs New mit sonderbahren fleiß vbersehen, hin vnd wider corrigiret, mercklich gebessert, vermehret vnd biß auff jtziges 1620. Jahr außgeführet, Durch M. Heinrich Meybaum, Der Fürstlichen Julius-Universitet Professorem. Magdeburg: A. Kirchner 1620.

Busch, Moritz: Wanderungen zwischen Hudson und Mississippi 1851 und 1852, […]. 2. Bd. Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1854.

Byron, George Gordon Noël: Childe Harold’s Pilgrimage. – A Romaunt […]. London: Murray 1812-1818.

Byron, George Gordon Noël: Manfred, a dramatic poem. […]. London: Murray 1817.

Byron, George Gordon Noël: Byron’s sämmtliche Werke. Hrsg. von Adolf Böttger. 1. Bd. Ritter Harold’s Pilgerfahrt. Leipzig: O. Wigand 1839.

Camden, William: Britannia, or, A chorographical description of Great Britain and Ireland, together with the adjacent islands […]. Vol. I. London: M. Matthews ^{2}1722.

Canitz, Hermann von [Hrsg.]: Wilhelm Waiblinger’s gesammelte Werke, mit des Dichters Leben […]. 6. Bd. Hamburg: Heubel 1839.

Carlyle, Thomas: On Heroes and Hero Worship and The Heroic in History. London: Fraser 1841.

Cavour, Camillo Benso di: Briefe des Grafen Camillo von Cavour. Veröffentlicht von D. Berti, […]. Autorisirte Übersetzung. Berlin: Charisius 1862.

Chamisso, Adelbert von: Adelbert von Chamisso's Werke. – Vierter Band. […]. Leipzig: Weidmann 1836.

Cortés, Juan Donoso: Ensayo sobre el catolicismo el liberalismo y el socialismo, considerados en sus principios fundamentales […]. Barcelona: o. Vlg. 1851.

C. P.: Aus dem Leben eines trefflichen Fürsten. – In: Der Erzähler. Ein Unterhaltungsblatt für Jedermann. Augsburg: Beck 1862. 27. Jg., № 58. 19. Juli 1862.

Daumer, Georg Friedrich: Hafis. Eine Sammlung persischer Gedichte. Nebst poetischen Zugaben aus verschiedenen Völkern und Ländern […]. Hamburg: Hoffmann & Campe 1846.

Denon, Dominique-Vivant:Voyage dans la Basse et la Haute Égypte, pendant les campagnes du Général Bonaparte. Paris: Didot 1802.

Deutsche Vierteljahrs Schrift für 1845. Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1845. 8. Jg., Drittes Heft.

Dickens, Charles: David Copperfield or The Personal History, Adventures, Experience and Observation of David Copperfield the Younger of Blunderstone Rookery (Which He Never Meant to Publish on Any Account). London: Bradbury & Evans 1849-1850.

Drayton, Michael: Poly-Olbion […]. London: Lownes, Browne, Helme & Busbie [1612].

Duller, Eduard: Die malerischen und romantischen Donauländer. […]. Leipzig: G. Wigand [1840].

Duller, Eduard: Die Männer des Volks dargestellt von Freunden des Volks. […]. 8 Bde. Frankfurt a. Main: Meidinger 1849.

Düntzer, Heinrich: Goethe und Karl August während der ersten fünfzehn Jahre ihrer Verbindung. – Studien zu Goethes Leben […]. Leipzig: Dyk 1861.

Eckermann, Johann Peter [Hrsg.]: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. – […]. – Dritter Theil. Magdeburg: Heinrichshofen 1848.

Eichendorff, Joseph von: Ahnung und Gegenwart. […]. Nürnberg: Schrag 1815.

Elsner, Heinrich: Maximilian Robespierre, Dictator von Frankreich. – Vollständige Geschichte seines Lebens mit Sammlung seiner Reden. – Nach den besten Quellen für Leser aller Stände […]. Stuttgart: Scheible 1838.

Engelmann, Eugen Bernhard: Engelmann's neueste Geographie von Europa und den übrigen vier Welttheilen. Ein Elementarbuch für den Schulunterricht. Erlangen: Bibelanstalt ^{19}1823.

Erasmus von Rotterdam: Peregrinatio Religionis Ergo. Antverpiæ: Hillenium 1526.

Falk, Johannes Daniel: Goethe aus näherm persönlichen Umgange dargestellt. – Ein nachgelassenes Werk […]. Leipzig: Brockhaus 1832.

Fallmerayer, Jakob Philipp: Fragmente aus dem Orient. 1. Bd. Stuttgart: Cotta 1845.

Fielding, Henry: The History of Tom Jones, a Foundling. London: Millar 1749.

Foerster, Ernst]: Die Abdankung des Königs Ludwig von Bayern und die deutsche Kunst. – In: Kunstblatt [zum Morgenblatt für gebildete Leser]. Stuttgart: Cotta 1848. 33. Jg., Nr. 20. Dienstag den 25. April 1848.

Förster, Friedrich Christoph [Hrsg.]: Winckelmanns Briefe […]. Zweiter Band 1761 — 1766. Berlin: Schlesinger 1824.

Fontane, Theodor: Jenseits des Tweed. – Bilder und Briefe aus Schottland […]. Berlin: Springer 1860.

Fouqué, Friedrich de la Motte u. Wilhelm Neumann [Hrsgg.]: Die Musen. – […]. Jahrgang 1813. Berlin: Hitzig [1813].

Fraser, James Baillie: Journal of a Tour through Part of the Snowy Range of the Himālā Mountains and the Sources of the Rivers Jumna and Ganges. London: Rodwell and Martin 1820.

Freiligrath, Ferdinand: Gedichte […]. Stuttgart: Cotta 1838.

Freiligrath, Ferdinand: Gedichte […]. – Zweite, vermehrte Auflage. Stuttgart u. Tübingen: Cotta [2]1839.

Freiligrath, Ferdinand: Zwischen den Garben. Eine Nachlese älterer Gedichte […]. Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1849.

Freiligrath, Ferdinand: Neuere politische und sociale Gedichte […]. Düsseldorf: Scheller 1849.

Freiligrath, Ferdinand u. Levin Schücking [Hrsgg.]: Das malerische und romantische Westphalen. […]. Barmen u. Leipzig: Langwiesche u. Volckmar 1840.

Freiligrath, Ferdinand [Hrsg.]: The Poems of Samuel Taylor Coleridge. Edited by Derwent and Sara Coleridge. – With a Biographical Memoir of Ferdinand Freiligrath. Leipzig: Tauchnitz 1860.

Freytag, Gustav: Die Brautfahrt oder Kunz von den Rose. Breslau: Storch 1842.

Funk, Zacharias [Hrsg.]: Klänge aus der Zeit. Hervorgerufen durch die neuesten politischen Ereignisse und zunächst durch das Becker'sche Rheinlied. Gesammelt und herausgegeben […]. – Erlangen: Palm 1841.

Füßli, Johann Heinrich [Hrsg.]: Friedrich Matthisson's auserlesene Gedichte. – […]. Zürich: Orell, Geßner, Füßli u. Compagnie 1791.

Geibel, Emanuel: Eine Septembernacht. – In. Morgenblatt für gebildete Leser. Stuttgart: Cotta 1845. 39. Jg., Mittwoch, den 12. November 1845.

Gerstenberg, Wilhelm von: Ugolino. Eine Tragödie in fünf Aufzügen. Hamburg u. Bremen: J. H. Cramer 1768.

Gfrörer, August Friedrich: Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. […]. I. Ludwig XIV. Wilhelm der Oranier. Prinz Eugen. Karl XII. Peter der Große. Kaiser Leopold I. und Joseph I. 1. Bd. Schaffhausen: Hurter 1862.

Goeben, August von: Vier Jahre in Spanien. – Die Carlisten, ihre Erhebung, ihr Kampf und ihr Untergang […]. Hannover: Hahn 1841.

Goethe, Johann Wolfgang von: Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, O. O.: o. Vlg. 1773.

Goethe, Johann Wolfgang von: Die Leiden des jungen Werthers. – Erster Theil. Leipzig: Weygand 1774.

Goethe, Johann Wolfgang von: Iphigenie auf Tauris – Ein Schauspiel […]. Ächte Ausgabe. Leipzig: Göschen 1787.

Goethe, Johann Wolfgang von: Torquato Tasso. […]. Leipzig: Göschen 1790.

Goethe, Johann Wolfgang von: Die Externsteine. – In: Ueber Kunst und Altertum. […]. – Fünften Bandes erstes Heft. Stuttgart: Cotta 1824.

Goethe, Johann Wolfgang von: Römische Elegien I.; Erinnerung. – In: Goethe's Werke. – Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Erster Band. […]. Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1828.

Goethe, Johann Wolfgang von: Gesang der Geister über den Wassern; „Willst du dich am Ganzen erquicken,…" – In: Goethe's Werke. – Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Zweyter Band. […]. Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1828.

Goethe, Johann Wolfgang von: Die Ilme. – In: Goethe's Werke. – Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Vierter Band. […]. Stuttgart u- Tübingen: Cotta 1828.

Goethe, Johann Wolfgang von: Faust. – Eine Tragödie. – In: Goethe's Werke. – Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Zwölfter Band. […]. Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1828.

Goethe, Johann Wolfgang von: Epilog zu Schiller's Glocke. Wiederholt und erneut bei der Vorstellung am 10ten May 1815. – In: Goethe's Werke. – Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Dreyzehnter Band. […]. Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1828.

Goethe, Johann Wolfgang von: Dichtung und Wahrheit. – In: Goethe's Werke. – Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Fünfundzwanzigster Band. […]. Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1829.

Goethe, Johann Wolfgang von: Italiänische Reise. – In: Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Acht und zwanzigster Band. Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1829.

Goethe, Johann Wolfgang von: Dem aufgehenden Vollmonde. – In: Goethe's Werke. – Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Sieben und vierzigster Band. […]. Goethe's nachgelassene Werke. – Siebenter Band. Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1833.

Goethe, Johann Wolfgang von: Den Vereinigten Staaten. – In: Goethe's Werke. – Vollständige Ausgabe letzter Hand. – Fünfundfunfzigster Band. […] (= Goethe's nachgelassene Werke. – Funfzehnter Band). Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1834.

Goltz, Bogumil: Ein Kleinstädter in Aegypten. – […]. Berlin: Duncker 1853.

Görres, Joseph: Europa und die Revolution […]. Stuttgart: Metzler 1821.

Gottfried, Johann Ludwig: Historische Chronica, oder Beschreibung der Fürnemsten Geschichten, so sich der Anfang der Welt, biß auff das Jahr Christi 1619 zugetragen […]. Frankfurt a. Main: W. Hoffmann 1657.

Gottschalck, Friedrich: Die Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands […]. – Fünfter Band. Halle a. d. Saale: Hemmerde u. Schwetschke 1821.

Gottschall, Rudolf: Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Literarhistorisch und kritisch dargestellt […]. Zweiter Band. Breslau: Trewendt ^{2}1860).

Gregorovius, Ferdinand: Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Vom fünften Jahrhundert bis zum sechzehnten Jahrhundert […]. Erster Band. Stuttgart: Cotta 1859.

Greve, Joachim: Geographie und Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Kiel: Schwer 1844.

Grimm, Jacob u. Wilhelm: Deutschen Sagen […]. Berlin: Nicolai 1816.

Das große Conversations-Lexikon für die gebildeten Stände. – […]. – Fünfter Band. […]. Hildburghausen, Amsterdam, Paris u. Philadelphia: Bibliographisches Institut 1842.

Das große Conversations-Lexikon für gebildete Stände. – […]. – Elfter Band. […]. Hildburghausen, Amsterdam, Paris u. Philadelphia: Bibliographisches Institut 1847.

Das große Conversations-Lexikon für die gebildeten Stände. – […]. – Vierzehnter Band. […]. Hildburghausen, Amsterdam, Paris u. Philadelphia 1849.

Das große Conversations-Lexikon für die gebildeten Stände […]. Fünfter Supplement-Band. Hildburghausen: Bibliographisches Institut: Bibliographisches Institut 1854.

Grube, August Wilhelm: Geographische Charakterbilder in abgerundeten Gemälden aus der Länder- und Völkerkunde. – […]. Sechste Auflage. Erster Theil. Leipzig: Brandstetter ^{6}1855.

Gruppe, Otto Friedrich: Meister Gruppello. – In: Düsseldorfer Künstler-Album […]. Achter Jahrgang. Düsseldorf: Arnz & Comp. 1858. S. 20.

Guseck, Bernd von: Der Erste Raub an Deutschland. – Historischer Roman […]. 4 Bde. Leipzig: Costenoble 1862.

Haller, Albrecht von: Versuch Schweizerischer Gedichte. Göttingen: Vandenhoeck ^{6}1751.

Hammer-Purgstall, Joseph von: Umblick auf einer Reise von Constantinopel nach Brussa und dem Olympos, und von da zurück über Nicäa und Nicomedien […]. Pest: Hartleben 1818.

Hammer-Purgstall, Joseph von: Constantinopolis und der Bosporos, örtlich und geschichtlich beschrieben […]. Zweyter Band. Pesth: Hartleben 1822.

Heiberg, Johan Ludvig: Elverhøj – Skuespil i 5 acter […]. København: Lose [1829].

Heine, Heinrich: Reisebilder […]. – Erster Theil. Hamburg: Hoffmann & Campe 1826.

Heine, Heinrich: Reisebilder […]. – Zweiter Theil. Hamburg: Hoffmann & Campe 1827.

Heine, Heinrich: Buch der Lieder […]. Hamburg: Hoffmann & Campe 1827.

Heine, Wilhelm: Reise um die Erde nach Japan an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853, 1854 und 1855, unternommen im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten. Leipzig: Carl F. Günther 1856.

Heine, Wilhelm: Wanderbilder aus Central-Amerika. Skizzen eines deutschen Malers […]. Leipzig: Costenoble 1857.

Heldmann, Friedrich [Übers.]: Handbuch für Reisende in Italien in Beziehung auf alte und neue Denkmäler, Wissenschaften, Künste, Klima und Produktion, Sitten und Gebräuche seiner Bewohner. Sammt statistischer Übersicht […]. Eine Uebersetzung des zu Mailand erschienenen Manuel du voyageur en Italie […]. Basel: Neukirch 1820.

Heller, Robert: Hohe Freunde. – Eine Novelle aus der Jugendzeit des klassischen Weimars […] (= Ausgewählte Erzählungen […] Dritter Band). Leipzig: Theod. Thomas 1862.

Herder, Johann Gottfried: An die Nemesis. – In: Zerstreute Blätter […] – Zweite Sammlung. Gotha: Ettinger 1786.

Herder, Johann Gottfried: Die Sache des Menschengeschlechts. – In: Zerstreute Blätter […]. – Vierte Sammlung, Gotha: Ettinger 1792,

Herder, Johann Gottfried: VI. Denkmal Ulrichs von Hutten. – In: Zerstreute Blätter […]. – Fünfte Sammlung. Gotha: Ettinger 1793.

Herder, Johann Gottfried: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit […]. – Dritter Theil. Riga u. Leipzig: Hartknoch 1787.

Herder, Johann Gottfried: Adrastea. […]. Dritter Band. Leipzig: Hartknoch 1802.

Herder, Johann Gottfried: Johann Gottfried von Herder's älteste Urkunde des Menschengeschlechts. – Zweiter Band, welcher den vierten Theil enthält – 1776. Hrsg. durch Johann Georg Müller. Tübingen: Cotta 1806.

Herwegh, Georg: Gedichte eines Lebendigen […]. Zürich u. Winterthur: Literarisches Comptoir 1841.

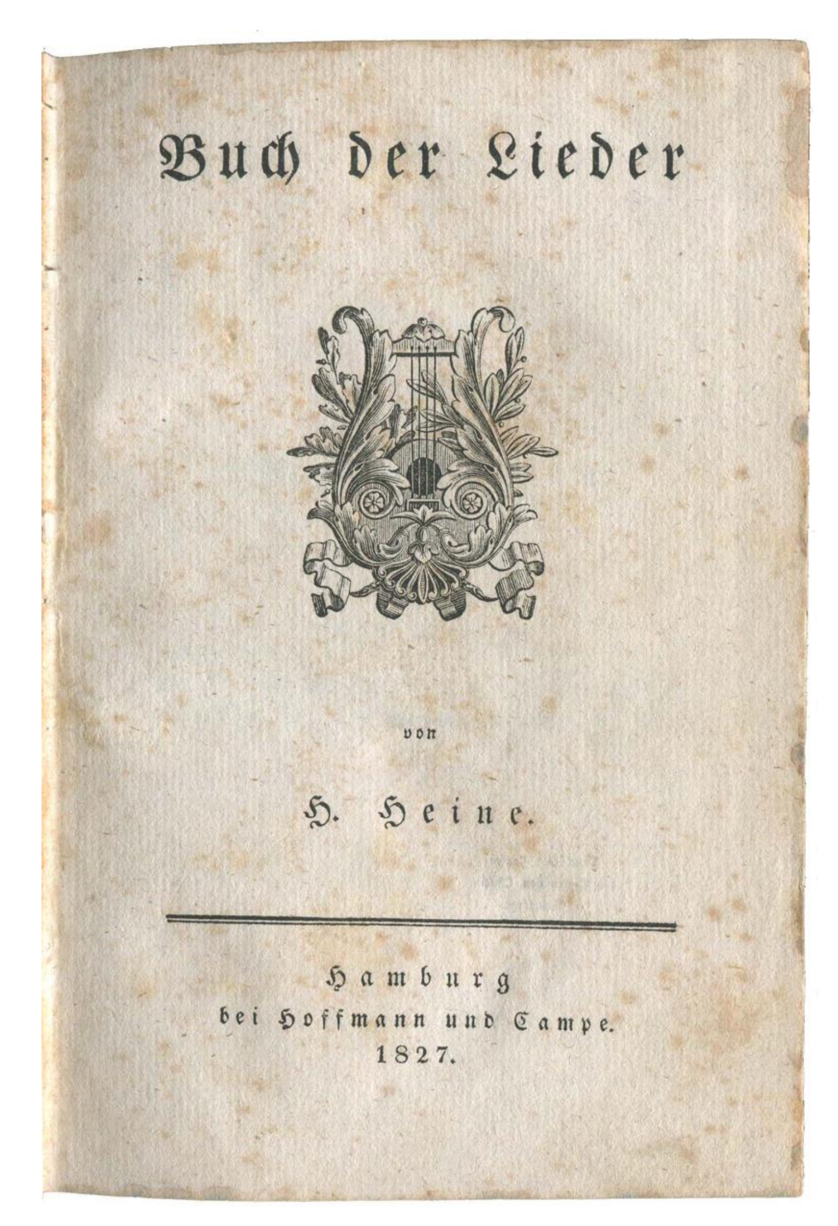
Hesekiel, George: Fünf Bücher deutscher Gedichte […]. Berlin: Janke 1862.

Hettner, Hermann: Der Ursprung der Kunst. In: Deutsches Museum. Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Herausgegeben von Robert Prutz […]. Leipzig: Hinrich 1852. 2. Jg.

Hinrichs, Hermann Friedrich Wilhelm: Hinrichs' politische Vorlesungen. – Unser Zeitalter und wie es geworden, […]. Halle a. d. Saale: Schwetschke 1843.

[Hofmann, Friedrich]: Fritz Hofmann's Koburger Quackbrünnla – Volksdichtungen in nordfränkisch-koburger Mundart. Hildburghausen: Kesselring 1857.

Hofmann, Friedrich: Das Weihnachtsfest – Declamation und Gesang für Schulkinder […] (= Kinderfeste, Heft 2). Schleusingen: Glaser [ca. 1860].



Buch der Lieder

von

H. Heine.

Hamburg
bei Hoffmann und Campe.
1827.

Heine, Heinrich: Buch der Lieder […].
Hamburg: Hoffmann & Campe 1827.

[Hofmann, Friedrich]: Ein offenes Fürstenwort. – In: Die Gartenlaube – Illustrirtes Familienblatt. Leipzig: Keil 1861. 9. Jg., Heft 33.

Hofmann, Friedrich: Ein deutscher Erfinder. – In: Die Gartenlaube – Illustrirtes Familienblatt. Leipzig: Keil 1861. 9. Jg., Heft 41.

Hofmann, Friedrich: Wilhelm Bauer's Taucherkammer. – In: Die Gartenlaube – Illustrirtes Familienblatt. Leipzig: Keil 1862. 10. Jg., Heft 21.

Hofmann, Friedrich: Naturdenksäulen deutscher Vergangenheit. – In: Die Gartenlaube – Illustrirtes Familienblatt. Leipzig: Keil 1862. 10. Jg., Heft 24.

Hofmann, Friedrich: Wilhelm Bauer's Erfindungen. – In: Die Gartenlaube – Illustrirtes Familienblatt. Leipzig: Keil 1862. 10. Jg., Heft 36 u. 39.

Hofmann, Friedrich: Wilhelm Bauer's diesjährige Herbstarbeiten am Taucherwerke. – In: Die Gartenlaube – Illustrirtes Familienblatt. Leipzig: Keil 1862. 10. Jg., Heft 48.

Hofmann, Friedrich: Joseph Ressel und Wilhelm Bauer. – In: Die Gartenlaube – Illustrirtes Familienblatt. Leipzig: Keil 1863. 11. Jg., Heft 8.

Hofmann, Friedrich: Ein deutscher Fürst für Wilhelm Bauer und seine Erfindungen. – In: Die Gartenlaube – Illustrirtes Familienblatt. Leipzig: Keil 1863. 11. Jg., Heft 10.

Hofmann, Friedrich: Vom wiedererstandenen „Ludwig“. – In: Die Gartenlaube – Illustrirtes Familienblatt. Leipzig: Keil 1863. 11. Jg., Heft 32.

Hofmann, Friedrich: Wilhelm Bauer's unterseeische Fahrten. – In: Die Gartenlaube – Illustrirtes Familienblatt. Leipzig: Keil 1863. 11. Jg., Heft 35.

Hofmann, Friedrich: Die unterseeische Schifffahrt und W. Bauer's Küstenbrander. – In: Die Gartenlaube – Illustrirtes Familienblatt. Leipzig: Keil 1864.12. Jg., Heft 35.

Humboldt, Alexander von: Ansichten der Natur mit wissenschaftlichen Erläuterungen […]. Tübingen: Cotta 1808.

Humboldt, Alexander von: Ansichten der Natur mit wissenschaftlichen Erläuterungen – […]. Erster Band. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Tübingen: J. G. Cotta [3]1849.

Hume, David: Geschichte von England von dem Einfalle des Julius Cäsar bis auf die Revolution im Jahre 1688. Aus dem Englischen übersetzt von Gebhard Timaeus, […]. 2 Bde. Lüneburg: Herold u. Wahlstab 1807.

Jacobs, Christian Wilhelm u. Karl Adolf von Hoffs: Der Thüringer Wald, besonders für Reisende geschildert […]. – Zweite oder südöstliche Hälfte. Gotha: Ettinger 1812.

Jean Paul: 10. Die Blüthen und das Laub. eine Paramythe. – In: Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1820. Tübingen: Cotta [1819].

Jean Paul: Jean Paul's sämmtliche Werke. Zweiter Band. Berlin: Reimer 1840.

Jean Paul: Jean Paul's sämmtliche Werke. Vier und zwanzigster Band. Berlin: Reimer 1842.

Jacob, Friedrich: Leben und Kunst der Alten. […]. Ersten Bandes zweyte Abtheilung. – Der Griechische Blumenlese VII. – XII. Buch. Gotha: Ettinger 1824.

Jacob, William: Ueber Production und Consumtion der edlen Metalle: eine geschichtliche Untersuchung […]. Erster Theil. Leipzig: Rein 1838.

Jahn, Otto: Goethes Briefe an Leipziger Freunde. […]. Leipzig: Breitkopf & Härtel 1849.

Jakoby, Johann: Heinrich Simon. – Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. […]. – Zweiter Theil. […]. Berlin: Springer 1865.

Kannegießer, Karl Ludwig [Hrsg.]: Die göttliche Komödie des Dante Alighieri. – Aus dem Italienischen übersetzt und erklärt […]. – Vierte, sehr veränderte Auflage. – Dritter Theil. […]. Leipzig: Brockhaus [4]1843.

Karche, Philipp Carl Gotthard [Hrsg.]: Jahrbücher der Herzogl. Sächs. Residenzstadt Coburg von 741–1822. […]. Coburg: Ahl 1825.

Karl August [von Sachsen-Weimar-Eisenach]: Briefwechsel des Großherzogs Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach mit Goethe in den Jahren von 1775 bis 1828. Weimar: Landes-Industrie-Comptoir 1863.

Keller, Gottfried: Herbst II. – In: Deutsches Taschenbuch. – Erster Jahrgang. Zürich u. Winterthur: Literarisches Comptoir 1845.

Kerner, Justinus: Wanderlied. – In: Deutscher Almanach für das Jahr 1812. – […]. Heidelberg: Braun [1811].

Kerner, Justinus: Gedichte […]. Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1826.

Kintzinger, G. J.: Deutschland und seine Verfassung. Dem deutschen Volke gewidmet […]. Karlsruhe: Macklot 1852.

Kleist, Ewald Christian von: Des Herrn Ewald Christian von Kleists sämmtliche Werke. Erster Theil. Berlin: Voß ^{4}1778.

Klöber, Karl Ludwig: Von Schlesien Vor Und Seit Dem Jar MDCCXXXX. Freiburg: o. Vlg. 1785.

Klopstock, Friedrich Gottlieb: Der Messias. – Dritter Band. Halle: Hemmerde 1769.

Klopstock, Friedrich Gottlieb: Der Messias. – Vierter Band. Halle: Hemmerde 1773.

Klopstock, Friedrich Gottlieb: Klopstocks sämmtliche Werke. – Erster Band. Oden Erster Band. Leipzig: Göschen 1823.

Knebel, Carl Ludwig von: K. L. von Knebel’s literarischer Nachlaß und Briefwechsel. – Hrsg. von K. A. Varnhagen von Ense u. Th. Mundt. – […]. Erster Band. Leipzig: Reichenbach 1835.

Kohl, Johann Georg: Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen oder Natur- und Völkerleben in Kur-, Liv- und Esthland […]. – Erster Theil. Dresden u Leipzig: Arnold 1841.

Kohl, Johann Georg: Reisen im Inneren von Rußland und Polen […]. Erster Theil. Moskau. […]. Dresden u. Leipzig: Arnold 1841.

Kohl, Johann Georg: Reisen in England und Wales […]. – Erster Theil. Birmingham, Liverpool und Wales. Leipzig: Arnold 1844.

Kohl, Johann Georg: Der Rhein. – […] Zweiter Band. Leipzig: Brockhaus 1851.

Kreittmayr, Wiguläus Xaverius Aloysius von: Anmerkungen über den Codicem Maximilianeum Bavaricum Civilum, Worinnen derselbe sowohl mit dem Gemein=als ehemalig=Chur=Bayerischen Land=Recht genau collationirt, Sohin der Unterschied zwischen dem alt=und neueren Recht samt den Urquellen, woraus das letztere geschöpft worden ist, überall angezeigt, und dieses dadurch in ein helleres Licht gesetzt wird […] Fünft= und letzter Theil samt den Supplementis ad Cod. civil. Judic. crim. dann dem General-Indice über das ganze Werk. München: Vötter 1768.

Krug von Nidda, Friedrich: Das Schloß zu Querfurth in Thüringen. – In: Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. – Herausgegeben von W. G. Becker. Zwei und Zwanzigster Jahrgang 1812. Leipzig: Gleditsch [1811].

Kugler, Franz: Geschichte der Baukunst […]. Dritter Band. Stuttgart: Ebner & Seubert 1859.

Kurz, Hermann: Schiller’s Heimathjahre. – Vaterländischer Roman […]. Erster Theil. Stuttgart: Franckh 1843.

Lamartine, Alphonse de: Trois mois au pouvoir […]. Paris: Lévy frères 1848.

Lamartine, Alphonse de: Œuvres complètes de Lamartine publiées et inédites – Souvenirs, impressions, pensées et paysages pendant un voyage en orient 1832–1833 ou notes d’un voyageur I – Tome sixième. Paris: Eigenverlag 1861.

Langbein, August Friedrich: Gedichte […]. – Zweiter Theil. Neue, verbesserte Auflage. Leipzig: Dyk ^{2}1820.

Lange, Ludwig: Original-Ansichten der vornehmsten Städte in Deutschland ihrer wichtigsten Dome, Kirchen und Sonstiger Baudenkmäler alter und neuer Zeit. Nach der Natur aufgenommen von Ludwig Lange, Architect und Zeichner, in Stahl gestochen von Ernst Rauch, Kupferstecher, im Verein mit Karl Rauch und andern deutschen Künstlern, mit einem artistisch-topographischen Text begleitet […]. Darmstadt: G. G. Lange 1832.

Lefrançais de Lalande, Joseph Jérôme: Voyage d’un François en Italie, fait dans les années 1765 & 1766 contenant l’historie & les anecdotes les plus singulieres de l’Italie, & sa description, les moeurs, les usages, le gouvernement, le commerce, la littérature, les arts, l’histoire naturelle & les antiquités, avec des jugemens sur les ouvrages de peinture, sculpture & architecture, & les plans de toutes les grandes villes d’Italie. Venedig: Desaint 1769.

Leibnitz; Gottfried Wilhelm: Geist des Herrn von Leibnitz. – oder auserlesene Gedanken über die Religion, Moral, Sprachen und Geschichte aus all seinen Werken zusammengetragen […]. Vierter Theil. Wittenberg u. Zerbst: S. G. Zimmermann 1777.

Lepel, Bernhard von: Lieder aus Rom. […]. Berlin: Duncker 1846.

Loeben, Otto Heinrich Graf von: Loreley. Eine Sage vom Rhein. – In: Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1821. – Neue Folge, dritter Jahrgang. Leipzig: Brockhaus [1820], S. 325ff.

Löher, Franz von: Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika. […]. Cincinnati: Eggers u. Wulkop 1847.

Libavius, Andreas: Tractatus Medicus Physicus unnd Historia, Deß fürtrefflichen Casimirianischen SawerBrunnen, unter Libenstein, nicht fern von Schmalkalden gelegen Welchen der Durchläuchtige Hochgeborne Fürst unnd Herr, Herr Johann Casimir, Hertzog zu Sachssen, Gülich, Cleve und Berg [...] Durch verordente seiner Gnaden Medicos, Physicos, besichtigen probiren, und durch Baw- und Brunnenmeister zu bequemen brauch anzurichten, anfangen lassen. Coburgk: Fürst 1610.

Lichtenberg, Ludwig Christian u. Friedrich Kries [Hrsgg.]: Georg Christoph Lichtenberg’s vermischte Schriften nach dessen Tode aus den hinterlassenen Papieren gesammelt und herausgegeben […]. Zweyter Band. Göttingen: Dietrich 1801.

Liebig, Justus: Ueber das Studium der Naturwissenschaften. – Eröffnungsrede zu seinen Vorlesungen über Experimental-Chemie im Wintersemester 1852/53 […]. München: Literarisch-artistische Anstalt 1852.

Liebig, Justus: Einleitung in die Naturgesetze des Feldbaus […]. Braunschweig: Vieweg 1862.

Llorente, Juan Antonio: Histoire critique de l’inquisition espagnole, […]. 2 Bde. Paris: Treuttel et Würtz 1817.

Longfellow, Henry Wadsworth: Das Lied von Hiawatha […] deutsch von Adolf Böttger. Leipzig: Herbig 1856.

Longfellow, Henry Wadsworth: Der Sang von Hiawatha […]. Übersetzt von Ferdinand Freiligrath. Stuttgart: Cotta 1857.

Ludwig [I. von Bayern]: Gedichte […]. Stuttgart: Cotta 1829.

Lyell, Charles: Lehrbuch der Geologie. […]. – Nach der zweiten Auflage des Originals aus dem Englischen übersetzt von Dr. Carl Hartmann […]. Erster Band. Quedlinburg u. Leipzig: Basse 1833.

Mager, Karl Wilhelm: Die Encyklopädie oder das System des Wissens […]. Zweiter Theil. Zürich: Meyer u. Zeller 1847.

Mailáth, Kálmán József: Ungarn und die Centralisation […]. Leipzig: O. Wigand 1850.

Meidinger, Heinrich: Deutschlands Eisen- und Steinkohlenproduction in der Neuzeit. – Eine geographisch-statistische Uebersicht […]. – Mit einer Steinkohlen- und Eisenkarte von Deutschland. Gotha: Perthes 1857.

Menzel, Wolfgang: Wolfgang Menzels Geschichte der Deutschen bis auf die neuesten Tage. – Vierte, umgearbeitete Auflage. StuttgartCotta ^{4}1843.

Menzel, Wolfgang: Geschichte der Deutschen bis auf die neuesten Tage […]. – Fünfte umgearbeitete Ausgabe in fünf Bänden. Vierter Band. Stuttgart u. Tübingen: Cotta ^{5}1855.

Meyer, Joseph: Deutsche Parlaments-Chronik. Ein politisches Schulbuch für’s deutsche Volk. […]. 2 Bde. Hildburghausen: Bibliographisches Institut 1848.

Montazio, Enrico: Giuseppe Mazzini (= I Contemporanei Italiani No 42). Turin: Unione Tipografica 1862.

Moore, Thomas: The Loves of the Angels, A Poem […]. London: Longman, Hurst, Reese, Orme & Brown 1823.

Morell, Carl [Hrsg.]: Schweizerisches Festalbum. – Historische Beschreibung der Haupt-Begebenheiten und der Volksfeste in der Bundesstadt Bern. 1857. […]. Burgdorf: Langlois 1857.

Mosengeil, Friedrich [Hrstg]: Ernst Wagners sämmtliche Schriften. – Ausgabe letzter Hand […]. – Eilfter Band […]. Leipzig: Fleischer 1828.

Mügge, Theodor: Streifzüge in Schleswig-Holstein und im Norden der Elbe […]. – Erster Theil. Frankfurt a. Main: Literarische Anstalt 1846.

Mühler, Heinrich von: Gedichte […]. Berlin: Voß'sche Buchhandlung 1842.

Müller, Johannes von: Sämmtliche Werke. Herausgegeben von Johann Georg Müller. 27 Bde. Stuttgart: Cotta 1810-1819.

Müller, Karl: Briefe über Natur und Kunst. […]. 3. Wissenschaft und Dichtkunst. – In Die Natur. Zeitung zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntniß und Naturanschauung für Leser aller Stände. Halle a. d. Saale: Schwetschke 1854. 3. Jg., № 12. (Dritter Jahrgang.) 24. März 1854.

Müller [von der Werra], Friedrich Konrad: Thüringen. Ein Handbuch für Reisende. Nach eigener Anschauung und den besten Hülfsquellen. Leipzig: Mendelssohn 1861.

Muratori, Lodovico Antonio: Antiquitates Italicæ Medii Ævi, Sive Dissertationes De Moribus, Ritibus, Religione, Regimine, Magistratibus, Legibus, Studiis Literarum, Artibus, Lingua, Militia, Nummis, Principibus, Libertate, Servitute, Fœderibus, aliisque faciem&mores Italici Populi referentibus post declinationem Rom. Imp. ad Annum usque MD. Mailand: Societas Palatinæ 1738-1742.

Musäus, Johann Karl August: Volksmährchen der Deutschen Fünfter Band. Gotha: Ettinger 1786.

Mylius, Christian Friedrich: Malerische Fußreise durch das südliche Frankreich und einen Theil von Ober-Italien […]. – Zweyter Band. Erste Abtheilung. Karlsruhe: Selbstverlag 1818.

Neigebaur, Johann Daniel Ferdinand: Handbuch für Reisende in Italien […]. – Zweite, sehr verbesserte Auflage. Leipzig: Brockhaus ^{2}1833.

Neues Konversations-Lexikon, ein Wörterbuch des allgemeinen Wissens. – […]. – Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage, […]. – Dritter Band […]. Hildburghausen: Bibliographisches Institut ^{2}1862.

Niendorf, Emma: Reisescenen in Bayern, Tyrol und Schwaben […]. Stuttgart: Ebner & Seubert 1840.

Oetker, Friedrich: Helgoland. Schilderungen und Erörterungen […]. Berlin: Duncker 1855.

Opitz, Martin: Des berühmten Schlesiers Martini Opitii von Boberfeld / Bolesl. Opera Geist- und Weltlicher Gedichte / […]. Die neueste Edition. Breslau: Fellgibel 1690.

Panckoucke, Charles Louis Fleury: Description de l'Égypte, ou recueil des observations et des recherches qui ont été faites en Égypte pendant l'expedition de l'Armée Française, publié par les ordres de Sa Majesté l'empereur Napoléon le Grand. Paris: Imprimerie Impériale/C. L. F. Panckoucke 1809–1826.

Pecht, Friedrich: Sechs Monate in Rom. Leipzig: J. J. Weber 1859.

Pierer's Universal-Lexikon der Vergangenheit und Gegenwart oder Neuestes encyklopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe – Vierte, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Fünfzehnter Band. […]. Altenburg: Pierer ^{4}1862.

Pläncker, Julius von: Der Inselsberg und seine Aussicht, dargestellt durch ein 90 Zoll langes Panorama, und erläutert durch ein Winkelblatt und eine kurze Beschreibung. Gotha: Perthes 1839.

Platner, Ernst, Carl Josias Bunsen, Eduard Gerhard u. Wilhelm Röstell [Hrsgg.]: Beschreibung der Stadt Rom. Mit Beiträgen von B. G. Niebuhr und einer geognostischen Abhandlung von F. Hoffmann. Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1830-1842.

Prutz Robert: Gedichte […]. Leipzig: O. Wigand 1841.

Pückler-Muskau, Hermann von: Briefe eines Verstorbenen. – Ein fragmentarisches Tagebuch aus Deutschland, Holland und England, geschrieben in den Jahren 1826, 1827 und 1828. – Erster Theil. Stuttgart: Hallberger 1831.

Raumer, Friedrich von: Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit […]. Vierter Band. Leipzig: Brockhaus 1841.

Raumer, Friedrich von: Rede zur Gedächtnißfeier König Friedrichs II, gehalten am 26. Januar 1843 in der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften. Leipzig: Brockhaus 1843.

Rauschnick, Gottfried P.: Leben des Sandwirths Andreas Hofer, Oberanführers der Tyroler in ihren glorreichen Kämpfen von 1809. Leipzig u. Barmen: Langewiesche 1839.

Reimann, Ernst Julius: Der Zahn der Zeit. – In: Deutsches Museum. – Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Herausgegeben von Robert Prutz […]. Leipzig: Brockhaus 1853. 3. Jg., Nr. 3. vom 13. Januar 1853.

Reinkens, Joseph: Die Universität zu Breslau vor der Vereinigung der Frankfurter Viadrina mit der Leopoldina. Festschrift der katholisch-theologischen Facultät. […]. Breslau: Königl. Universitäts- u. Stadt-Buchdruckerei W. Friedrich 1861.

Reithard, Johann Jakob u. Johann Jakob Ulrich [Hrsgg.]: Die Schweiz in Bildern mit erläuterndem Text […]. Stuttgart: Fuessli & Cie 1850.

Renan, Ernest: Vie de Jésus. Paris: M. Lévy frères 1863.

Riehl, Wilhelm Heinrich: Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Social-Politik […]. Erster Band. Land und Leute. Stuttgart: u. Tübingen: Cotta 1854.

Ritter, Christian Wilhelm: Beschreibung merkwürdiger Berge, Felsen und Vulkane – Ein Beytrag zur physikalischen Geschichte der Erde. […]. Erster Theil. Posen u. Leipzig: Kühn 1806.

Robert, Cyprian: Le monde slave son passé son état présent et son avenir […]. Paris: Ledoyen et Giret 1852.

Robert, Cyprian: Die vier slawischen Literaturen. – In: Magazin für die Literatur des Auslandes. Berlin 1853. 22. Jg., № 49. Sonnabend, den 23. April 1853 u. № 50. Dienstag, den 26. April 1853.

Rochau, August Ludwig: Italienisches Wanderbuch. – 1850–1851. – […]. Erster Band. Leipzig: Avenarius & Mendelssohn 1852.

Rodenberg, Julius: Ein Herbst in Wales. Land und Leute, Märchen und Lieder […]. Hannover: Rümpler 1858.

Roepell, Richard: Zur Geschichte der Stiftung der Königlichen Universität zu Breslau. […]. Breslau: Königl. Universitäts- u. Stadt-Buchdruckerei W. Friedrich 1861.

Rohr, Julius Bernhard von: Geographische und Historische Merckwürdigkeiten des Vor- oder Unter-Hartzes : Welche von denen Fürstenthümern Blanckenburg und Hartzgerode, dem Stifft Quedlinburg, den Grafschafften Manßfeld, Stollberg und deren Städten, Flecken, Schlössern, ehemahligen Clöstern, alten Ruderibus, Bergwercken, notablen Bergen, Flüssen, Seen auch andern Naturalibus, sowohl in Ansehung derer ehemahligen als itzigen Zeiten mancherley besonders in sich fassen; Meistentheils durch genaue Bemerckung dessen, was man selbst in Augenschein genommen, ausgearbeitet. Frankfurt a. Main: Blochberger 1736.

Romieu, Auguste u. Alphonse Royer: Heinrich der Fünfte, oder Falstaff und seine Spießgesellen. – Melodram in drei Akten. Köln: Dietz 1832.

Rosenkranz, Karl: Die Topographie des heutigen Paris und Berlin. Zwei Vorträge. […]. Königsberg: Bornträger 1850.

Rossi, Carl Maria: Skizzen aus dem vielbewegten Reiseleben […]. Achtes Heft. Wien: Ueberreuter 1858.

Rotteck, Karl von: Allgemeine Geschichte, vom Anfang der historischen Kenntniß bis auf unsere Zeiten; für denkende Geschichtsfreunde bearbeitet […]. Zweiter Band. Freiburg u. Konstanz: Herder 1813.

Rousseau, Jean-Jacques: Julie ou la Nouvelle Héloïse. Amsterdam: Rey 1761.

Rückert, Friedrich: Chidher. – In: Morgenblatt für gebildete Stände. Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1824. 18. Jg., Nro. 35, Dienstag, 10. Februar 1824.

Sallet, Friedrich von: Laien-Evangelium. – Jamben […]. Leipzig: Volckmar 1842.

Santos, Francisco: Descripcion breue del monasterio de S. Lorenzo el Real del Escorial, […]. Madrid: Emprenta Real 1657.

Schade, Oskar: Ecken Ausfahrt. Hannover: o. Vlg. 1854.

Schäffle, Albert: Abbruch und Neubau der Zunft. – In: Deutsche Vierteljahrs Zeitschrift. […]. 1856. Stuttgart u. Augsburg: Cotta [1856]. 19. Jg., 1. Heft.

Schaubach, Adolf: Die deutsche Alpen. Ein Handbuch für Reisende durch Tyrol, Oesterreich, Steyermark, Illyrien, Oberbayern und die anstoßenden Gebiete. […]. Fünfter Theil. Die südöstliche Abdachung vom Großglockner bis Triest. […]. Jena: Frommann 1847.

Schenkendorf, Maximilian von: Max von Schenkendorf's sämmtliche Gedichte. Erste vollständige Ausgabe. Berlin: Eichler 1837.

Scherer, Hermann: Allgemeine Geschichte des Welthandels […]. Erster Theil […]. Leipzig: H. Schultze 1852.

[Scherzer, Karl von]: Skizzen aus Centralamerika XI*). Ein Reise-Abenteuer zur Charakteristik der Zustände in Nicaragua. – In: Beilage zur Nr. 183 der Allg. Zeitung. Montag 30. Junius 1856. Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1856. 50. Jg.

Scherzer, Karl von: Wanderungen durch die mittel-amerikanischen Freistaaten Nicaragua, Honduras und San Salvador. Mit Hinblick auf die deutsche Emigration und deutschen Handel, […]. Braunschweig: Westermann 1857.

Schiller, Friedrich von: Die Verschwörung des Fiesko zu Genua. Ein republikanisches Trauerspiel. Mannheim: Schwan 1783.

Schiller, Friedrich von: V. Resignation. Eine Phantasie.; Ode an die Freude. – In: Thalia. […]. – Erster Band. Zweytes Heft. Leipzig: Göschen 1786.

Schiller, Friedrich von: Dom Karlos Infant von Spanien. Leipzig: Göschen 1787.

Schiller, Friedrich von: Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung. – […]. Leipzig: Crusius 1788.

Schiller, Friedrich von: Herrn M**. Vierter Brief. – In: Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. Fünf und funfzigsten Bandes Erstes Stück. Leipzig: Dyck 1795.

Schiller, Friedrich von [Hrsg.]: Die Horen Jahrgang 1795 Neuntes Stück. Tübingen: Cotta 1795.

Schiller, Friedrich von [Hrsg.]: Musen-Almanach für das Jahr 1797. […]. Tübingen: Cotta [1796].

Schiller, Friedrich von [Hrsg.]: Musen-Almanach für das Jahr 1798 […]. Tübingen: Cotta [1797].



Musen-Almanach für das Jahr 1800. herausgegeben von Schiller. – Tübingen: J. G. Cottasche Buchhandlung [*1799*].[962]

Schiller, Friedrich von [Hrsg.]: Musen-Almanach für das Jahr 1800 […]. Tübingen: Cotta [1799].

Schiller, Friedrich von: Wallenstein ein dramatisches Gedicht […]. – Erster Theil. Wallensteins Lager. Tübingen: Cotta 1800.

Schiller, Friedrich von: Wallenstein ein dramtisches Gedicht […]. Die Piccolomini in fünf Aufzügen. Tübingen: Cotta 1800.

Schiller, Friedrich von: Die Braut von Messina oder die feindlichen Brüder ein Trauerspiel mit Chören […]. Tübingen: Cotta 1803.

Schiller, Friedrich von: Gedichte. […]. Zweiter Band. Leipzig: Crusius 1803.

Schiller, Friedrich von: Wilhelm Tell […]. Tübingen: Cotta 1804.

Schlönbach, Arnold: Ulrich von Hutten. – Ein vaterländisches Gedicht in zwanzig Liedern. […]. Berlin: Nicolai 1862.

[962] Die Umschlagillustration geht auf einen Entwurf Johann Wolfgang von Goethes zurück.

Schlosser, Friedrich Christoph: C. F. Schlosser's Weltgeschichte für das deutsche Volk. – Unter Mitwirkung des Verfassers bearbeitet von Dr. G. L. Kriegk. Fünfter Band. Frankfurt a. Main: Varrentrapp 1846.

Schmalz, Theodor von: Berichtigung einer Stelle in der Bredow-Venturinischen Chronik für das Jahr 1808. – Ueber politische Vereine und ein Wort über Scharnhorsts und meine Verhältnisse zu ihnen […]. Berlin: Maurer 1815.

Schmeltzl, Wolfgang: Lobspruch der Hochlöblichen weit berümbten Khünigklichen Stat Wienn in Österreich. Wien: o. Vlg. 1547.

Schöll, Adolf [Hrsg.]: Göthe's Briefe an Frau von Stein aus den Jahren 1776-1826. […] – Zweiter Band. Weimar: Landes-Industrie-Comptoir 1848.

Schubart, Christian Friedrich Daniel: Schubart's Leben und Gesinnungen. – Von ihm selbst, im Kerker aufgesetzt. – Zweiter Theil. – Hrsg. von seinem Sohne Ludwig Schubart. Stuttgart: Mäntler 1793.

Schücking, Levin: Bilder aus Westfalen […]. Elberfeld: Friderichs 1860.

Schulze, Ernst: Sämmtliche poetische Werke […]. – Neue Ausgabe […]. Dritter Theil. Leipzig: Brockhaus 1822.

Schwab, Gustav: Zur Erläuterung des allegorischen Titelkupfers. – In: Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern von vaterländischen Schriftstellern. – Mit einer historischen Einleitung von […] J. J. Hottinger […]. Erster Band. Chur: Dalp 1828.

Schwab, Gustav: Gedichte. 2 Bde. Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1828-1829.

Schwab, Gustav: Wanderungen durch Schwaben. Leipzig: G. Wigand [1837].

Scott, Walter: The Heart of Midlothian (= Tales of my Landlord, 2nd series). Edinburgh: Constable 1818.

Selberg, Eduard: Wanderungen durch Batavia im Januar 1838. – In: Das Ausland. Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. München: Cotta 1839. 12. Jg., Nr. 78-81.

Seuffert, Georg Carl: Statistik des Getreide- und Viktualien-Handels im Königreiche Bayern mit Berücksichtigung des Auslandes. München: J. G. Weiß 1857.

Shakespeare, William: Shakespeare's dramatische Werke übersetzt von August Wilhelm von Schlegel u. Ludwig Tieck. – Sechste Octav-Ausgabe. – Vierter Band. König Heinrich der Achte. Romeo und Julia. Ein Sommernachtstraum. Berlin: Reimer 1864.

Siebel, Carl: Der Gruß. – In: Elberfeld und Barmen. Beschreibung und Geschichte dieser Stadt des Wupperthals nebst besonderer Darstellung ihrer Industrie, einem Ueberblick der Bergischen Landesgeschichte etc. – […] herausgegeben von Wilhelm Langwiesche. Barmen: Langewiesche 1863.

Simrock, Karl [Übers.]: Das Nibelungenlied […]. Berlin Vereinsbuchhandlung 1827.

Simrock, Karl [Übers.]: Gedichte Walthers von der Vogelweide, übersetzt […]. – Zweiter Theil. Berlin: Vereinsbuchhandlung 1833.

Simrock, Karl: Das malerische und romantische Rheinland […]. Leipzig: G. Wigand 1840.

Simrock, Karl: Die deutschen Volksbücher Gesammelt und ihrer ursprünglichen Echtheit wiederhergestellt […]. Erster Band. Frankfurt a. Main: Brönner 1845.

Sismondi, Jean-Charles-Léonard Simonde de: Geschichte der italienischen Freistaaten im Mittelalter. 14 Bde. Zürich: Geßner 1807-1822.

Spazier, Otto: Jean Paul Friedrich Richter – Ein biographischer Commentar zu dessen Werken (= Jean Paul's sämmtliche Werke LXI). Erster Band. Leipzig: Brüggemann u. Wigand 1833.

Staats-Lexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von Carl von Rotteck und Carl Welcker. – Fünfter Band. Altona: Hammerich 1837.

Staats-Lexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von Carl von Rotteck u. Carl Welcker. – Sechster Band. Altona: Hammerich 1838.

Staats-Lexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von Carl von Rotteck u. Carl Welcker. – Siebenter Band. Altona: Hammerich [2]1847.

Staats-Lexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften in Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von Carl von Rotteck u. Carl Welcker. – Achter Band. Altona: Hammerich 1839.

Staats-Lexikon oder Encyklopädie der Staatswissenschaften in Verbindung mit den angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von Carl von Rotteck u. Carl Welcker. – Zwölfter Band. Altona: Hammerich 1841.

Stahr, Adolf: Ein Jahr in Italien. […]. Oldenburg: Schulze 1847.

Stahr, Adolf: Weimar und Jena – Ein Tagebuch. Oldenburg: Schulze 1852.

Stang, Christian Franz Gottlieb: Martin Luther. – Sein Leben und Wirken […]. Leipzig u. Stuttgart: Scheible 1835.

Steffen, Henrich: Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben […]. Siebenter Band. Breslau: Max 1843.

Steger, Friedrich [Hrsg.]: Ergänzungs-Conversationslexikon der neuesten Zeit auf das Jahr 1855/56. […]. Elfter Band. Leipzig u. Meißen: Ergänzungsblätterverlag [1856].

Stein, Lorenz von: Oesterreich und der Frieden […]. Wien: Braumüller 1856.

Steub, Ludwig: Drei Sommer in Tirol. München: Verlag der literarisch-artistischen Anstalt 1846.

Steub, Ludwig: Aus dem bayerischen Hochlande. II. – In: Beilage zur Nr. 189 der Allg. Zeitung. Augsburg: Cotta 1850. 44. Jg., 8. Juli 1850.

Steub, Ludwig: Das bayerische Hochland […]. München: Literarisch-artistische Anstalt 1860.

Stieglitz, Christian Ludwig: Geschichte der Baukunst vom frühesten Alterthume bis in die neuern Zeiten. […]. Nürnberg: Campe 1827.

Stöber, Adolf Ludwig: Reisebilder aus der Schweiz in Gedichten […]. St. Gallen: Scheitlin & Zollikofer 1850.

Stöber, Adolf Ludwig: Neue Reisebilder aus der Schweiz. St. Gallen: Scheitlin & Zollikofer 1857.

Stolberg, Friedrich Leopold: Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sicilien […]. – Zweiter Band. Königsberg u. Leipzig: Nicolovius 1794.

Storch; Ludwig: Novellen […]. – Vierter Band. Frankfurt a. Main: J. D. Sauerländer 1834.

Strauß, David Friedrich: Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet […]. 2 Bde. Tübingen: Osiander 1835–1836.

Strauß, David Friedrich: Ulrich von Hutten. […]. – Zweiter Theil. Leipzig: Brockhaus 1858.

Sydow, Friedrich von [Hrsg.]: Thüringen und der Harz, mit ihren Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden. – […]. Sechster Band […]. Sondershausen: Eupel 1842.

Tegnér, Esaias: Frithiofs-Sage. – Aus dem schwedischen Original übersetzt von Dr. Ernst Jansen. Hamburg: Berendsohn 1841.

Thaler, Joseph: Edelrauten von den Alpen Tirols. Vaterländische Dichtungen von Lertha. Innsbruck: Wagner 1840.

Thon, Johann Carl Salomo: Schloß Wartburg – Ein Beytrag zur Kunde der Vorzeit. Gotha: Ettinger 1792.

Tiedge, Christoph August: Elegien und vermischte Gedichte – […]. Bonn: Literarisches Comptoir 1804.

Tiedge, Christoph August: Urania – […] Zweite verbesserte Auflage. Halle: Renger ²1805.

Tocqueville, Alexis de: De la Démocratie en Amérique, […] Tome Premier. Paris: Gosselin 1835.

Truchseß von Wetzhausen zu Bettenburg, Christian Frhr.: Systematische Classification und Beschreibung der Kirschensorten von Christian Freiherrn Truchseß von Wetzhausen zu Bettenburg; hrsg. von Friedrich Timotheus Heim, […]. Stuttgart: Cotta 1819.

Tschischka, Franz: Der Gefährte auf Reisen in dem österreichischen Kaiserstaate. – Für Reisende jeden Standes und Zweckes nach den neuesten und bewährtesten Quellen bearbeitet […]. Wien: F. Beck 1834.

Uhland, Ludwig: Gedichte […]. Stuttgart u. Tübingen: Cotta 1815.

Uhland, Ludwig: Gedichte […]. Neunte Auflage. […]. Stuttgart u. Tübingen: Cotta ⁹1835.

Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon. Fünfter Band […]. Leipzig: Brockhaus 1861.

Venedey, Jacob: Irland. […]. Zweiter Theil. Leipzig: Brockhaus 1844.

Verein zum Schutze deutscher Einwanderer in Texas: Gesammelte Aktenstücke des Vereins zum Schutze deutscher Einwanderer in Texas. – Nebst einer Karte. Mainz: Zabern 1845.

Versen, [.?.]: Trollhättans Canal und Wasserfälle, die Gold-Insel und Karls XII. erste Liebe […]. – In: Das Ausland. Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. München: Cotta 1839. 12. Jg., Nr. 113–117.

Vogel, Carl [Bearb.]: Goethe in amtlichen Verhältnissen. aus den Acten, besonders durch Correspondenzen zwischen ihm und dem Großherzoge Carl August, Geh. Reg. Rath v. Voigt u. A. […]. Jena: Frommann 1834.

Voigt, Johannes: Markgraf Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach […]. Erster Band. Berlin: Decker 1852.

Voß, Johann Heinrich d. Ä.: Des Quintus Horatius Flaccvs Werke. 2 Bde. Heidelberg: Mohr u. Zimmer 1806.

Voß, Johann Heinrich d. Ä.: Homers Ilias […]. Tübingen: Cotta ³1806.

Wachsmuth, Wilhelm: Hellenische Alterthumskunde aus dem Gesichtspunkte des Staates, […]. – Erster Theil. Halle: Hemmerde u. Schwetschke 1826.

Wagner, Ernst: Briefe über den Dichter Ernst Wagner; […]. Herausgegeben von Friedrich Mosengeil. – Zweites Bändchen. Schmalkalden: Varnhagen 1826.

Wagner, Moritz: Reise nach Persien und dem Lande der Kurden […]. Leipzig: Arnold 1852.

Wagner, Moritz: Reisen in Nordamerika in den Jahren 1852 und 1853 […]. Leipzig: Arnold 1854.

Weber, Carl Julius: Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen. […]. Neunter Band (= Carl Julius Weber's sämmtliche Werke, 24. Bd.). Stuttgart: Hallberger 1840.

Weiße, Felix: Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste. Fünf und funfzigsten Bandes Erstes Stück. Leipzig: Dyck 1795.

Whittires, John Greenleaf: Lays of my Home and other Poems, […]. Boston: Ticknor 1843.

Wiebeking, Carl Friedrich von: Theoretisch-practische bürgerliche Baukunde, durch Geschichte und Beschreibung der merkwürdigsten antiken Baudenkmahle und ihrer genauen Abbildungen bereichert. Erster Band. München: Zängl 1821.

Wiebeking, Carl Friedrich von: Von dem Einfluß den die Untersuchung und beurtheilende Beschreibung der Baudenkmale des Alterthums, desMittelalters und der neuern Zeit auf die Erforschungen im Gebiet der Geschichte haben […]. München: Jaquet 1834.

Wigand, Franz: Gedichte […]. Mannheim: Zeiler 1844.

Wigand, Paul: Wetzlar und das Lahnthal. Wetzlar: Rathgeber 1862.

Willkomm, Ernst: Italienische Nächte. Reiseskizzen und Studien. 2 Bde. Leipzig: Fleischer 1847.

Zehler, Johann Gottfried: Das Siebengebirge und seine Umgebungen nach den interessanteren Beziehungen […]. Krefeld: Funcke 1837.

Zeiller, Martin u. Matthaeus Merian d. Ä.: M. Z. Topographiæ Galliæ, Oder Beschreibung und Contrafaitung des mächtigen Königreichs Franckreich, Achter Theil. Die fürnehmste und bekannteste Städte vnd Plätze in dem Herzogthum Normandie, fürgestellt. Frankfurt a. Main: Caspar Merian 1657.

Zimmermann, Wilhelm: Allgemeine Geschichte des großen Bauernkrieges. […] – Erster Theil. Stuttgart: F. H. Köhler 1841.

Zschokke, Heinrich: Des Schweizerlands Geschichten für das Schweizervolk. […]. Aarau: H. R. Sauerländer 1822.

Zschokke, Heinrich: Die klassischen Stellen der Schweiz und ihre Hauptorte in Originalansichten dargestellt […]. Erste Abtheilung. Karlsruhe u. Leipzig: Kunst-Verlag 1836.

Herausgeber[963]

Aeschylus: Προμηθεύς Δεσμώτης - Βικιθήκη (wikisource.org).

Allgemeines Organ für Handel und Gewerbe des In- und Auslands und damit verwandte Gegenstände. – Redigirt und verlegt von C. C. Becher, […]. Köln: Bachem 1835. 1. Jg., Nr. 80. Köln, Sonntag den 6. September 1835.

Allom, Thomas, George Pickering u. T. Rose: Westmoreland, Cumberland, Durham, and Northumberland, Illustrated: […]. London: Fisher, Son & Co. 1832.

Ammianus: Ammianus: Liber XVI (thelatinlibrary.com).

Ansbacher Tagblatt für Stadt und Land. Ansbach: Vetter 1844. 1. Jg., Nro. 104, Freitag, 4. Oktober 1844, S. 414.

Anonymus: Lesefrüchte, belehrenden und unterhaltenden Inhalts. Herausgegeben in München. 1832. Erster Band. München: Lentner [1832].

Anonymus: Thüringen und der Harz, mit ihren Merkwürdigkeiten, Volkssagen und Legenden. […]. – Dritter Band. […]. Sondershausen: Eupel 1840.

Anonymus: L'agitation réformiste en Allemagne – In: Revue des deux Mondes – XXXIIᵉ Année. – Seconde période – Tome trente-huitième. Paris: Bureau de la Revue des deux Mondes 1862.

Anonymus: Das Jubiläum der Wiener Hochschule. – In: Bote von Oberkärnten. Villach: F. F. Hoffmann 1865. 1. Jg., Nro. 14. Villach, 15. August. 1865.

Aristoteles (Solon-Zitat): Aristotle, Athenian Constitution, chapter 12, section 1 (tufts.edu).

Ausonius, Decimus Magnus: Ausonius: Septem Sapientum Sententiae (thelatinlibrary.com).

Ausonius, Decimus Magnus: Ausonius: Mosella (thelatinlibrary.com).

Baer, Dieter: Festrede zur Meyerehrung 2006. – In: kleines universum (= Hildburghäuser Stadtgeschichte 5). Hildburghausen: Stadtmuseum [2010]. S. 7-17.

Der Baierische Landbote. München: K. F. A. Müller 1825. 1. Jg., Nro. 125, 18. Oktober 1825.

Bayer. Akademie der Wissenschaften [Hrsg.]: Chroniken der fränkischen Städte. – Nürnberg. Dritter Band. Leipzig: Hirzel 1864.

Benedikt: Regula sancti Benedicti - Wikisource.

Biblia
    Sacra Vulgata: Lesen im Bibeltext :: bibelwissenschaft.de.
    Hebraica Stuttgartensia: Lesen im Bibeltext :: bibelwissenschaft.de.
    Novum Testamentum Graece: Lesen im Bibeltext :: bibelwissenschaft.de.

Blanqui, Adolphe Jérôme: Lettres sur l'Exposition universelle de Londres. […]. Paris: Capelle 1851.

Blesson, Ludwig: Geschichte des Belagerungskrieges […]. Dritter Band. Berlin: Schlesinger 1835.

Bodenstedt, Friedrich von: Tausend und ein Tag im Orient. 3 Bde. Berlin: Decker ^{3}1859.

Böhm, Laetitia: Papst Benedikt XII. (1334–1342) als Förderer der Ordensstudien – Restaurator – Reformator – oder Deformator regularer Lebensformen? – In: Melville, Gert [Hrsg.]: Secundam regulam vivere – Festschrift für P. Norbert Backmund O.Praem. Windberg: Poppe 1978. S. [281]-310.

[963] Da für die Recherche der antiken Autoren fast ausschließlich Internet-Ausgaben verwendet wurden und nicht ersichtlich war, welche Ausgaben klassischer Autoren den Zitaten zugrunde lagen, werden hier der Einfachheit halber sämtliche Ausgaben gemeinsam aufgeführt.

Bonaparte, Napoléon: Correspondance de Napoléon I[er] publiée par l'ordre de l'Empereur Napléon III – Tome huitième. Plon & Dumaine 1861.

Bonnot de Mably, Gabriel: Des Droits et des devoirs du citoyen. O. O., o. Vlg. 1789.

Bote von Oberkärnten. Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. F. Hoffmann. Villach: Hoffmann 1865. 1. Jg., N[ro.] 14. Villach, 15. August. 1865.

Brehm, Alfred: Die Alhambra. – In: Faust – Polygraphisch illustrirte Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft, Industrie und geselliges Leben. Leipzig: Friedlein 1859. 6. Jg., № 3, Sp. 42-45, № 10, Sp. 160-162, № 11, Sp. 174-177, № 12, Sp. 189-191 u. № 13, Sp. 206-209.

Brunet, Francesca: Die Begnadigungen der Hochverräter im vormärzlichen Lombardo-Venetien: politische und kommunikationstheoretische Perspektiven. – In: Römische Historische Mitteilungen. 53. Bd. Wien: Verlag der Österr. Akademie der Wissensch. 2011. S. 303–314.

Buch, Leopold von: 3. Ueber das Bernina-Gebirge in Graubündten. […]. – In: Taschenbuch für die gesammte Mineralogie mit Hinsicht auf die neuesten Endteckungen herausgegeben von Karl Caesar Ritter von Leonhard […]. – Sechszehnter Jahrgang. – […]. Frankfurt a. Main: Hermann 1822.

Bürger, Gottfried August: Gedichte […]. Göttingen: Dieterich 1789.

Busenbaum, Hermann: Medulla theologiae moralis […]. Monasteri Westphaliæ: Typis Bernardi Raesfeldi 1650.

[Bussenius, August Friedrich (Hrsg.)]: Ferdinand Freiligrath. […]. (= Moderne Klassiker. – Deutsche Literaturgeschichte der neueren Zeit in Biographien, Kritiken und Proben. […]. – Sechster Band.) Leipzig: Verlag der modernen Klassiker [1859].

Byron, George Gordon Noël: The Prisoner of Chillon and Other Poems. London: Murray 1816.

Byron, George Gordon Noël: Correspondence of Lord Byron's With a Friend, Including his Letters to his Mother, Written from Portugal, Spain, Greece, and the Shores of the Mediterranean, in 1809, 1810 and 1811. Vol. II. [hrsg. von Robert Charles Dallas]. Paris: A. &W. Galignani 1825.

Chron. Abbatissarum Quedlinb. von Anbeginn de alten Münsters (des IXCXXXVI Jahres). Geschrieben von Anfang der 2. Hälfte des 16 Jahrhunderts bis in das 17 Jh. Auf Veranlassung von M. Cyr. Spangenberg (einem auch jetzt bekannten damaligen Historiker), Prediger in Mansfeld. Er war dort von 1553 bis 1575 (Herzog-August-Bibliothek Wolfenbüttel, Manuskript 248 Blankenburg).

Cicero, Marcus Tullius: Cicero: de Re Publica (thelatinlibrary.com).

Cicero, Marcus Tullius: Cicero: On Divination (thelatinlibrary.com).

Cicero, Marcus Tullius: Cicero: In Verrem (thelatinlibrary.com).

Constitution of the United States: U.S. Senate: Constitution of the United States.

Dante Alighieri: Divina Commedia - Wikisource.

Duvergier, Jean Baptiste [Hrsg.]: Collection complète des lois, décrets, ordonnances, réglemens, avis du conseil d'état […]. – Tome quatorzième. Paris: Guyot et Scribe ²1836.

Égron, Gr. et A.: La terre-sainte et les lieux illustrés par les apôtres – Vues pittoresques, d'après Turner, Harding et autres célèbres artistes […]. Paris: Audot 1837.

Eickhoff, Ekkehard: Venedig, spätes Feuerwerk – Glanz und Untergang der Republik 1700–1797. Stuttgart: Klett 2006.

Ergänzungs-Conservationslexikon […] unter der Redaktion von Dr. Fr. Steger. Zehnter Band oder: Neue Folge dritter Band. Leipzig u. Meißen: Ergänzungsblätter-Verlag 1846.

Fernández-Morera, Darío: The Myth of the Andalusian Paradise – Muslims, Christians, and Jews Under Islamic Rule in Medieval Spain. Wilmington, Delaware: ISI Books 2016.

Frashëri, Sami: Dictionnaire Turc-Français. Constantinople: Mihran 1883.

Friedrich [II. von Preußen]: Œuvres de Frédéric le Grand – Tome XXIII. Berlin: Imprimerie Royale (R. Decker) 1853.

Friederich, Johann Konrad (Ps. C. Strahlheim): Die Wundermappe oder sämmtliche Kunst- und Naturwunder des ganzen Erdballs. – Treu nach der Natur abgebildet und topographisch-historisch beschrieben […]. – Zweite Haupt-Abtheilung: Asien. Frankfurt a. Main: Comptoir für Literatur und Kunst 1837.

Gazette nationale ou le Moniteur universel. Paris: L'imprimerie de Mme veuve Agasse 1817. Nos. 506 et 507, S. 1211.

Goethe, Johann Wolfgang von: Wilhelm Meisters Lehrjahre. – […]. – Zweyter Band. Frankfurt a. Main u. Leipzig: [J. F. Unger] 1795.

Gopčević, Spiridon: Geschichte von Montegnegro und Albanien. Gotha: F. A. Perthes 1914.

Greußing, Astrid: Die Alhambra in Granada: Funktion und Inhalt wichtiger arabischer Inschriften. Wien 2011 [Dipl.-Arb.].

Grimm, Jacob u. Wilhelm: Deutsches Wörterbuch. 32 Bde. und 1 Quellenverzeichnis. Leipzig: Hirzel 1854-1961.

Groote, Everhard von [Hrsg.]: Arnold von Harff: Die Pilgerfahrt des Ritters Arnold von Harff. Von Cöln durch Italien, Syrien, Aegypten, Arabien, Aethiopien, Nubien, Palästina, die Türkei, Frankreich, Spanien, wie er sie in den Jahren 1496 bis 1499 vollendet, beschrieben und durch Zeichnungen erläutert hat. […]. Köln: Heberle (E. Lamperz) 1860.

Haller, Albrecht von: Versuch Schweizerischer Gedichte. Bern: N. E. Haller 1732.

Hammer-Purgstall, Joseph von: Geschichte des Osmanischen Reiches, großentheils aus bisher unbenützten Handschriften und Archiven […]. – Zweyte verbesserte Ausgabe. Erster Band. Pest: Hartleben ²1834.

Hartleben, Theodor [Hrsg.]: Allgemeine Justiz-, Kameral- und PolizeiFama. – […]. Worms: Kranzbühler 1825. 24. Jg., Erster Band, Nro. 65 und 66, Juni. 1825.

Hegel, Friedrich: Phänomenologie des Geistes. Bamberg u. Würzburg: Goebhardt 1807.

Heimannsberg, Joachim: Ein Mensch namens Meyer – Carl Joseph Meyer zum 200. Geburtstag. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Meyers Lexikonverlag 1996.

Heine, Heinrich: Helgoländer Tagebuch. – In: Reisebilder […]. Dritter Theil. Hamburg: Hoffmann & Campe 1830.

Heine, Heinrich: Aus den Memoiren des Herren von Schnabelewopski. – In: Der Salon […]. – Erster Band. Hamburg: Hoffmann & Campe 1834.

Heine, Heinrich: Romanzero […]. Hamburg: Hoffmann & Campe 1851.

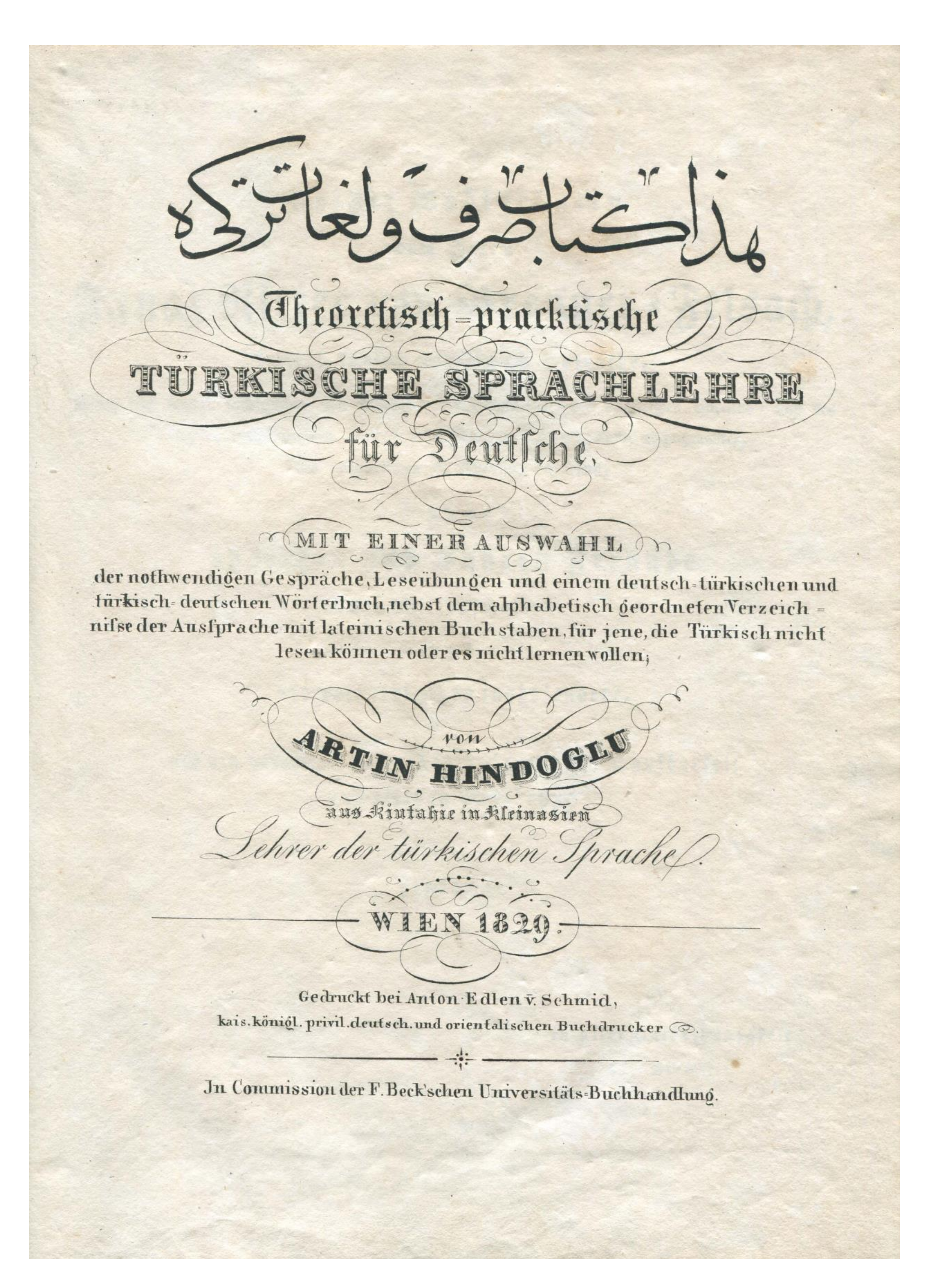
Herloßsohn, Carl [Hrsg.]: Damen Conversations Lexikon. Achter Band. Adorf: Verlags-Bureau 1837.

Hermann, Friedrich Benedict Wilhelm von: Bericht der Beurtheilungs-Commission bei der allgemeinen deutschen Industrie-Ausstellung zu München im Jahr 1854, […]. München: G. Franz 1855.

Hoffmann von Fallersleben, Heinrich: Das Lied der Deutschen […]. – Melodie nach Joseph Haydn's: „Gott erhalte Franz den Kaiser, Unsern guten Kaiser Franz!" […]. (Text Eigenthum der Verleger.) 1. September 1841. Hamburg: Hoffmann u. Campe; Stuttgart: Neff [1841].

Herodotus: Ιστορίαι (Ηροδότου)/Κλειώ - Βικιθήκη (wikisource.org).

Hindoğlu, Artin: Theoretisch-pracktische Türkische Sprachlehre für Deutsche, […]. Wien: A. v. Schmid 1829.



هذا كتاب صرف ولغات تركيه

Theoretisch=pracktische

TÜRKISCHE SPRACHLEHRE

für Deutsche,

MIT EINER AUSWAHL

der nothwendigen Gespräche, Leseübungen und einem deutsch-türkischen und
türkisch-deutschen Wörterbuch, nebst dem alphabetisch geordneten Verzeich-
nisse der Aussprache mit lateinischen Buchstaben, für jene, die Türkisch nicht
lesen können oder es nicht lernen wollen;

von

ARTIN HINDOGLU

aus Kiutahie in Kleinasien

Lehrer der türkischen Sprache.

WIEN 1829.

Gedruckt bei Anton Edlen v. Schmid,
kais. königl. privil. deutsch. und orientalischen Buchdrucker.

In Commission der F. Beck'schen Universitäts-Buchhandlung.

Hazā kītāb ḥarf ve luġāt-ı Turkye – *Theoretisch-pracktische Türkische Sprachlehre für Deutsche,* […]. *Wien: A. v. Schmid 1829.*

.

Hölscher, Michael: Von Assuan bis Alexandria – Forschungsreise nach Ägypten; https://grammata.hypotheses.org/4187.

Homer: Ιλιάς - Βικιθήκη (wikisource.org).

Homer: Οδύσσεια - Βικιθήκη (wikisource.org).

Horatius Flaccus, Quintus: Horace: Odes I (thelatinlibrary.com).

Horatius Flaccus, Quintus: Horace: Odes II (thelatinlibrary.com).

Horatius Flaccus, Quintus: Horace: Odes III (thelatinlibrary.com).

Horatius Flaccus, Quintus: Horace: Epistulae I (thelatinlibrary.com).

Horatius Flaccus, Quintus: Horace: Sermonum Liber I (thelatinlibrary.com).

Howald, Stefan [Hrsg.]: In kleinen Staaten ersterben große Gedanken aus Mangel großer Leidenschaften. Begegnungen mit Johannes von Müller. Ein Lesebuch. Göttingen: Wallstein 2003.

Hutten, Ulrich von: Clag und Vormanung gegen dem übermässigen, unchristlichen Gewalt des Bapsts zu Rom und der ungeistlichen Geistlichen. [Straßburg: Schott] 1520.

Hutten, Ulrich von: Gespräch-Büchlin […], Feber das Erst, Feber das Ander, Wadiscus oder die römische Dreyfaltigkeit, Die Anschawenden […]. [Straßburg] 1521 [?].

Irving, Washington: The Sketch Book of Geoffrey Crayon, Gent. New York: van Winkle 1843.

Jaenicke, Olaf: „Thurmwart der Freiheit" – Meyer und die bürgerliche Revolution. – In: kleines universum (= Hildburghäuser Stadtgeschichte 5). Hildburghausen: Stadtmuseum [2010]. S. 37-61.

Jacob, Friedrich [Hrsg]: Anthologia graeca ad fidem codicis olim Palatini nunc Parisini edita. 3 Bde. Leipzig: Dyck 1813-1817.

Jantsch, Heinrich: Ein Excommunicirter. Nürnberg: S. Kunze 1874.

Jean Paul: Wahrheit aus Jean Paul's Leben. Erstes Heftlein. Breslau: Max 1826.

Josephus, Flavius: Ιουδαϊκός Πόλεμος - Βικιθήκη (wikisource.org).

Kaiser, Peter: Der Pläneschmied – Das außergewöhnliche Leben des Verlegers Carl Joseph Meyer. Leipzig u. Hildburghausen: Salier 2007.

Kant, Immanuel: I. Fortsetzung der Abhandlung von dem Gebrauch teleologischer Principien in der Philosophie. (T. Merk. Januar 1788, S. 52.) – In: Der teutsche Merkur vom Jahre 1788. 1. Bd., 1. Vierteljahr („Februar 1788."). Weimar: [Selbstverlag] 1788.

Kant, Immanuel: Gesammelte Schriften. Hrsg. von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. 8. Bd., Abhandlungen nach 1781. Berlin u. Leipzig: de Gruyter 1923.

Kaul, Camilla G.: Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser. Bilder eines nationalen Mythos im 19. Jahrhundert. Köln, Weimar u. Wien: Böhlau 2007.

Keller. Gottfried: Die Leute von Seldwyla […] – Dritter Band. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart: G. J. Göschen ²1874.

Klein, Caspar Norbert: Beschreibung der bei der Donau-Reise von Linz nach Wien ersichtlichen Ortschaften […]. Erster Theil: Oberösterreich. Linz: J. Schmid 1846.

Koch, Albert Carl: Kurze Beschreibung des Hydrarchos Harlani (Koch) eines riesenmässigen Meerungeheuers und dessen Entdeckung in Alabama in Nordamerika im Frühjahr 1845. Nebst einigen geognostischen Bemerkungen verschiedener Felsengebilde, welche der Verfasser während seiner 2 ¼ Jahr langen wissenschaftlichen Reise in den westlichen und südlichen Theilen der vereinigten [sic!] Staaten untersuchte. […]. Dresden: Königl. Hofbuchdruckerei von C. C. Meinhold & Söhnen [1845].

Kongeriget Norges Grundlov. Christiania: J. Lehmann 1814.

Körner, Theodor: Dramatische Beyträge […]. – Zweyter Band. Wien: Wallishauser 1814.

Kreutner, Rudolf u. Claudia Wiener: Einigkeit vor Recht und Freiheit? – Die deutsche Einigung im Spiegel der Literatur zwischen 1813 und 1871 […] (= Schweinfurter Museumsschriften 167). Schweinfurt: Museen und Galerien 2009.

Kreutner, Rudolf: „Eine Marmorausführung hat der Prinz Albert, Gemahl der Königin von England bekommen …“ – In: Rückert-Studien XX, hrsg. von Hartmut Bobzin, Ralf Georg Czapla, York-Gothart Mix, Thomas Pittrof. Würzburg: Ergon 2012. S. 247-255.

Kreutner, Rudolf [Hrsg.]: Der Weltpoet. Friedrich Rückert 1788-1866. Dichter, Orientalist, Zeitkritiker. Göttingen: Wallstein 2016.

Krünitz, Johann Georg: Oeconomische Encyclopädie, oder allgemeines System der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft, in alphabetischer Ordnung. 242 Bde. Berlin: J. Pauli 1773-1858.

Lachmann, Karl [Hrsg.]: Die Gedichte Walthers von der Vogelweide. – […]. Berlin: G. Reimer 1827.

Landon, Letitita Elizabeth [Hrsg.]: Fisher’s Drawing Room Scrap-Book. London: Fisher, Son and Co. 1832.

Landon, Letitita Elizabeth [Hrsg.]: Fisher’s Drawing Room Scrap-Book. London: Fisher, Son and Co. 1834.

Landon, Letitita Elizabeth [Hrsg.]: Fisher’s Drawing Room Scrap-Book. London: Fisher, Son and Co. 1838.

Las Cases, Emmanuel de: Mémorial de Sainte-Hélène, ou journal où se trouve consigné, jour par jour, ce qu’a dit et fait Napoléon durant dix-huit mois […]. Tome cinquième. Paris: Bossage et frères u. a. 1823.

Lecuyer la Papotière, L. de: Le congrès ou essai sur l’influence française depuis Le milieu du XVIIe jusqu’au milieu du XIXe siècle […]. Paris: Dentu 1864.

Lucanus, Marcus Annaeus: LUCAN, The Civil War | Loeb Classical Library (loebclassics.com).

Luck Georg [Übers.]: Der Bürgerkrieg lateinisch und deutsch (= Schriften und Quellen der Alten Welt 34). Berlin: Akademie-Verlag 1985.

Lucretius Carus, Titus: De rerum natura (Titus Lucretius Carus)/Liber II - Wikisource

Macpherson, James: Works of Ossian the Son of Fingal. London: T. Becket and Dehondt 1765.

Marsch, Angelika: Meyers Universum – Ein Beitrag zur Geschichte des Stahlstiches und des Verlagswesens im 19. Jahrhundert. Lüneburg: Norddeutsches Kulturwerk 1972.

May, Karl-Heinz: Der feurige Geist Joseph Meyer – 1796–1856. Hildburghausen: Frankenschwelle 1996.

Melanchthon, Philipp: Historia de vita et actis reverendiss. viri D.Mart. Lutheri, verae Theologiae Doctoris, bona fide conscripta, […]. Heidelberg: [Stürmer] 1548.

Meyer von Kronau, Gerold: Erdkunde der Schweizer Eidgenossenschaft. Ein Handbuch für Einheimische und Fremde. […]. Erster Band. Zweite, ganz umgearbeitete, stark vermehrte Auflage. Zürich: Orell, Füssli & Compagnie 1838.

Meyers Großes Konversations-Lexikon. Neunter Band. Leipzig: Bibliographisches Institut 1907.

Meyers Großes Konversations-Lexikon. Zehnter Band. Leipzig: Bibliographisches Institut 1907.

Meyers Großes Konversations-Lexikon. Zwölfter Band. Leipzig: Bibliographisches Institut 1907.

Milton, Giles: Das Inferno von Smyrna – Wie der Traum einer Vielvölkerstadt in Flammen aufging. Darmstadt: wbg 2022.

Mittelfränkische Zeitung. (früher Nürnberger Zeitung.) Nürnberg: Mayer 1846. 13. Jg., Nürnberg, 31. Juli 1846. № 212. Freitag: Trasibulus. o. Sz.

Morsbach, Peter: Die Brüder Asam – Vom Leben im Theater der Kunst. Regensburg: Pustet 2017.

Neuer Zeitungen von Gelehrten Sachen, auf das Jahr M DCC XXI – Erster Theil. Leipzig: Post-Zeitungs-Expedition [1721]. 7. Jg.

Niedergesees, J. B. [Bearb.]: Kissinger Adreß-Buch. – […]. Würzburg: Zürn 1838.

Oestreichische militärische Zeitschrift. Wien: A. Strauß Witwe 1834. 24. Jg., 2. Heft.

Of Llancarvan, Caradoc: The History of Wales. – Written originally in British […]; translated into English by Dr. Powell; […]. Shrewsbury: Eddowes 1832.

Oppeln-Bronikowiski, Friedrich von u. Gustav B. Volz [Hrsgg.]: Friedrich der Große – Die politischen Testamente […]. Berlin: Hobbing 1922.

Ovidius Naso, Publius: Metamorphoses (Ovidius) - Wikisource.

Ovidius Naso, Publius: Ovid: Ex Ponto I (thelatinlibrary.com)

Petrarca, Francesco: Canzoniere (Rerum vulgarium fragmenta) - Wikisource.

Piccolomini, Enea Silvio: http://www.poetiditalia.it/texts/PICCOLOM|epyg|001.

Pindarus: ΠΙΝΔΑΡΟΣ: Πυθιονίκαις (greek-language.gr).

Pappe, Johann Joseph Christian: Barcelona. – In: Lesefrüchte vom Felde der neuesten Literatur des In- und Auslands […]. Hamburg: o. Vlg. 1843. Jg. 1843, Zweiter Band.

Parrot, Johann Friedrich: Reise zum Ararat […]. Erster Theil. Berlin: Spener 1834.

Pausanias: Παυσανίας, Αττικά (uoa.gr).

Platon: Plato, Lysis, section 214a (tufts.edu).

Plinius Secundus, Gaius: Naturalis Historia - Wikisource.

Pölitz, Karl Heinrich Ludwig: Allgemeine Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Auflösung des weströmischen Reichs, […]. Leipzig: Hinrich [7]1850.

Powell, Philip Wayne: Tree of Hate – Propaganda and Prejudices affecting United States Relations with the Hispanic World. New York: Basic Books [1971].

Propertius, Sextus: Propertius Book I (thelatinlibrary.com).

[Pückler-Muskau, Hermann von]: Briefe eines Verstorbenen. – Ein fragmentarisches Tagebuch aus Deutschland, Holland und England, geschrieben in den Jahren 1826, 1827 und 1828. – Dritter Theil. Stuttgart: Hallberger 1831.

[Pückler-Muskau, Hermann von]: Briefe eines Verstorbenen. – Ein fragmentarisches Tagebuch aus Deutschland, Holland und England, geschrieben in den Jahren 1826, 1827 und 1828. – Vierter Theil. Stuttgart: Hallberger 1831.

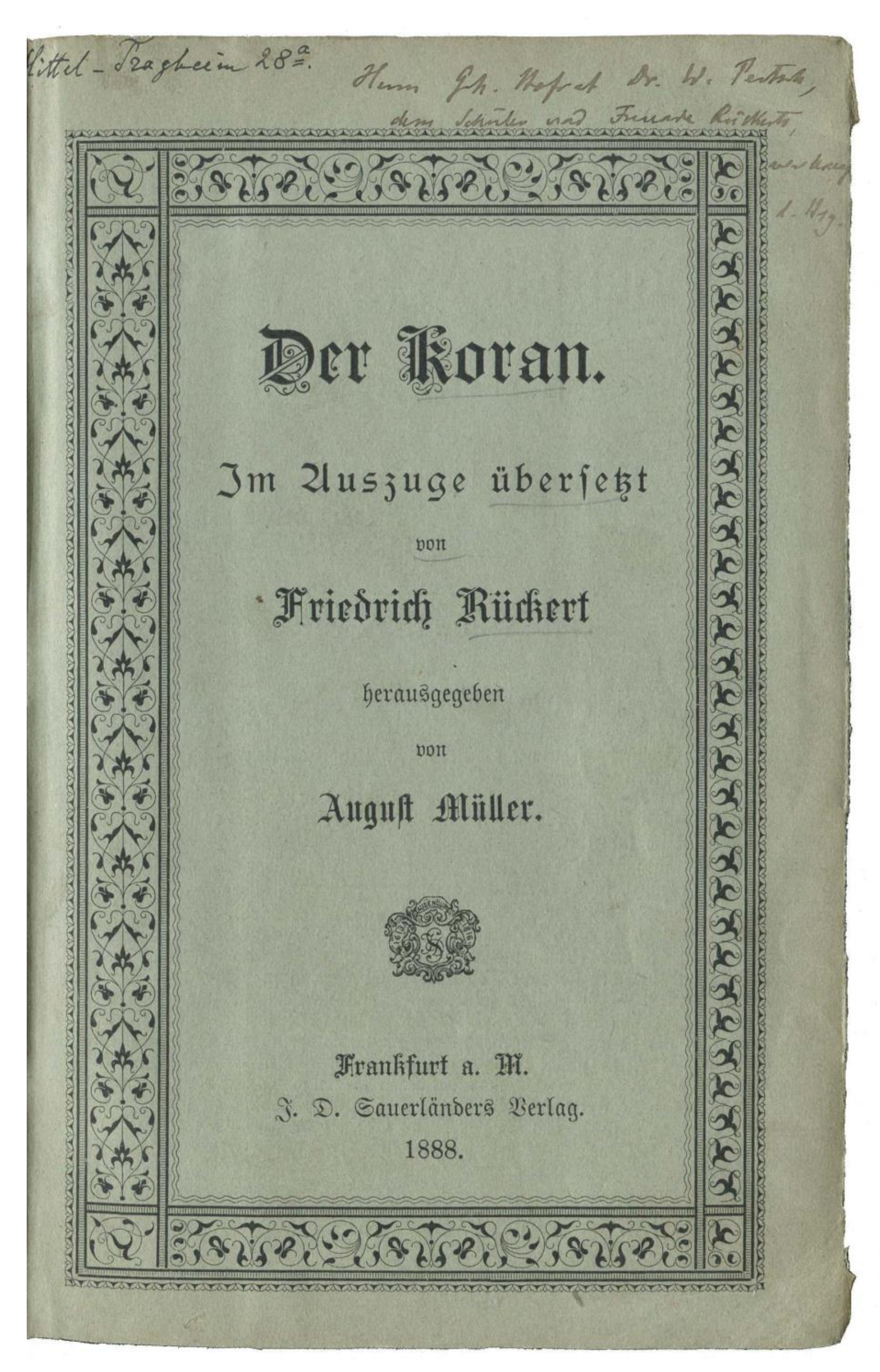
[Pückler-Muskau, Hermann von]: Vorletzter Weltgang von Semilasso. Traum und Wachen. – Aus den Papieren des Verstorbenen. Zweiter Band. Stuttgart: Hallberger 1835.

[Pückler-Muskau, Hermann von]: Die Rückkehr. Vom Verfasser der Briefe eines Verstorbenen. – Dritter und letzter Theil. Syrien und Kleinasien. Berlin: Duncker 1848.

Pütter, Johann Stephan, Friedrich Saalfeld u. Georg Heinrich Oesterley d. J. [Bearbb.]: Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen. Göttingen: Vandenhoek 1765-1838.

Rahden, Till van: Juden und andere Breslauer – Die Beziehungen zwischen Juden, Protestanten und Katholiken in einer deutschen Großstadt von 1860 bis 1920. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2000.

Raumer, Friedrich von: Die vereinigten Staaten von Nordamerika. […]. – Erster Theil. Leipzig: Brockhaus 1845.



Der Koran.

Im Auszuge übersetzt

von

Friedrich Rückert

herausgegeben

von

August Müller.

Frankfurt a. M.

J. D. Sauerländers Verlag.

1888.

Rückert, Friedrich [Übers.]*: Der Koran. Im Auszuge übersetzt* […],
herausgegeben von Wilhelm Müller.
Frankfurt a. Main: J. D. Sauerländer 1888.

Redhouse, James W.: A Turkish and English Lexicon […]. Constantinople: Boyajian 1890.

Regesta Imperii VII H. 3, n. 299; Ettal, 17. August 1332.

Rodenberg, Julius: Studienreisen in England. Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart. […]. Leipzig: Brockhaus 1862.

Roscoe, John: Jenning's Landscape Annual or Tourist in Spain. For 1837. Biscay and the Castile's. London: R. Jennings; Asher 1837.

Rückert, Friedrich [Übers.]: Der Koran. Im Auszuge übersetzt […], herausgegeben von Wilhelm Müller. Frankfurt a. Main: J. D. Sauerländer 1888.

Sallustius Crispus, Gaius: Bellum Catilinae (thelatinlibrary.com).

Sarkowski, Heinz: Das Bibliographische Institut – Verlagsgeschichte und Bibliographie 1826–1976. Mannheim, Wien, Zürich: Bibliographisches Institut 1976.

Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst: Predigt am 28. März 1813. […]. Zum Besten der Auszurüstenden. Berlin: Realschulbuchhandlung 1813.

Seneca, Lucius Annaeus: Seneca: Quaestiones Naturales VII (thelatinlibrary.com).

Septem Illustrium Vivorum Poemata. Amstelodami: Elsevir 1672.

Shakespeare, William: The Taming of the Shrew :|: Open Source Shakespeare.

Shakespeare, William: A Midsummer Night's Dream :|: Open Source Shakespeare.

Shakespeare, William: The Tragedy of Hamlet, Prince of Denmark :|: Open Source Shakespeare

Shakespeare, William: The Tragedy of Macbeth :|: Open Source Shakespeare.

Shakespeare, William: The Tragedy of King Lear :|: Open Source Shakespeare.

Shakespeare, William: The Tempest :|: Open Source Shakespeare.

Shakespeare, William: History of Henry VIII :|: Open Source Shakespeare.

Schiller, Friedrich von: Kabale und Liebe – ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Aufzügen […]. Mannheim: Schwan 1784.

[Schiller, Friedrich von]: Spiel des Schicksals. Ein Bruchstück einer wahren Geschichte. – In: Der teutsche Merkur vom Jahre 1789. Erster Band, 1. Vierteljahr. Weimar: [Selbstverlag] 1789.

Seume, Johann Gottfried: Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802. [Dresden: Hartknoch] 1803.

Simanowski, Roberto: Die Verwaltung des Abenteuers: Massenkultur um 1800 am Beispiel Christian August Vulpius (= Palaestra, Bd. 302). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1998.

Spindler, Max [Hrsg.]: Handbuch der bayerischen Geschichte. Band IV. München: C. H. Beck ^{3}2007.

Tasso, Torquato: La Gerusalemme liberata […]. Parma: Viotti 1581.

Tegnér, Esaias: Frithiofs Saga […]. Stockholm: Norstedt & söner ^{5}1831.

Thomas, Louis: Das Illustrirte goldene Kinderbuch. – Neue Jugend- und Hausbibliothek […]. – Sechster Band. Leipzig: Spamer 1854.

Tombleson, William [Hrsg.]: Views of the Rhine from Cologne to Mainz. London: Virtue 1832.

Vergilius Maro, Publius: Aeneis - Wikisource.

Vulliemin, Louis: Chillon – Étude historique […]. Lausanne: Bridel 1851.

Voß, Johann Heinrich d. Ä. [Übers.]: Odüßee […]. Hamburg: Selbstverlag 1781.

Voß, Johann Heinrich d. Ä. [Übers.]: Homers Werke übersetzt. Die Ilias neu, die Odyssee umgearbeitet. 4 Bde. Altona: Hammerich 1793.

Wegner, Wolfgang: Miasma. – In: Enzyklopädie Medizingeschichte. Berlin/New York: De Gruyter 2005.

Westphal, Johann Heinrich: Die Römische Kampagne in topographischer und antiquarischer Hinsicht […]. Berlin u. Stettin: Nicolai 1829.

Wiebeking, Carl Friedrich von: Theoretisch-practische bürgerliche Baukunde, durch Geschichte und Beschreibung der merkwürdigsten antiken Baudenkmahle und ihrer genauen Abbildungen bereichert. 4 Bde. München: Zängl 1821-1826.

Wiener Congreß-Acte, 8. Juni 1815: Wiener Kongreßakte (1815) (staatsvertraege.de).

Winderlich, Carl: Geschichte des deutschen Volks für das deutsche Volk. Leipzig: O. Wigand 1851.

Wolff, Otto Ludwig Bernhard [Hrsg.]: Neues elegantestes Conversations-Lexikon für Gebildete aus allen Ständen. – […] Erster Band. Leipzig: Kollmann 1834.

Wolff, Otto Ludwig Bernhard [Hrsg.]: Neues elegantestes Conversations-Lexikon für Gebildete aus allen Ständen. – […] Zweiter Band. Leipzig: Kollmann 1835.

Wolff, Otto Ludwig Bernhard [Hrsg.]: Neues elegantestes Conversations-Lexikon für Gebildete aus allen Ständen. – […] Dritter Band. Leipzig: Kollmann 1836.

Wolff, Otto Ludwig Bernhard [Hrsg.]: Neues elegantestes Conversations-Lexikon für Gebildete aus allen Ständen. – […] Vierter Band. Leipzig: Kollmann 1837.

